Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Fünftes Buch.

Mirabeau in Berlin.

I.

Von Paris nach Berlin.

Es war an einem der letzten Decembertage des Jahres 1785, als ein Reisewagen, der von einem Postillon geführt wurde, bei beginnender Nacht zwischen Toul und Verdun in langsamer Fahrt über die Landstraße hinfuhr. Der bedeutende Schneefall hinderte die raschere Fortbewegung des Wagens, der auf seiner Bahn häufig Unterbrechungen fand, die nur mit großer Mühe beseitigt werden konnten.

Die Straße zog sich an den Ufern der Maas vorüber, auf deren festgefrorenen Eisflächen der Mond mit bleichen Strahlen hin- und herzitterte. Die Mitternachtsstunde war herangekommen und der Reisewagen bog eben in einen Wald ein, durch welchen die Landstraße sich fortsetzte.

Eine lautlose Stille herrschte in der ganzen Gegend, die nur durch das Knarren der Baumzweige im Frost und durch ein hin und wieder anschlagendes Geschrei der Krähen unheimlich unterbrochen wurde. Die Gesellschaft, welche sich in dem Reisewagen befand, war in den tiefsten Schlaf versunken, und nur ein Hund, der zu den Füßen seines Herrn lag, hatte keine Ruhe finden können, sondern erging sich zuweilen in

einem leisen Winseln, durch welches eine junge Dame, die in der einen Ecke des Wagens saß, immer von Neuem wieder aus dem Schlummer, der sich kaum ihrer bemächtigt hatte, emporgescheucht wurde.

Sie faßte dann, wie es schien, den Entschluß, den Schlaf gänzlich aufzugeben, und nachdem sie mit sorgfältig prüfenden Augen ihren in einen gewaltigen Pelz eingehüllten, tief schlummernden Nachbar und einen kleinen Knaben, der auf dem Rücksitz in den Armen einer Wärterin eingeschlafen war, betrachtet hatte, lehnte sie sich zu dem Wagenfenster hinaus, dessen Glasscheibe herabgelassen war. Ihr schönes Auge blickte klar und scharf in den weiß schimmernden Wald hinaus, der jetzt dicht an der Landstraße hin sich fortzog, und dessen von Eis und Schnee zitternde Baumgruppen in dem spielenden Licht des Mondes allerhand wunderbare Gestalten bildeten.

Du bist wahrhaft unausstehlich, Sarah! flüsterte sie dann, zu dem Hunde sich niederbeugend, der seine leise wimmernden Klagetöne von Neuem erhob. Ich glaube, Du hast Furcht in dem nächtlichen, schauerlichen, frierenden Wald. Witterst Du etwa Gespenster, dumme Sarah?

Henriette schien bei diesen Worten selbst in eine Art von Beunruhigung zu gerathen. Mit einer hastigen Bewegung steckte sie ihren Kopf weiter zum Wagenfenster hinaus, zog ihn aber in demselben Augenblicke wieder rasch zurück, und schien in der Berührung von Mirabeau's Hand, die sich eben zufällig auf ihren Schooß hinabgesenkt hatte, eine Erkräftigung zu suchen. Der Anblick ihres in tiefster Ruhe und Zuversicht neben ihr schlummernden Freundes schien ihre aufgeregten Besorgnisse wieder vollständig zu zerstreuen.

Sie beschäftigte sich von Neuem mit dem Betrachten der nächtlichen Winterlandschaft, die sie jetzt so glän-

zend und schön um sich her fand, daß sie sich selbst in ihren Gedanken auszuschelten begann, wie sie zuvor sich hatte einfallen lassen können, so seltsame und abgeschmackte Erscheinungen zu haben. Es war ihr nämlich gewesen, als wenn seit einiger Zeit dunkle Gestalten den Wagen umschlichen, die bald langsamer, bald rascher mit ihm weiter zogen und sich dann spurlos wieder in dem Wald verbargen, plötzlich aber wieder hervortraten, und nahe an das Fenster kommend, mit furchtbaren Blicken in den Wagen hereinspähten.

Es sind Baumzweige gewesen, so wie dieser hier, dachte Henriette, indem sie einen von Eis blinkenden Zweig, den der vorbeistreifende Wagen so eben in das Fenster hereingedrückt hatte, mit der Hand abbrach, und wie zur Vergewisserung über die Täuschungen ihrer Einbildungskraft sorgfältig zu betrachten anfing.

Ich werde aber wach bleiben und Alles um mich her genau beobachten, sagte sie zu sich selbst, indem sie wieder mit erneuertem Muth in die Nacht hinausblickte. Sie erschien sich in diesem Augenblicke wie der behütende Genius der Uebrigen, und lächelte in diesem Bewußtsein von Zeit zu Zeit ihrem Freunde Mirabeau und dem kleinen Coco zu, die mit dem regelmäßigen und eifrigen Athmen ihres Schlummers jetzt einzig und allein die rings herrschende Stille unterbrachen.

In diesem Augenblicke fiel ein Pistolenschuß, der aus dem Gebüsche her in den Wagen drang, jedoch außer dem erschreckenden Knall keine Spuren in demselben zurückließ, da die Kugel zu dem entgegengesetzten Fenster wieder hinausgefahren war.

Mein Freund, mein Freund, man schießt auf uns! rief Henriette mit einem hellen Angstschrei, indem sie sich an Mirabeau anklammerte und denselben, der noch

mit dem Schlafe rang, durch ihr heftiges Rütteln vollständig zu wecken suchte.

In demselben Moment aber hörte man zwei andere Schüsse losgehen, die fast gleichzeitig fielen. Eine Kugel blieb in dem Innern des Wagens haften, verursachte jedoch nur eine Beule an dem Kutschenschlag und fiel dann an den Boden nieder. Die Bewegung, die Henriette machte, und mit der sie auch den sich erst jetzt ermunternden Mirabeau emporriß, wurde wahrscheinlich die Ursache, daß Keiner von ihnen getroffen worden war.

Der Hund brach jetzt in ein lautes Heulen aus, Henriette wehklagte leise in sich hinein, und auch der kleine Coco fuhr mit schmetterndem Geschrei von dem Schooß seiner Wärterin empor.

Nachdem Mirabeau sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt hatte, begann er zuerst das Kind zu untersuchen, um sich von der Unverletztheit desselben zu überzeugen. Dann sagte er zu seiner Freundin, nicht ohne eine Anwandlung von schauerlichem Gefühl: Das waren keine Diebe und Räuber, denn Leute dieser Art sind nicht so unerfahren in der Ausübung ihres Handwerks. Ein Räuber, der uns berauben wollte, würde nicht drei Schüsse in den Wagen gethan haben und dann verschwunden sein. Er würde sich noch weiter mit uns abgefunden haben, um die Kosten für Pulver und Kugeln wieder an uns herauszubringen. Aber diese Dilettanten, die plötzlich in den Wagen hineinschießen und dann die ganze Sache auf sich beruhen lassen, sind gedungene Mörder, doch sie machten Pfuscherarbeit, und ich möchte Tausend gegen Eins wetten, daß ein Frauenzimmer sie gedungen hat.

Ist es möglich? rief Henriette mit einem erneuerten Angstschrei, indem sie sich in die Arme Mirabeau's schmiegte. Wirst Du uns denn schützen und retten

können, Mirabeau? Du hast gewiß große und mächtige Feinde in Paris zurückgelassen, aber ich kann nicht begreifen, warum gerade die Damen auf Dich sollten schießen lassen? Nein, mein Freund, das bildest Du Dir blos ein, daß sie Dir auch noch auf diese Weise nachstellen sollten. Und leider hätten sie es nicht einmal nöthig, denn Du bist gar nicht so schlimm gegen sie, Mirabeau. Du weißt, wie oft ich deshalb mit Dir geschmollt habe, mein Freund. —

Sie bemerkten aber in diesem Augenblick zu ihrer Verwunderung, daß der Wagen umgekehrt war und mit einer fürchterlichen Eile einen Feldweg einschlug, der zu dem Orte, von dem sie vor Kurzem ausgefahren waren, zurückzuführen schien. Mirabeau rief seinen Diener an, der aber nicht mehr neben dem Postillon auf dem Bocke saß, wo er bisher seinen Platz eingenommen hatte.

Der Postillon gab an, daß er ohne Säumen und auf dem nächsten Wege zu seinem Posthause zurückzukehren beabsichtige, weil er den Wald nicht mehr für sicher halte. Der Diener Mirabeau's schien sich aus Schrecken und Angst auf die Flucht begeben zu haben.

Alle Ermahnungen und Scheltworte Mirabeau's vermochten nicht, den Postillon von seinem einmal gefaßten Entschluß wieder abzubringen, und er jagte nur um so entsetzlicher von dannen, so daß die Besorgniß entstehen mußte, auf der schlechten Straße mit dem Wagen umgeworfen zu werden.

Und Du hast einen bestimmten Argwohn, daß eine Dame einen Mörder gegen Dich gedungen haben könnte? fragte Henriette wieder, die von der neuen Gefahr nicht beunruhigt zu werden schien, weil sie den ihr so auffallend erschienenen Worten Mirabeau's seitdem in sichtlicher Bewegung nachgedacht hatte. Zugleich ver-

rieth sich wieder der ihr eigenthümliche Scharfblick, indem sie, während Mirabeau in einiger Verlegenheit noch mit der Antwort zögerte, ganz leise hinzusetzte: Frau von Calonne soll eine sehr schöne, aber auch sehr böse Frau sein. Ich hörte, daß sie eine geborene Italienerin ist.

Und was kann uns das schaden, mein Kind? erwiederte Mirabeau lachend, indem er bereuete, sich vorher durch eine unvorsichtige Aeußerung verrathen zu haben.

Ich habe oft gelesen, wie rachsüchtig die Italienerinnen sind, und daß sie gleich mit Dolch und Gift um sich werfen, wenn sie sich von Jemanden verletzt glauben, sagte Henriette, indem sie sich nahe und ängstlich zu Mirabeau hinüberbog. Könnten sie nicht auch einmal mit Pistolen schießen lassen?

Nein, mein Schatz, das glaube ich nicht, antwortete Mirabeau trocken auf diese mit der drolligsten Naivetät ihm vorgelegte Frage, indem er, um ihr Schweigen aufzuerlegen, wiederholt ihren Mund küßte.

Der Wagen wurde über die häufig durch Schneemassen unterbrochene Straße so heftig und rasch davongeführt, daß der unaufhörlich schwankende und stoßende Wagen die Fortsetzung des Gesprächs erschwerte, obwohl Henriette, die immer noch grübelte, noch tausend Fragen auf dem Herzen zu haben schien.

Nein, mein Kind, begann Mirabeau nach einer Pause wieder, indem ihm ihre fortgesetzte Beunruhigung leid zu thun anfing, es giebt keine schöne Frau in Paris, die zu einer solchen Rache gegen mich veranlaßt sein könnte, daß sie bis hierher in den Wald bei Verdun mir mörderische Schüsse nachsenden ließe. Und eine Häßliche kann es gar nicht gewesen sein, denn diese Gattung bringe ich von selbst nie in die Versuchung, sich an mir rächen zu müssen. Und ich

kann Dich versichern, Frau von Calonne ist durchaus nicht schön. Ihre Nase ist entschieden zu lang, ihre Augen schimmern in's Graue, was, wie Du weißt, mir so unangenehm ist, und auf ihren dicken, wulstigen Lippen sitzt mehr ein boshafter Teufel, als ein kosender Liebesgott. Ich begreife in der That nicht, wie Deine geängstigt umherirrende Phantasie in diesem Augenblick gerade auf Frau von Calonne kommen konnte. Ich kenne sie fast gar nicht, und habe sie nur ein einziges Mal in einer Soirée gesehn. Aber weißt Du, wie das Frauenzimmer heißt, welches diese Mörder gegen mich gedungen haben kann? Es heißt Zufall, denn ich habe den Zufall, der mit Allen buhlt und gegen Alle sich verschwört, von jeher für ein schlechtes Frauenzimmer gehalten und immer nur als ein solches bezeichnet. Es ist ein Zufall, wie er mich noch auf allen meinen Reisen verfolgt hat, denn wann wäre ich jemals ausgereist, ohne daß mich nicht unterwegs irgend eine Gefahr betroffen hätte? Denke nur an unsere Reise nach London, wo wir fast noch im Hafen durch den kleinlichsten und nichtswürdigsten Zufall Schiffbruch erlitten hätten? —

Obwohl Henriette durch diese ruhige und würdige Auseinandersetzung keineswegs ganz befriedigt schien, so wandten sich doch ihre Gedanken jetzt wieder von diesen Vorstellungen ab, indem der Wagen in diesem Augenblick vor der Poststation anlangte, wo bereits eine große Aufregung über das, was geschehen war, herrschte.

Der Diener Mirabeau's war in der Angst, die ihn plötzlich ergriffen hatte, hierher vorausgeeilt und hatte in der That eher als der Wagen das Posthaus erreicht, welches durch seine schreckensvollen Erzählungen sogleich in die größte Bewegung versetzt worden war. Er stand jetzt am Schlage, um denselben zu

öffnen und dem Grafen Mirabeau beim Aussteigen behülflich zu sein.

Mirabeau verlangte sogleich mit seiner gewaltig sich erhebenden Stimme nach dem Posthalter, und als derselbe zögernd und ängstlich hervortrat, wurde ihm der Befehl zugedonnert, einen andern Postillon zu stellen, oder diesen, der in feiger Flucht und wider den Willen der Reisenden mit ihnen den Rückweg angetreten, zur sofortigen Fortsetzung der Reise zu veranlassen.

Der Postillon betheuerte mit herzhaften Flüchen, daß er denselben Weg nicht wieder zurückfahren werde, da der Wald voll von Räubern und Mördern stecke, und er sein Leben und seine Pferde nicht auf's Spiel setzen könne. Vergebens wurde ihm vorgestellt, daß ein weiterer Anfall unmöglich zu befürchten sei, da die Räuber annehmen müßten, daß inzwischen eine Anzeige geschehen wäre, und sich deshalb vor der ihnen drohenden Verfolgung zurückgezogen haben würden.

Der Mensch aber verharrte bei seiner Weigerung, und der Posthalter, der ihm nur mit sehr gelinden Vorstellungen entgegentrat, erklärte bald darauf, daß die Fortsetzung der Reise erst in einigen Stunden geschehen könne, weil der Wagen, der bei der Eile des letzten Weges an den Rädern beschädigt worden, einer Ausbesserung dringend bedürfe, wenn nicht die Sicherheit der Reisenden gefährdet werden solle.

Mirabeau mußte sich, obwohl unter den heftigsten Zornausbrüchen, in dieses neue Hinderniß finden. Die Wärterin mit Coco wurde so lange in der Poststube untergebracht, die aber kaum noch für andere Personen einen ausreichenden Raum darzubieten schien. Mirabeau und Henriette zogen es daher vor, im Freien zu bleiben, und ungeachtet der schneidenden

Mitternachtskälte in der Straße vor dem Posthause mit einander auf und abzuwandeln.

Am Nachthimmel war der feierliche Reigen der schönsten Sterne emporgegangen. Der Horizont schien eine wunderbare Saat von perlenden Feuerfunken zu sein, und Henriette, die mit schwärmerischen Blicken in die unendliche Höhe hinaufschaute, drängte sich inniger an die Seite Mirabeau's, der seinen stattlichen Pelz, in den er eingehüllt war, zum Theil um die Schulter seiner zarten Freundin geschlagen hatte. Sie begann heftig zu husten, denn die Anstrengungen der Reise, bei denen Mirabeau durchaus keine Rücksicht eintreten ließ, schienen sich in ihrem seit einiger Zeit sehr erschütterten Gesundheitszustande bemerklich zu machen.

Sage mir, Mirabeau, begann sie nach einem Augenblick des Schweigens, warum Du so fürchterliche Eile mit dieser Reise hast? Ich für mein Theil beklage mich nicht, denn ich kann einen guten Puff vertragen, und eine solche Minute, wie diese, wo ich mit Dir, mein einzig geliebter Freund, unter dem Sternenglanz des vollen Himmels, von der ganzen Welt abgeschieden und nur Dir vereint, dastehe, wiegt für mich alle Strapazen und Aengste auf, die nur irgend noch kommen mögen! Aber die Kälte ist sehr bedeutend, und ich fürchte, daß der kleine Coco von diesen Nachtreisen ernstlich Schaden nehmen könnte.

Er ist ja bereits ein junger Mann von vier Jahren, entgegnete Mirabeau leichthin, und er soll einmal ein tüchtiger Mann werden. Dies kann man nur, wenn man früh mit Mühseligkeiten sich herumschlagen muß. Aber es wird ja wohl so schlimm mit ihm nicht werden, denn der Junge, dünkt mich, ist gut eingepackt, und seine Wärterin, die ihn beständig in

ihren Armen schützt, ist eine provençalische Bäuerin, die ihre starke Lebenswärme auf ihn ausathmet.

Aber ich will Dir sagen, warum ich so eile auf dieser Reise, fuhr er nach einer Pause fort, in der seine Augen mit einem mächtigen, ernsten Aufblick zu den Sternen über seinem Haupte sich wandten. Ich reise darum so rasch und unaufhaltsam, weil die großen Männer dieser Erde den Sternen des Himmels gleichen. Jetzt glauben wir sie noch zu sehen, und neigen uns anbetend vor ihrem strahlenden Sein in den Staub. Aber in demselben Augenblick schwinden sie schon über uns dahin mit all ihrer flammenden Größe, und ehe wir es denken, sind sie untergegangen, und wir sehen sie nicht mehr.

Henriette lehnte ihren Kopf an seine Brust und sah ihm aufmerksam forschend in die Augen.

Du blickst mich verwundert an, sprach er weiter, und Du ahnst nicht, daß ich von einem großen König im Norden spreche, zu dessen Hauptstadt wir jetzt diese Reise machen. Es ist Friedrich der Große, und man glaubte in Paris schon bei unserer Abreise, daß er im Sterben läge, und daß die Augenblicke seines Stundenglases gezählt sein würden. Wir eilen jetzt Tag und Nacht zu ihm, denn mich verlangt, ihn vor seinem Hinscheiden noch zu sehn. Es bringt Segen, von den Augen großer Männer getroffen zu werden. Das wirft einen Sternenglanz in unsere Seele, der nie erlischt. Die Lage Europa's wird und muß sich ändern, sobald Friedrich seine Augen geschlossen hat. Vielleicht bedeutet schon dieses Nordlicht, welches sich dort in der Ferne des Horizonts gebildet zu haben scheint, mit seinen dunkelrothen Flammen den Krieg und den Aufruhr, der sich bald in ganz Europa entzünden wird. Wir müssen wissen, wie Frankreich steht, und darum eilen wir nach Berlin. Unser Gouverne-

ment kann seinem dortigen Gesandten nicht trauen, der ein unbeholfener Schwachkopf ist. Es kommt darauf an, daß der Tod Friedrichs des Großen nicht blos sogleich und auf der Stelle durch einen Courier nach Paris gemeldet wird, sondern daß dieser Nachricht auch sofort die richtigen und entscheidenden Bemerkungen über die Lage der Dinge in Preußen und Deutschland beigegeben werden. Darum, meine süße Freundin, eilen wir in Geschwindmärschen durch Nacht und Wind, durch Kälte und Gefahr nach Berlin! —

Henriette wollte ihm demüthig die Hand küssen, aber er schloß sie innig in seine Arme. — —

Der Reisewagen wurde endlich fertig, und da der Morgen schon heranzudämmern begann, wurden die Bedenken des Postillons, dem außerdem noch ein reichliches Trinkgeld in Aussicht gestellt ward, jetzt leichter überwunden. —

Die Reise ging über Nanci, Frankfurt am Main und Leipzig nach Berlin, wo Graf Mirabeau mit seiner „Horde" glücklich an einem schönen Januartage des neuen Jahres 1786 anlangte. —

II.

Die Botschaft nach Sanssouci.

Graf Mirabeau hatte vorläufig in der Ville de Paris, einem der ersten Gasthöfe in Berlin, seine Wohnung genommen. Der Gasthof lag in der Brüderstraße, und bot zwar den Ansprüchen, die Mirabeau bei solcher Gelegenheit zu machen pflegte, keine sehr genügende Einrichtung dar, aber es war ihm gesagt worden, daß er in der Hauptstadt des Königs

von Preußen, in der ihm die äußere Eleganz noch sehr zurückgeblieben zu sein schien, auf nichts Besseres rechnen dürfe.

Die Stadt hatte zuerst einen ungemein öden und leeren Eindruck auf ihn und seine Gefährtin gemacht, doch wußte er Allem, was er sah und hörte, bald einen viel günstigeren und bedeutsameren Character abzugewinnen.

Seiner Gewohnheit nach hatte er den ersten Tag, noch ehe er irgend etwas Anderes unternehmen wollte, fast nur auf den Straßen von Berlin zugebracht, um die Physiognomie der Stadt in allen ihren einzelnen Theilen aufzufassen und das Leben in der gewöhnlichen Mischung des Tages kennen zu lernen. Während Henriette zu Hause blieb, um den dunkeln und winkeligen Zimmern, die ihnen in dem Hôtel eingeräumt waren, mit der ihr eigenen Sorgsamkeit und Geschicklichkeit den Anstrich eines wohnlichen Behagens zu geben und ihre Sachen zu ordnen, hatte Mirabeau in seiner nie ermüdenden Beweglichkeit fast die ganze Stadt durchlaufen und war an allen Ecken und Enden derselben, ja selbst vor einigen Thoren Berlins und im Thiergarten, gewesen. Er hatte sich sogar unter das Volk gemischt, soweit er die Gelegenheit dazu fand, und obwohl er bei seiner noch sehr unvollkommenen Kenntniß des Deutschen nur in gebrochener Redeweise sich verständlich machen konnte, so ersetzte er diesen Mangel doch durch die außerordentliche Kunst des Fragens, die ihm von jeher zu Gebote gestanden In seine Fragen wußte er Jeden, der ihm nur in den Wurf kam, so angelegentlich zu verstricken, daß kein Entrinnen vor dieser Wißbegierde möglich schien, die sich ebenso einschmeichelnd als interessant zu gebärden wußte, und den Angeredeten zugleich auf die unwider-

stehlichste Weise an den stattlichen und merkwürdigen Frager fesselte.

Ein Handwerker, mit dem Mirabeau auf der Kurfürsten-Brücke vor der ehernen Reiterstatue des großen Kurfürsten Bekanntschaft gemacht, war eine Zeitlang sein Führer und Begleiter geworden, und hatte ihn in seiner Weise, die aber für Mirabeau gerade die erwünschteste und lehrreichste war, über Straßen und Plätze, und manches Andere, zu orientiren gesucht. Es war ein Schuhmacher, der eine ganze Galerie von Schuhen und Stiefeln an einem Stock über seiner Schulter trug, die er im Begriff war, seinen Kunden in der Stadt zu überbringen. Mirabeau, der ein besonderes Talent hatte, mit Handwerksleuten umzugehen, und auf eine sie beredt und vertraut machende Weise mit ihnen zu verkehren, hatte den ehrsamen Meister, der seine Arbeitslast gerade über dem eisernen Gitter des Denkmals ruhen ließ, sehr ergiebig für politische und vaterländische Betrachtungen gefunden. Der Mann wußte ihm zwar nicht ganz genau zu sagen, wer der große Kurfürst gewesen, und Mirabeau dachte dabei mit Betroffenheit an die Leute aus dem Volk in Paris zurück, die in der Regel von jedem historischen Monument, das sich in ihrer Stadt befindet, und das ihrer eigenen Geschichte angehört, eine genaue Kunde haben. Aber der Schuhmacher von Berlin wußte wenigstens so viel zu sagen, daß der gewaltig auf seinem Pferde thronende Kurfürst ein sehr tapferer und gottesfürchtiger Herr gewesen sei, der auch den Herren Franzosen seiner Zeit viel zu schaffen gemacht habe, obwohl Alles, was er gethan, doch nur ein reiner Spaß sei gegen die Heldenthaten des alten Fritz, der den Franzosen bei Roßbach fürchterlich die Jacke ausgeklopft habe.

Erfreut über diese Unumwundenheit, die in der Berliner Volksmanier sich drollig genug ausnahm,

fragte ihn Mirabeau, ob er denn wisse, daß Er auch ein Franzose sei, was aber den Schuhmacher nicht in die geringste Verlegenheit versetzte. Derselbe lüftete mit einem ironischen Seitenblick seine Mütze, und sagte dann, ziemlich gutmüthig lächelnd: die Fremden sind hier fast alle Franzosen, und man kennt Euch schon an einem gewissen vornehmen Kehrmichnichtdaran, mit dem Ihr durch unsere Straßen schlendert, und so thut, als wenn Euch Alles ganz egal wäre. Und wenn ihr unser liebes Deutsch radebrecht, so nehmt Ihr Euch besonders kläglich und leidend aus, und zerbrecht Euch schier die Zunge, so daß man Euch zur Kur sogleich in unsere Charité schaffen möchte.

Euere Bemerkungen sind nicht gerade sehr schmeichelhaft, lieber Freund, aber sie haben etwas angenehm Erweckliches, versetzte Mirabeau. Und wenn es Euch recht wäre, möchte ich in Eurer Begleitung wohl einen Theil dieser guten und tüchtigen Stadt durchschweifen. Ihr kehrt dann mit mir in mein Hôtel zurück, um mir am Schluß unserer Wanderung zu einem Paar neuer Stiefeln das Maaß zu nehmen, denn ich bin ziemlich abgerissen hier angekommen, und dies spitze berliner Pflaster scheint mir einer starken Sohle zu bedürfen.

Der Meister willigte mit sichtlicher Zufriedenheit ein, stellte jedoch die Bedingung, daß der Weg durch die Stadt nach den Wohnungen seiner Kunden, bei denen er noch mit der Arbeit vorzusprechen habe, bestimmt werde, wobei er Mirabeau das Ansinnen stellte, jedesmal draußen so lange zu warten, bis er die Stiefel abgetragen habe.

Mirabeau, der sich in einer neuen Stadt zu Anfang stets in der heitersten und angeregtesten Laune befand, nahm das Erbieten an, und fühlte sich noch besonders ergötzt, zu hören, daß sein neuer Freund zuerst im Mi-

nister-Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten zu thun habe, weil er dem Minister von Hertzberg, für den er arbeite, ein Paar neuer Schuhe überbringen müsse.

Das ist ja ein ungemein glückliches Zusammentreffen, sagte Mirabeau lachend, indem er ein Portefeuille aus seiner Brusttasche hervorzog, und sich eines Briefes vergewisserte, an den er sich in diesem Augenblick erinnert gefühlt hatte. So erfahre ich doch bei dieser Gelegenheit sogleich, wo der Minister von Hertzberg wohnt, denn ich habe ein Empfehlungsschreiben aus Paris an ihn mitgebracht, und will dasselbe vorläufig mit einer Karte von mir in seinem Hôtel abgeben, um mich darauf zu einer gelegenen Audienz von dem Herrn Minister berufen zu lassen. Es wäre mir ganz recht, wenn der Herr Minister von Hertzberg auch bei mir Etwas arbeiten lassen wollte, denn wenn ich auch leider kein Schuhmacher bin, sondern nur der Graf Mirabeau, so weiß ich doch, wo die Staaten in Europa und in Deutschland der Schuh drückt, und ich könnte manchen guten Rath ertheilen, wie Preußen, wenn es nur auch einmal leichtere Stiefel anziehen wollte, sich in der That zu den Höhen Europa's hinaufschwingen würde. Nicht wahr, Meister Cordonnier!

Ich heiße Sommerbrodt, erwiederte der Schuhmacher mit vollständigem Selbstvertrauen. Ihr seid ein Graf und ich bin ein Schuster. Ist man das in Eurem Lande gewohnt, daß zwei solche Leute, wie wir, so ohne Weiteres zusammen über die Straße spazieren?

In Frankreich ist man allerdings noch nicht so weit vorgeschritten, erwiederte Mirabeau lächelnd, aber der Tag wird kommen, wo eine solche Gesellung des Grafen mit dem Schuhmacher erst eine Weisheit, und dann ein Genuß sein wird! Bei Euch in Deutschland,

2*

mein neuer Freund, ist man in solchen Dingen schon viel weiter, glaube ich, und sobald Ihr nur wolltet, würdet Ihr alle andern Völker in der Brüderlichkeit und Gleichheit weit überflügeln.

Ich weiß nicht ganz, wie der Herr Graf Das meint, entgegnete Herr Cordonnier mit einem pfiffigen Lächeln. Ihr wollt uns also rathen leichtere Stiefel anzuziehen, um, Eurer Meinung nach, ein besseres Fortschreiten zu bekommen? Euer französisches Schuhwerk ist in der That auch nicht schlecht, muß ich sagen, ja es ist, was dort gearbeitet wird, unserem deutschen Pechdraht in vielen Stücken gewiß vorzuziehen. Ich habe auch einmal in Paris gearbeitet, als ich auf meiner Wanderschaft war, und habe dort Manches gelernt. Aber Das, meine lieben Französchens, habe ich doch nicht von Euch gelernt, wie man Siebenmeilenstiefel verfertigt, denn mit diesen würde man doch noch weiter kommen, als mit Euerem lackirten Kalbleder, wie trefflich Ihr auch darin zu arbeiten versteht. Aber ich will Euch auch schon etwas Extra's machen, Herr Graf, wenn Ihr bei mir bestellen wollt. Nicht mit starken Sohlen, wie Ihr meint, Gott bewahre, das würde sich für Euch nicht schicken. Aber Ihr habt einen schönen kleinen Fuß, und den will ich schon so bedienen, daß er sich nichts vergeben, noch Schaden nehmen soll, wenn er unser schlechtes berliner Pflaster tritt.

Vortrefflich! Vortrefflich! rief Mirabeau, indem er sich vor Vergnügen über seinen ihm ungemein zusagenden Gefährten die Hände rieb. An Eurer Seite und auf Euren Schuhen möchte ich wohl das ganze Deutschland durchwandern. Ich bin im höchsten Grade begierig, Deutschland kennen zu lernen. Ich kann Euch sagen, Herr Sommerbrodt, daß diese Bekanntschaft mich von jeher gereizt hat. Dies Deutschland

ist mir immer vorgekommen, wie das schöne Mährchen von den zwölf schlafenden Jungfrauen, oder wie viel habt Ihr Staaten in Deutschland? Ich glaube gar, es sind deren noch mehr als zwölf, wenn man sich die Mühe geben will, sie alle zusammenzurechnen.

O ja, erwiederte der Schuhmacher lakonisch, indem er mit einer stolzen Handbewegung auf das Königliche Schloß hinzeigte, das jetzt in seiner Hauptfront sich vor ihren Blicken darstellte.

Graf Mirabeau blieb stehen, und stellte sich mit verschränkten Armen hin, um das preußische Königsschloß in seinem mächtigen und bedeutungsvollen Bau, der einen großen Eindruck auf ihn zu machen schien, zu überschauen. Meister Sommerbrodt drückte über dies Interesse, welches Mirabeau an den Tag legte, sein besonderes Wohlgefallen aus, welches ihn so weit hinriß, daß er den Grafen vertraulich und belobigend auf die Schulter klopfte.

Was die zwölf schlafenden Jungfrauen anbetrifft, fuhr er dann mit seinem verschmitzten und etwas boshaften Lächeln fort, so thut Ihr wohl Unrecht, wenn Ihr mit ihnen die Staaten Deutschlands vergleicht. Es giebt wohl mehr als dreißig solcher schlafenden Jungfrauen, deren Schlafstube man das Deutsche Reich nennt, aber für ihre Jungfrauschaft möchte ich nicht gerade einstehen, denn eine jede unter ihnen hat doch wohl schon irgendwie ihre Unschuld verloren.

Und Euer preußisches Königsschloß wäre wahrlich groß genug dazu, um alle die schlafenden Jungfrauen von Deutschland, wie viele es auch sein mögen, unter seinem einzigen Dach zu vereinigen! sagte Mirabeau nachsinnend, und unaufhörlich in das Anschauen des berliner Schlosses versunken. Und nicht wahr, mein Freund, das ist die Spree, welche dort die andere Seite des Schlosses umspült, und über die wir her-

übergekommen sind? Man hätte also hier das Spreewasser nicht weit, um damit die andern deutschen Jungfrauen, sobald man sie nur erst in das preußische Schloß hereingelockt haben wird, zu taufen. Euere Spree scheint mir aber ein sehr patriotischer Fluß zu sein, denn sie küßt so recht inbrünstig die Füße Eueres Königsschlosses, und Ihr belohnt sie dafür auch königlich, indem Ihr der Spree die Ehre anthut, ihr wehmüthiges Tintenwasser einen Strom zu nennen.

Scheltet mir ja die Spree nicht, Herr Graf, denn sie ist unser bestes Kleinod, rief Meister Sommerbrodt mit einem komischen Eifer. Die Spree gehört zu unserem Nationalcharacter, denn sie fließt so ruhig und ohne Stürme, wie das berliner Gemüth, dahin. Auch ihre dicke Tintenfarbe ist ja recht schön. Es kann ihr dadurch nicht Jeder gleich auf den Grund sehen, während man in Euerer Seine so leicht manches Schlimme sieht, worin Euer Nationalcharacter sich entblößt zu haben scheint.

Ihr seid ein scharfer Beurtheiler der Nationen, Herr Sommerbrodt, erwiederte Mirabeau, laut lachend. Aber Euer König, der große Friedrich, um dessen willen ich eigentlich hergekommen bin, wohnt niemals in diesem schönen großen Schlosse?

Der Schuhmacher schüttelte verneinend mit dem Kopfe und sagte dann: Da müßt Ihr nach Potsdam gehen und nach Sanssouci, wenn Ihr den alten Fritz schauen wollt. Dort ist er zu Hause, denn ihm ist hier nimmer recht wohl, wie sehr wir ihn auch lieben und seiner begehren. Dem alten großen Herrn wird's überhaupt nicht mehr recht wohl werden in seiner Haut. Alle seine Feinde hat er besiegen können, nur das Alter nicht. Der General-Feldmarschall Podagra soll ihn in diesem Augenblick wieder fürchterlich beim Wickel haben. Sein Krückstock wehrt sich

diesen grimmigen Feind nicht mehr ab. In der That, man hört seit einigen Tagen die schlimmsten Nachrichten über das Befinden des Königs.

So hätte ich wohl wenig Aussicht, von ihm empfangen zu werden, wenn ich mich zum Besuch bei Euerem König melden ließe? fragte Mirabeau, sich zum Weitergehen anschickend, indem er seinen Gefährten durch Berührung seines Armes zur Fortsetzung des Weges veranlaßte.

Er soll in der letzten Zeit fast gar keine Fremden mehr vor sich gelassen haben, erwiederte Meister Sommerbrodt. Aber da Ihr ein Franzose seid, so steht das Ding für Euch ganz anders. Ihr Franzosen seid immer vornehme Herren, und man fühlt sich geschmeichelt, wo Ihr einsprecht. Ihr müßt etwas Besonderes an Euch haben, oder mit einer Zaubersalbe bestrichen sein, durch die Ihr Jedem gut zuriecht, sobald Ihr Euch nur wo blicken lasset. Und so riecht Euch auch der alte Fritz noch immer gern, denn ich wette, einem Franzosen würde er noch Audienz geben, selbst wenn er auch schon im Sterben läge.

Und in der That, flößt der Zustand seiner Majestät auch der berliner Bevölkerung bereits Besorgnisse ein? fragte Mirabeau gespannt.

Ich kann Euch sagen, entgegnete der Meister mit einer geheimnißvollen Gebärde, daß es drüben in Sanssouci allerdings sehr schlecht steht. Wenn Ihr nachher vor dem Hause des Ministers von Hertzberg etwas auf mich warten wollt, so werde ich Euch die zuverlässigsten Nachrichten darüber herunterbringen können. Se. Excellenz befindet sich heut in Berlin, und ist immer sehr gnädig gegen mich. Wir haben schon manchen politischen Diskurs miteinander geführt, und er sagt mir Alles, was ich nur von ihm wissen will. Denn ein Anderer möchte nicht so leicht etwas Ge-

naueres erfahren, weil man die Sache am liebsten noch verheimlichen möchte, und noch nicht wissen lassen will, wie sie eigentlich steht.

Ich werde Euch damit doch nicht mehr bemühen, Meister Sommerbrodt, erwiederte Mirabeau. Ich sehe vielmehr, daß es die höchste Zeit für mich sein wird, mich bei dem König zur Audienz zu melden, und ich will deshalb sogleich in mein Hôtel zurückkehren, von dem ich jetzt noch nicht sehr weit entfernt bin. Ich werde sogleich ohne Weiteres einen Brief an Seine Majestät schreiben, und denselben durch einen Expressen nach Sanssouci senden. Ihr aber, Meister Sommerbrodt, verfehlt nicht, auf dem Rückwege von dem Herrn Minister Euch ungesäumt in Ville de Paris bei mir vorzustellen. Es wird mir nicht nur Euer belehrender Besuch sehr schätzenswerth sein, sondern ich werde Euch auch bitten, mir das Maaß zu neuen Schuhen zu nehmen, die aber ganz vorzüglich ausfallen müssen, denn ich will sie bei der Audienz in Sanssouci anziehen. Und nun, nachdem ich Euch schon mit so vielen Fragen belästigt habe, gestattet mir für heute noch eine einzige. Warum gehen hier die Leute aus dem Bürgerstande, die uns unterwegs begegnet sind, fast alle ohne Unterschied in einem blauen Rock, wie auch Ihr selbst, mein Freund, Euch eines solchen eigenthümlich blauen Exemplars an Eurem werthen Leibe erfreut?

Nichts ist leichter zu beantworten, als diese Frage, erwiederte Sommerbrodt, indem das bisherige ironische Lächeln auf seinem Gesicht ganz verschwand und einem ernsten, fast feierlichen Ausdruck Platz machte. Es ist die Farbe der preußischen Armee, die auch wir Bürgers- und Handwerksleute am liebsten an uns tragen mögen. Wir glauben uns dann Alle eingekleidet für unsern König, mit dem wir jeden Augenblick

bereit sein wollen, in die Schlacht zu ziehen oder treu zu seinen Diensten zu stehen, denn wie unsere blauen Röcke zeigen, daß auch der Bürger seinen eigentlichen Stand in der Armee des Königs hat, so ist das Blau auch die Leibfarbe der Treue, mit der wir jeden Tag und jede Stunde an unser Königshaus uns gefesselt fühlen.

Vor diesem Patriotismus nimmt selbst Graf Mirabeau seinen Hut ab! sagte Mirabeau, indem er den Bürger freundlich grüßte und nun rasch den Rückweg zu seinem Hôtel antrat, welches er in kurzer Zeit wieder erreicht hatte.

Henriette empfing ihn freudig und fröhlich, und zeigte ihm mit einem triumphirenden Lächeln, wie weit sie bereits in ihren Bemühungen vorgeschritten, die ausgepackten Sachen zu ordnen und einiges Behagen in den düstern und winkeligen Gasthofszimmern zu verbreiten.

Mirabeau ließ jedoch die Freundin diesmal nach einer kurzen Begrüßung stehen und stürzte an den Schreibtisch. Dort nahm er einen schon bereit liegenden Briefbogen, auf den er stehend folgende Worte hinwarf:

„Sire!

Gewiß ist es eine zu vermessene Voraussetzung, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten, wenn man nicht in der Lage ist, von einer Angelegenheit sprechen zu können, die ein besonderes Interesse darzubieten vermag. Aber wenn Sie einem Franzosen, der seit seiner Geburt die Welt erfüllt gefunden hat von Ihrem Namen, den Wunsch verzeihen, den größten Mann dieses Jahrhunderts und vieler anderen näher zu sehen, als man gewöhnlich die Könige sieht, so geneigen Sie mir die Gunst zu bewilligen, daß ich nach Potsdam kommen und Ihnen

meine Huldigung darbringen darf. Ich bin mit tiefster Ehrerbietung, Sire,

Ew. Majestät

sehr demüthiger, sehr gehorsamer und
sehr unterwürfiger Diener
Der Graf von Mirabeau. *)

Nachdem er seiner Freundin Henriette dies Schreiben vorgelesen, die es auch in den flüchtigen und stolzen Wendungen, welche es hatte, ganz des Grafen Mirabeau würdig fand, couvertirte er es rasch und klingelte nach dem Kellner, der beauftragt wurde, einen zuverlässigen Mann ausfindig zu machen, der mit dem Briefe nach Sanssouci an den König abgesandt werden könnte.

Eine solche Person wurde im Hôtel selbst nachgewiesen und der Kellner sandte nach einiger Zeit einen Mann zu dem Grafen hinauf, der seinem Aeußern nach in einem ziemlich verkümmerten und bemitleidenswürdigen Zustande zu sein schien, und mit traurig gesenkten Blicken sich vor Mirabeau darstellte, um seine Befehle zu empfangen.

Wer sind Sie und wie heißen Sie? fragte ihn Mirabeau rasch, indem er mit prüfenden Blicken das abgehärmte bleiche Gesicht, und das zwar noch saubere, aber doch ungemein fadenscheinige und bis an die äußerste Grenze der Haltbarkeit vorgeschrittene Kleid des Mannes betrachtete.

Ich bin der Candidat Johann Ludwig Schmidt, entgegnete der schon ziemlich ältliche Mann mit einer furchtsamen Stimme. Auch bin ich Dichter und Kritiker, fügte er mit einem leisen Anflug von Selbstgefühl hinzu.

---

*) Wörtlich nach dem Original. Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 323.

Ah, erwiederte Mirabeau mit einem unwillkürlichen Lächeln, dann ist es ein Irrthum, für den ich um Verzeihung bitten muß, denn unmöglich kann ich einen Mann des deutschen Parnasses mit der Bestellung eines Briefes nach Sanssouci beauftragen.

Ich übernehme alle Bestellungen in der Ville de Paris, die vorkommen, und der Besitzer des Hôtels bürgt für die Richtigkeit meiner Ausführungen, erwiederte der alte Candidat mit einer bescheidenen aber sehr ausdrücklichen Bestimmtheit.

Und warum hat man einen Mann von Ihren Talenten nicht an eine bessere Stelle gesetzt? fragte Mirabeau verwundert. Ist es in Eurem Deutschland üblich, daß die Geister Bedientendienste versehen müssen?

Oh, ich bitte, entgegnete der Candidat, indem einige brennend rothe Punkte auf seinen bleichen ausgehöhlten Wangen emporstiegen. Ich bin sehr zufrieden hier im Hause, obwohl es zuweilen besser sein könnte. Ich war der Hauslehrer der Kinder seit einer Reihe von Jahren, und nachdem ich die Erziehung derselben vollendet, blieb ich im Hause, führte die Bücher, schreibe die Speisezettel und besorge auch allerhand Commissionen, wobei mir noch Muße genug bleibt, einige Beiträge für die Berlinische Monatsschrift der Herren Biester und Gedike zu schreiben.

Und Ihr seid zufrieden mit einem so kläglichen Loose? fragte Mirabeau. Wenn Eure Gedichte etwas taugen und Eure Kritiken dem guten Geschmack förderlich sind, warum nimmt sich nicht Euer großer König, der gewissermaßen Euer College auf dem Parnaß ist, Eurer an?

Entschuldigen Sie, entgegnete Johann Ludwig Schmidt, die deutschen Musen wagen nicht einmal, vor dem Thron des großen Königs zu betteln. Aber sie werden ihn besingen, wenn sein Heldenauge sich

bald geschlossen haben sollte, und dann mit allem Feuer und aller Kraft, deren nur die deutsche Poesie fähig ist. Ich habe schon die Ode in sapphischem Versmaße begonnen, und sobald die erwarteten Trauernachrichten aus Sanssouci herüber klingen werden, wird mein Gedicht in die Druckerei wandern und hoffentlich das erste sein, das in einem deutschen Blatte erscheint.

Also so eilig habt Ihr es schon? rief Mirabeau überrascht. Nun, dann ist es auch die höchste Zeit, daß Ihr Euch mit meinem Briefe auf den Weg macht, denn es ist meine Absicht, den König noch lebend zu sehen. Eilet daher, und nehmt eine Extrapost auf meine Kosten, und zahlt an den Postillon so viel Trinkgelder, als Ihr wollt, damit er Euch im Fluge nach Potsdam bringe. In Sanssouci laßt Ihr Euch bei Einem der Adjutanten Seiner Majestät melden, und sagt, daß Ihr von dem Grafen von Mirabeau aus Paris kommt, welcher bäte, diesen Brief unmittelbar in die Hände des Königs niederlegen zu wollen. Ihr könnt auch hinzufügen, Freund, daß der Graf Mirabeau ein Paquet mit Büchern aus Paris mitgebracht hat, welche dem Könige von seinen dortigen Freunden geschickt würden. Ich bedarf zu diesem Auftrag eines zuverlässigen Mannes, der in Sanssouci Bescheid weiß, da mein Diener, der kein Wort Deutsch versteht, sich auch sonst durch seine Ungeschicklichkeit nicht dazu eignet. Und Eure gute Miene flößt mir in der That das größte Vertrauen ein.

Unter tiefen Verbeugungen nahm der dienstwillige Mann den Brief, versprach die ungesäumte Beförderung desselben, und wollte sich entfernen, als Mirabeau ihn in der Thür noch einmal zurückrief.

Ich wollte Euch noch einen Vorschlag machen, Freund, sagte der Graf, der sich auf Eure Eigenschaft

als deutscher Dichter und Kritiker bezieht. Ihr sollt täglich eine Stunde mit mir Deutsch lesen und mich in den Feinheiten Eurer Sprache unterrichten. Denn ich fühle das Bedürfniß, mich in den vollständigen Besitz dieser Sprache zu setzen, und Du sollst auch an diesen Lehrstunden einigen Theil nehmen, Henriette. Ich habe zwar mit Cabanis zusammen Deutsch getrieben, der auch ein Theaterstück von Goethe, ich glaube, es heißt Stella, in's Französische zu übersetzen angefangen. Aber ich habe doch heut auf der Straße gefunden, daß ich mich noch nicht einmal mit einem gebildeten Schuhmacher, denn in Berlin scheinen selbst die Schuhmacher gebildet zu sein, ganz leicht und ohne Anstoß unterhalten kann.

So wollen wir die Hamburgische Dramaturgie von Gotthold Ephraim Lessing mit einander lesen, Herr Graf! rief der Candidat mit glänzenden Augen.

Ich sehe schon, Ihr seid der rechte Mann für mich, und zugleich ein wahrer Teufelskerl! entgegnete Mirabeau. Ihr wollt mir Euren Lessing auf den Hals schicken, der, wie ich gehört habe, mit unsern großen Dichtern so tapfer angebunden und gegen das hohle Wesen der französischen Hofpoesie die Schleuder David's erhoben hat. Aber Ihr müßt wissen, darin bin ich ein College Eures Lessing, denn die alte Zeit zu bekämpfen in allen Stücken, das ist das eigentliche Handwerk des Grafen Mirabeau. Aber nun macht Euch auch auf den Weg, lieber Freund, und je bessere Nachrichten Ihr mir aus Potsdam zurückbringt, desto angenehmer wird meine Erkenntlichkeit für Euch sein.

In der That, mir wird ganz eigenthümlich hier in Preußen zu Muthe, sagte Mirabeau zu Henriette, als er sich wieder allein mit ihr befand. Preußen ist ein Land, das man studiren und genau ergründen muß, und dies soll jetzt meine Aufgabe sein, der ich alle

meine Kräfte widmen werde. Ich werde ein umfassendes Werk über die Preußische Monarchie schreiben. Es weht hier eine scharfe geistgeschwängerte Luft, von der ich unruhig in allen Gliedern zu werden anfange. Denke Dir, Yet-Lie, ein Schuster, dessen Bekanntschaft ich unten auf der Straße machte, zeigte mehr Witz, Verstand und Logik in seiner Unterhaltung, als man sie je bei einem französischen Parlamentsrath angetroffen hat. Heut Abend wollen wir zusammen in die Komödie gehen. Wenn Du auch die Sprache noch nicht verstehst, so wird sie Dir doch wie ein schöner rauschender Wald an's Ohr schlagen, und Du wirst viele kluge Gesichter um Dich herum sitzen sehen.

III.

Der Besuch Mirabeau's bei Friedrich dem Großen.

Der Brief, welchen Mirabeau an den König Friedrich gerichtet, hatte in Sanssouci die günstigste Aufnahme gefunden. Den Tag darauf gelangte schon die Antwort des Königs in die Hände Mirabeau's.

Der König bestimmte ihm in einem eigenhändigen Rückschreiben und mit sehr freundlichem Entgegenkommen sogleich einen der nächstfolgenden Tage, an welchem er den Grafen Mirabeau in Sanssouci zu empfangen wünschte.*)

Mirabeau verbrachte in einer so großen Ungeduld, wie er sie kaum je empfunden zu haben sich erinnerte, die Zeit, welche bis zu dem festgesetzten Tage verlaufen

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 323.

mußte. Er schob fast alle andern Besuche, die er sich in Berlin zu machen vorgesetzt, bis nach seiner Rückkehr aus Potsdam auf. Nach den Eindrücken und Hoffnungen, mit denen er von diesem Besuch bei Friedrich dem Großen zurückkehren würde, glaubte er dann erst die Richtung, in welcher er in Berlin sich weiter ausbreiten und fortbewegen wollte, sich bestimmter vorzeichnen zu können. Nur bei dem Minister von Hertzberg hatte er seinen Empfehlungsbrief abgegeben und war von diesem vielverdienten und hochgebildeten Staatsmanne noch an demselben Tage mit der einfachen und schlichten, gewissermaßen patriarchalischen Liebenswürdigkeit, die in Hertzberg's Wesen lag, empfangen worden.

Jetzt aber war der glühend ersehnte Tag herangekommen, an dem Mirabeau in die Nähe Friedrichs des Großen treten, seine Stimme vernehmen, sein Angesicht sich nahe gegenüber leuchten sehen sollte. — Henriette, die ihm, wie immer, bei seiner Toilette behülflich war, glaubte dieselbe heut besonders festlich einrichten zu müssen, aber Mirabeau bestand darauf, daß seine Kleidung die gewöhnliche und einfache sein müsse, wie er sie auch in der vornehmen Gesellschaft von Paris nicht anders zu tragen pflegte. Es war dies der schwarze Frack im englischen Schnitt, welchen Mirabeau in der letzten Zeit ausschließlich getragen, und zu dem weder Gold noch Silber noch irgend eine Stickerei hinzugefügt werden durfte. Dazu gehörten Schuhe und Strümpfe, und was die ersteren betraf, so hatte Meister Sommerbrodt nicht nur redlich Wort gehalten, indem er schon am frühen Morgen das bei ihm bestellte Exemplar überbrachte, sondern er hatte auch die feinste und vollendetste Arbeit geliefert, um, wie er sagte, Berlin wenigstens im Schuhzeug nicht hinter Paris zurückstehen zu lassen.

Aber Henriette schmollte so lange mit Mirabeau, bis er sich entschließen mußte, auch das leicht gekrauste, gepuderte Toupet nebst Haarbeutel, welches er in Paris seit einigen Jahren nur noch selten und bei besonderen Veranlassungen zu benutzen pflegte, zur feierlichsten Vollendung seiner Toilette anzulegen. Denn sie meinte mit ihrer liebenswürdigen Schalkheit, einem König gegenüber, und noch dazu einem so großen und berühmten, dürfe er doch nicht der mit der Mähne flatternde Wildfang sein, sondern müsse sich fein ehrbar und ordentlich darstellen, wenn er es auch ganz und gar nicht sei.

Mirabeau gab sich mit einer gewissen Gutmüthigkeit gefangen, obwohl er meinte, daß es ihm eigentlich darauf angekommen sei, grade einem König gegenüber die freie Mähne zu zeigen. Dann hing ihm Henriette, nachdem sie lächelnd ihre Zufriedenheit mit seiner Coiffüre erklärt, die Lorgnette um den Hals, die sein unentbehrlicher Gefährte war und mit der er, wenn er sie nicht vor den Augen hielt, in seiner Lebhaftigkeit unaufhörlich zu spielen und hin- und herzudrehen pflegte, so daß sie ein unveräußerliches Bestandstück seiner Gewohnheiten und Manieren geworden war.*)

Die Extrapost, welche sich Graf Mirabeau für seine Reise nach Potsdam hatte bestellen lassen, wartete schon unten auf ihn, und seine Freundin, nachdem sie ganz stolz ihr Werk an ihm vollendet hatte, geleitete ihn nun bis an den Wagen. Die Reise wurde mit so großer Eile zurückgelegt, als es die schlechte Fahrstraße zwischen Berlin und Potsdam nur irgend zulassen wollte, doch sah sich Mirabeau gerade um die von dem

---

*) Vgl. Rahel. Ein Buch des Andenkens II. 65. Rahel schildert die Persönlichkeit Mirabeau's, wie sie ihn selbst damals in Berlin gesehen.

König festgesetzte Stunde vor dem Schlosse von Sanssouci angelangt.

Mirabeau trat ohne Säumen in das Schloß, vor dessen Hauptthür er nur eine einzige Schildwacht fand, was ihm zuerst einen so wenig feierlichen Eindruck verursachte, daß er seinen Besuch nicht einem König, sondern irgend einem Obersten oder Capitain der preußischen Armee zu machen glaubte.

Nachdem Mirabeau nach dem General-Major Grafen von Görtz gefragt, wie ihm dies in dem Briefe des Königs ausdrücklich vorgeschrieben worden war, sah er sich durch die Schildwacht in einen Corridor gewiesen, dessen fast ängstlich stille und schweigende Räume er mit einem gewissen Zögern durchschritt. Dann gelangte er in einen großen Saal, in welchem er vor dem Kamin einen preußischen Offizier, der sich an der prasselnden Flamme eifrig erwärmte, sitzen sah.

Der Offizier stand bei seinem Eintritt auf und ging, nachdem er Mirabeau forschend betrachtet, ihm wenige Schritte entgegen, worauf er sich in steifer Förmlichkeit, und die leichte Verbeugung Mirabeau's mit militairischem Gruß erwiedernd, ihm gegenüber aufstellte. Auf die Frage Mirabeau's nach dem Grafen Görtz gab er sich als solchen mit größerer Freundlichkeit zu erkennen, und die kalte Rinde, die mit zu seiner dienstlichen Haltung zu gehören schien, schmolz ganz von seinem ehrlichen und braven Gesicht hinweg, als sich Graf Mirabeau ihm jetzt mit einiger Form vorstellte und ihm die üblichen Worte der Annäherung sagte.

Er bemerkte, daß er sogleich die Ehre haben würde, den König von der Ankunft des Grafen Mirabeau zu benachrichtigen, und verschwand dann auf einige Augenblicke in einer am äußersten Ende des Saals befindlichen Thür. Nachdem er wieder zurückgekehrt war

und verkündigt hatte, daß der König höchstens in einer Viertelstunde dort in der Thür seines Cabinets erscheinen würde, fragte ihn Mirabeau, ob der Graf ein Paquet mit Büchern, welches er gestern an ihn auf die Post gegeben, richtig empfangen und die Bücher vielleicht bereits in die Hände Seiner Majestät niedergelegt habe.

Graf Görtz bejahte in der verbindlichsten Weise diese Frage und fügte hinzu, daß der König ihm bereits aufgetragen habe, dem Grafen Mirabeau den gewogentlichsten Dank dafür auszudrücken. Der König habe zugleich geäußert, daß er ungemein neugierig sein werde, zu erfahren, welcher glückliche Zufall einen Reisenden, wie den Grafen Mirabeau, hierher nach Berlin verschlagen habe?*)

Mirabeau vermochte jetzt vor Ungeduld und Erwartung nur eine sehr spärliche Unterhaltung mit dem glücklicher Weise ziemlich einsylbigen Grafen Görtz fortzuführen. Auf seine leise ausgesprochene Frage, ob die weitverbreiteten Gerüchte über den bedenklichen Gesundheitszustand des Königs begründet seien, hatte Görtz achselzuckend geantwortet. Dann fügte er hinzu: Ein schlimmes Zeichen ist der Beschluß, welchen der König heut morgen gefaßt hat, und wonach er den in diesem Jahre abzuhaltenden Militair-Revuen nicht mehr beiwohnen wolle. Es ist dies das erste Mal, und wenn dies bedeutsame Zugeständniß nicht wäre, welches der König jetzt selbst an seine Krankheit macht, so giebt es wohl jeden Tag noch Sonnenblicke, wo man glauben sollte, daß Krankheit und Alter sich noch immer wieder vor dem göttlichen Geist des Königs beugen würden.

Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich endlich

---

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 321.

die Thür des anstoßenden Cabinets, und die Gestalt des Königs erschien auf einen Augenblick in derselben. Mirabeau hatte das flüchtige Zeichen, welches der König durch eine Handbewegung gegeben, kaum bemerkt, aber Herr von Görtz bedeutete ihn leise, daß damit nunmehr der Befehl ausgedrückt worden sei, zu Seiner Majestät einzutreten. Dann nahm er den Arm Mirabeau's, um ihn in das Cabinet einzuführen.

Mirabeau fühlte sich fast von der sichern und selbstgewissen Leichtigkeit, die sein Auftreten sonst zu bezeichnen pflegte, verlassen, als er in diesem Augenblick in der unmittelbaren Nähe des großen Monarchen stand, der ihm erst einen blitzartig scharfen, prüfenden Blick zuwarf und dann erst seinen in der That von Ehrfurcht bewegten Gruß mit einem langsamen, freundlichen Neigen seines Kopfes erwiederte.

Die kleine zusammengekrümmte Gestalt Friedrich's, die nur mit Mühe auf dem in seinen Händen zitternden Krückstock lehnte, machte gewissermaßen einen niederschlagenden und erhebenden Eindruck zugleich auf alle Vorstellungen Mirabeau's. Mit einer träumerischen Befangenheit sah er auf den König hin, auf dessen von Alter und Krankheit gebeugtem Haupt ihm gleichwohl alle Glorien der Welt zu schweben schienen, denn er fühlte sich von der Nähe des königlichen Genius berührt und getroffen. Und während es ihm im ersten Moment unbequem und störend gewesen war, den König in so kleiner Statur vor sich zu sehen, wodurch er sich in die Verlegenheit gesetzt fühlte, von oben herab über ihn hinwegzublicken, so war es ihm gleich darauf, als müsse er zu dem König hinaufschauen und seine Herrschergröße, die er zu bewundern gekommen, auch in dem Ausdruck seiner Züge, in der scharfen und gewaltigen Form seines Kopfes, ja selbst in der märtyrerhaften Hinfälligkeit seines Körpers, anerkennen.

Der König hatte unmittelbar nach dem Eintreten Mirabeau's und seines Begleiters dem Letzteren einen Wink gegeben, sich wieder zu entfernen, worauf sich Graf Görtz unmittelbar zurückgezogen und den König mit Mirabeau allein gelassen hatte. Mirabeau hatte schon in der Unterhaltung im Vorsaal erfahren, daß der König Denjenigen, welche er auszeichnen wolle, gestatte, allein in seinem Cabinet mit ihm zu bleiben. Dies erhob die Zuversicht Mirabeau's von Neuem, als ihn der König jetzt mit einem wohlwollenden Lächeln, das in seinen blauen Augen hervorschimmerte, in die Mitte seines Cabinets hereinwinkte.

In demselben Augenblick aber ließ sich der König plötzlich mit einem leisen Seufzer in den Lehnstuhl zurückgleiten, der zur Seite des Kamins stand. Dann deutete er mit der Hand auf ein ihm gegenüberstehendes Tabouret hin, auf welchem Mirabeau, dieser Weisung gemäß, Platz nahm.

Ihr Besuch, Herr Graf, findet mich als einen argen Patienten, begann der König jetzt mit einer Stimme, deren gesunder und voller Klang mit der hinfälligen Erscheinung des Körpers in einem wunderbaren Contrast zu stehen schien. Aber einem Gruß aus dem schönen Frankreich widersteht man nicht so leicht, selbst wenn man kaum noch in der Lage ist, ihn genießen zu können. Sie haben mir schöne Bücher aus Paris mitgebracht, ich danke Ihnen. Nur ein Buch habe ich darunter nicht angetroffen, welches ich mit Begierde suchte. Mein Freund, der Marquis von Condorcet, schickt mir artige Sachen, aber sein Leben Voltaire's fehlt, auf das ich begreiflicher Weise sehr begierig bin. Neulich schrieb er mir, daß diese Arbeit vollendet sei, und nun sendet er sie mir gleichwohl nicht. Wissen Sie etwas — —

Ein heftiger Husten=Anfall unterbrach jetzt diese

Worte des Königs, die er erst mit sicherem Ton begonnen, bald aber durch die Beschwerden seiner keuchenden Brust immer undeutlicher und ungewisser hatte werden lassen.

Mirabeau mußte, so lange der König hustete und ächzte, seine Antwort zurückhalten, und hatte inzwischen Gelegenheit, den mit dem Dämon der Krankheit ringenden König und seine Umgebung genauer zu betrachten.

In dem kleinen Cabinet, in dem er sich befand, war Alles so einfach und prunklos eingerichtet, daß Mirabeau in dem Arbeitszimmer eines seiner literarischen Freunde in Paris zu sitzen glaubte. Anstatt der Möbel befanden sich fast nur Bücher in dichten Reihen an den Wänden umher. Ein kleiner Schreibtisch war mit Papieren und Büchern überladen, und den einzigen Schmuck auf dem Sims des Marmor-Kamins bildete eine goldene Pendule, die ihre gleichförmigen Takte hin- und herbewegte.

Nach diesem raschen Umherblick fühlten sich aber Mirabeau's Augen immer wieder von dem ihn wunderbar bewegenden Bilde des Königs gefesselt. Er betrachtete jetzt die Kleidung, in welcher sich der König darstellte, und fand, daß der blaue Soldatenrock, welchen Friedrich trug, so abgeschabt und verschossen als möglich aussah und daß seine Weste kaum noch sauber genannt werden konnte, da sie reichlich und auf allen Seiten mit Schnupftabak überstreut war. Auch die langen Stiefel, welche der König bis über die Kniee hinübergezogen trug, gaben ihm ein etwas groteskes Ansehen und schienen der Würde der königlichen Erscheinung nicht gerade förderlich zu sein. Aber Mirabeau mußte sich bei dieser Betrachtung von Neuem gestehn, daß er seine Erwartungen, die er von dem Anblick

des großen Königs gehegt, auch dadurch nicht für getäuscht und widerlegt halten konnte.

Durch diesen bizarr und schmutzig gekleideten, engbrüstig athmenden, mit seinen letzten Kräften ängstlich haushaltenden Körper grüßte ihn abermals der Feuerstrahl der großen Seele, die darin noch keineswegs matter zu glühen schien. Mirabeau sah, daß der König, dessen schmerzlich hallender Husten sich seinem Ende zuzuneigen begann, jetzt wieder seinen wunderbar herausfordernden und stechenden Blick zu ihm herübersandte. Dieser durchdringende Blick des blauen Königsauges, der Alles in den Andern ergründen zu können schien, vereinigte in seinem scharfen Licht so viel Güte und Bosheit, so viel wohlwollende Milde und beißende Ironie zu gleicher Zeit, daß seiner bezaubernden und beherrschenden Macht Mirabeau sich auf eine unwiderstehliche Weise hingegeben fühlte.

Der König schien jetzt einer Antwort von ihm entgegenzusehen, und Mirabeau sagte mit einer so ehrfurchtsvollen Verneigung, wie er sie noch keinem Menschen bisher bewilligt hatte: Sire, ich bin glücklich, meinen großen Landsleuten, die hier zu den Füßen Eurer Majestät sitzen und Ihre Stimme vernehmen durften, mich durch Ihre Gnade angereiht zu sehen, wenn ich mir auch die Berechtigung dieser beneidenswerthen Männer, Ihnen unmittelbar Rede zu stehen, erst zu erwerben haben werde. Condorcet hat sein Leben Voltaire's vollendet, aber dasselbe wird in diesem Augenblick erst in Genf gedruckt und scheint eine Verzögerung unter der Presse erfahren zu haben. Mein scharfsinniger Freund, der Alles vom höchsten Standpunkt mißt und zusammenfaßt, schrieb dies Buch im steten Hinblick auf Ew. Majestät, denn wer könnte Voltaire behandeln, ohne dabei um die Gunst

und Zustimmung des Philosophen von Sanssouci zu werben?

Ach, erwiederte der König mit einem flüchtigen Lächeln, von dem sogenannten Philosophen von Sanssouci wird bald nichts mehr übrig sein. Die Philosophie besteht zuletzt nur noch darin, sich mit Gicht und Podagra abzufinden und vom Geist so viel übrig zu behalten, um bei allen entwürdigenden Leiden des Körpers ein frohes Gesicht zeigen zu können. Aber ich hoffe, daß unser sehr liebenswürdiger Freund Condorcet den Schalk und Schuft Voltaire tüchtig verarbeitet haben wird. Ich liebte Voltaire, es ist wahr, aber ich haßte ihn zugleich, und mit der liebevollsten Theilnahme hätte ich ihn hängen sehen können. Es würde mich interessirt haben, wie er sich dabei benommen hätte. Aus allen Lagen seines Lebens wußte er ein geistreiches Bonmot zu machen, mit dem er die ganze Menschheit verhöhnte. Was hat er mich nicht zu lachen gemacht, und ich Undankbarer, nun bedaure ich doch, daß er nicht am Galgen geendet hat, wie ich am Krückstock!

Sire, das Buch Condorcet's wird auch nicht gerade der Galgen geworden sein, an dem man den Herrn von Voltaire zappeln sieht, entgegnete Mirabeau, dem jetzt behaglicher zu werden anfing, mit freimüthigem Lächeln. Es kam doch auch darauf an, die Freiheit und Unabhängigkeit des Denkers in Voltaire zu verherrlichen, und diese Aufgabe stand der erhabenen Unparteilichkeit, die von Condorcet's mathematischer Stirn erglänzt, wohl an. In das Leben Voltaire's haben sich Preußen und Frankreich getheilt, und beide Länder haben dadurch bewiesen, daß sie an der Spitze Europa's stehen, und von der Vorsehung den Auftrag haben, die neue Aera der menschlichen Gesellschaft gestalten zu helfen. In Frankreich ist es

die Nation, welche den Anstoß aufnimmt, den ihr die neuen Ideen Voltaire's gegeben, und in diesem wunderbaren, mächtig wachsenden Preußen ist es der große König, der diese Ideen Voltaire's fördert, nährt, ja erzeugen hilft, und seine Wahlverwandtschaft mit der französischen Nation dadurch zu dem größten welthistorischen Act stempelt!

Das klingt schön, wie Alles, was man in Eurer Sprache sagt, Herr Graf, entgegnete Friedrich, indem sich sein Kopf noch tiefer auf die Brust herabsenkte, und er einen Augenblick nachzusinnen schien. Dann fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort: Man erwärmt sich nicht mehr recht an Ideen, wenn man alt geworden ist, wie ich, und wißt Ihr, da sucht man sich seinen Heerd, an dem man sich wärmen kann, auf einer ganz andern Seite. Die Philosophie ist gut, so lange man hofft. Wenn man nichts mehr zu hoffen hat, muß man anfangen, eminent praktisch zu werden. Ich baue jetzt Chausséen durch mein Land, lasse Sümpfe austrocknen, mache unbebaute Strecken urbar, lasse den Engländern ihre künstlichen Wiesen nachmachen und bin froh, daß meine Manufacturen gedeihen, aus denen wir im vergangenen Jahre für sechs Millionen Thaler Leinwand und für anderthalb Millionen Thaler Tuch an Ausländer verkauft haben. Und nun habe ich noch eine besondere Lieblingsidee, die ich die Ehre haben will, Euch mitzutheilen. Ich habe mir dreihundert Schafe und Böcke aus Spanien bestellt, um die Race in meinen Schäfereien zu verbessern. Könnt Ihr Euch denken, daß ich im höchsten Grade gespannt auf den Besuch dieser Thiere bin, und nicht ruhig würde sterben können, wenn sie nicht noch rechtzeitig vor meinem Tode bei mir anlangen. Ja, ja, ich muß zuweilen selbst darüber lachen, denn sonst erwartete ich mit derselben Ungeduld den Besuch der

Philosophen und schönen Geister aus Frankreich, und jetzt ist der Philosoph von Sanssouci viel glücklicher, wenn die spanischen Schafe bei ihm zum Besuch eintreffen.*)

Mirabeau biß sich bei dieser Bemerkung des Königs, die er in dem spöttischen Schimmer seiner Augen weiter ausgemalt zu finden glaubte, mit einem unwillkürlichen Zucken auf die Lippen, sagte dann aber rasch und im möglichst hofmännischen Ton: Gewiß ist auch diese Richtung Eurer Majestät bewundernswürdig, aber die spanischen Schafe, Sire, werden eben nur die Race in Eurer Majestät Schäfereien veredeln können, während die französischen Wölfe, wenn ich unsere Philosophen und Schöngeister mit diesen vergleichen soll, auf die Veredlung der menschlichen Race hingearbeitet haben, und dazu auch von Ihnen, Sire, in Ihren Landen reichlich benutzt worden sind. Seit dem Atheismus unserer Philosophen hat es freilich manches Schaf weniger in der Welt gegeben, und dies mag für leidenschaftliche Oekonomen beklagenswerth sein. Einem großen und weisen König ist es aber gewiß nicht gleichgültig, über wen er herrscht. Und Preußen ist unter Ihrer Regierung, Sire, das Land des Vorangehens in Europa geworden. Schon vor mehreren Jahren habt Ihr damit begonnen, in einigen Eurer Provinzen die Leibeigenschaft aufheben oder mildern zu lassen, während unsere philosophischen Wölfe in Frankreich bis jetzt noch keine einzige Sklavenkette gebrochen haben. Aber die Ketten werden auch in Frankreich fallen, Sire! Ich verbürge mich dafür.

Und welches wird eigentlich der Zweck Ihres Aufenthaltes in meinen Staaten sein, Herr Graf? fragte der König, das Gespräch ablenkend.

---

*) Hertzberg, Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. Berlin 1787.

Sire, erwiederte Mirabeau lebhaft, mein Zweck ist mit meiner Bewunderung erreicht, welche ich den Zuständen in Eurer Majestät Staaten widmen darf. Auch wollte ich mir hier ein Rendezvous mit meinem Bruder, dem Marquis von Mirabeau, geben, der um die Erlaubniß bitten will, Eurer Majestät Manövern in Berlin beiwohnen zu dürfen. Was mich selbst anbetrifft, so bin ich mit meinen persönlichen Verhältnissen in Frankreich ganz und gar überworfen, obwohl ich dem Departement der Finanzen die größten und wichtigsten Dienste geleistet habe. Unser Finanzminister, Herr von Calonne, begann mich zu hassen, ja in meiner Sicherheit zu bedrohen, weil ich mich in seine letzte Anleihe nicht mischen wollte, und ebenso wenig Lust zeigte, seine Operation, die auf die neue Umprägung der Louisd'ors gerichtet ist, zu vertheidigen. So faßte ich den Entschluß, Frankreich so lange zu verlassen, bis es einmal meiner bedürfen, und mich zu sich zurückrufen würde. Diese Erwartung ist vielleicht sehr thöricht, aber sie entspringt aus meiner ganzen Lage. Ich bin genöthigt, mich auf meine geistige Thätigkeit und mein schwaches Talent zu stützen, so lange mein Vater sich noch am Leben befindet, der mir erst nach seinem Tode den mir zustehenden Antheil an einem großen Familienvermögen gönnen wird. Dies, Sire, sind auch die Gründe, die mich eine passende Verwendung in einem fremden Lande mit Dank annehmen lassen würden. Schon habe ich gedacht, nach Rußland zu gehen, um einem unentwickelten und noch wilden Lande meine frischen Kräfte und Dienste anzubieten. Auf diesen Gedanken würde ich nie gekommen sein, wenn nicht Euer Gouvernement, Sire, schon in seiner Organisation zu vollendet und abgeschlossen wäre, als daß ich die vermessene Hoffnung hegen dürfte, Eurer Majestät noch nützlich wer-

den zu können. Dies ist zwar mein Lieblingsgedanke und mein frühester Ehrgeiz gewesen, aber die Stürme meiner Jugend und die bitteren Geschicke meines Vaterlandes hatten mich immer wieder von diesem wundervollen Plan entfernt.*)

Der König hatte ihn mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit angehört und schwieg, nachdem Mirabeau geendet, noch eine Zeit lang, ehe er eine Erwiederung gab. Dann sagte er, indem seine Augen leuchtende Strahlen zu Mirabeau hinüberschossen: Es ist möglich, Herr Graf, daß Sie in Rußland ein gutes Fortkommen finden würden, und ich rathe Ihnen ernstlich dazu. Meine gute und schöne Muhme, die Kaiserin Katharina die Zweite, wird Eure Verdienste und Talente gewiß zu würdigen im Stande sein. Ich darf ihr keinen Franzosen mehr entziehen. Sie ärgerte sich schon genug, daß ihr Voltaire nicht ausschließlich gehörte, sondern auch noch Etwas von seinem alten Freund, dem König von Preußen, hielt. Wenn sie nun erführe, daß ich auch noch den Grafen Mirabeau abgehalten habe, nach Petersburg zu gehen, so würde ich vielleicht meines Lebens nicht mehr vor ihr sicher sein. Ihr scheint mir aber in jeder Hinsicht für die Czarina zu passen, Herr Graf, Ihr seid dem Ansehn nach ein gewaltiger und muskelkräftiger Herr, und die Kaiserin liebt stark gebaute Männer, die bei ihr leicht Carrière machen. Nur Eure Gesinnung würdet Ihr dann ebenfalls unter die Nachthaube stecken müssen. Nicht wahr?

Graf Mirabeau begann heftig zu zittern, wie ihm in Augenblicken geschah, wo er seiner Leidenschaftlichkeit

---

*) In einem Briefe an Friedrich den Großen (d. d. Berlin, 26. Januar 1786) führte Mirabeau diese vorgeblichen Aeußerungen über den Zweck seines Aufenthalts in Preußen weiter aus. Vgl. Oeuvres de Frédéric le Grand. T. XXV. p. 325.

nicht mehr gebieten zu könnnen glaubte. Man sah ihm an, daß er einen heftigen und anstrengenden Kampf mit sich kämpfte, dessen siegreiche Beendigung sich durch eine heiter aufblitzende Miene auf seinem Gesicht ausdrückte.

Dann sagte er mit dem Anschein der größten Harmlosigkeit: Was ist Gesinnung, Sire? So lange es noch absolute Staaten und einen tyrannischen Regierungsmechanismus in der Welt giebt, wird die Gesinnung immer zu einer Uniform herabgewürdigt werden. Und hat Rußland Schlimmeres gethan, als die andern Staaten? Ich bin zum Beispiel ein aufrichtiger Freund der Polen, und liebe diese unglückliche Nation von ganzem Herzen. Aber ich bin dennoch weit entfernt, die Gründe für die Zerstückelung und Zerschneidung Polens nur aus der Barbarei Rußlands und aus seinen tyrannischen Gelüsten herleiten zu wollen. Es giebt Ereignisse in der Geschichte, die mehr eine Begebenheit Aller, als eine That Einzelner zu nennen sind. Bei solchen Begebenheiten, die ihre Nothwendigkeit in sich tragen, können die Würdigsten mit fortgerissen werden, das Unwürdigste zu thun. Und ein gehöriges Stück Arbeit für Biedermänner ist diese Theilung Polens, aber die Arbeit wurde gemacht, und bei wem könnte man sich darüber beklagen, daß sie zu Stande gekommen ist?

Der König runzelte die Stirn, und sah mit einem ernsten, sinnenden Ausdruck eine Zeit lang vor sich hin. Dabei hob sich seine schwer athmende Brust mit unruhigen Bewegungen auf und nieder. Mirabeau bereute fast, daß er die Aeußerungen über Polen gethan, bei denen er sich durch seine Empfindlichkeit über das, was ihm der König gesagt, doch mehr hatte fortreißen lassen, als er sich eigentlich in demselben Augenblick vorgenommen.

Das Aussehn des Königs hatte sich plötzlich auf eine erschreckende Weise zu verändern begonnen. Er erschien in diesem Augenblick um Vieles älter und hinfälliger, als ihn Mirabeau zu Anfang der Unterredung gesehn. Mirabeau wünschte fast, aus dieser Audienz, welche den unheimlichsten Eindruck auf ihn zu machen begann, jetzt baldigst entlassen zu werden, als der König von Neuem seinen Mund zum Reden öffnete. Mirabeau sah jetzt erst diesen vom Alter gänzlich zerstörten Mund, dem alle Zähne ausgefallen waren, und der ihm beim Beginn des Gesprächs nur von den Lichtern des Genius und der Majestät umschwebt geschienen.

Es ist wahrlich Schade um jede Nation, die durch sich selbst zu Grunde geht, sagte der König, indem er mit sichtlicher Anstrengung seine Stimme wieder lauter und kräftiger zu erheben suchte. Denn auf andere Weise, als durch sich selbst, wird keine Nation ihren Untergang finden können. Wenn die Polen aus lauter Polinnen beständen, würde ihr Staat eine große Dauer und Festigkeit haben, denn die Frauen allein zeigen dort eine erstaunliche Stärke des Charakters, diese Frauen sind in der That die Männer in diesem Lande.*) Was kann aber aus einem Lande werden, das sich ein freies Land zu sein rühmt, in dem aber die Nation nichts als eine Sklavin ist? Ein in lauter Parteien und Sonderbündnisse zerspalteter Staat, der von einer regellosen Freiheit so berauscht ist, daß auf seinen Reichstagen das Veto eines einzigen Polen ausreicht, den allgemeinen Willen zu brechen, eine so chaotische National-Existenz kann zuletzt nur zum Dünger werden, den die lebenskräftigeren Staaten zu ihrem eigenen

---

*) Nach der wörtlichen Aeußerung Friedrichs des Großen Vgl. **Ségur, Mémoires II. 136.**

Wachsthum benutzen müssen. Auch ich, Herr Graf, bin ein Bewunderer der polnischen Nation, aber nur ihrer Damen. Zu einer Unterdrückung und Theilung der Polinnen würde ich niemals meine Zustimmung gegeben haben.

Dieser scherzhafte Ton, in welchen Friedrich das Gespräch hinüberlenken wollte, schien für Mirabeau einen zu herben und traurigen Anklang zu haben, als daß er die Heiterkeit desselben sogleich zu würdigen vermocht hätte.

Mirabeau schwieg, und nach einer Pause fuhr der König fort: Sagen Sie mir doch Etwas von dem Marquis von Lafayette, der mich im vorigen Jahr hier besuchte und die angenehmsten Erinnerungen an sich bei mir zurückgelassen hat. Ist es denn wahr, daß er eine Pflanzung in Cayenne angekauft hat, blos in der Absicht, um die auf derselben lebenden Sklaven freizugeben.

Mirabeau bestätigte diesen Umstand mit einigen ihn näher bezeichnenden Worten.

Das freut mich, das ist mir außerordentlich angenehm! rief der König mit einem lebhaften Ausdruck. Ihr Franzosen seid doch eine geistreiche und liebenswürdige Nation, und des Schönsten und Feinsten kann man sich von Euch immer gewiß halten. Eine Herrschaft zu kaufen, blos um die Sklaven freizulassen, das ist sublime, das beweist ein großes und kluges Herz. Ja, ja, Sklaven zu seinen Untergebenen zu haben, das ist nicht schön. Auch ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen, aber sie sind mir unter meinen Füßen aller Orten emporgewachsen, wo ich sie weder gewollt noch gesucht habe. Die Sklaverei der Geister und der Charaktere in einem schon sittlich entwickelten Staat ist ein noch viel fressenderes Uebel, als die Sklaverei der Leiber, um deren Verminderung

sich der edle Lafayette in der neuen Welt bemüht. Grüßt mir ihn doch schönstens, wenn Ihr in Paris einmal wieder mit ihm zusammentrefft. Er war mit mir in Schlesien zur Revue meiner Truppen, und wir haben oft recht heiter zusammen dinirt, ich, der Herzog von York und Lafayette. Sagt ihm dies.

Mirabeau verneigte sich, und sah mit erneuerter Bewunderung auf den König, in dessen Augen jetzt ein wunderbar schönes, mildes Feuer blitzte, das seiner ganzen Physiognomie einen herzlichen und innigen Ausdruck lieh.

Ich werde sehr Viele in Paris glücklich machen durch meine Briefe, die ich dorthin richten werde, Sire! sagte Mirabeau. Denn die Bewunderer Eurer Majestät werden von mir zugleich erfahren, daß Ihr Befinden bei weitem besser und befriedigender ist, als man es in der letzten Zeit annehmen zu dürfen glaubte, denn das unverlöschliche Feuer Ihres Königlichen Genius leuchtet noch immer frisch und jugendhell auf Eurer Majestät Stirn.

Ach nein, entgegnete der König achselzuckend, entwerfen Sie ja meinen Freunden in Paris kein Bild von mir, das nicht mehr Stich halten könnte. Meine Kräfte werden täglich geringer, und wie ich schon meine gichtgekrümmten Beine und Hände nach den Ufern des Cocytus habe vorausschicken müssen, so wird auch die Bagage meiner geistigen Kräfte immer kleiner und armseliger. In früheren Zeiten habe ich wohl manchmal auch mit einer zerlumpten und erschöpften Armee noch einen ganz anständigen Sieg erfochten. Aber mit einer solchen Armee, wie sie mir mein Körper noch darbietet, werde ich mich nicht mehr lange halten können, und der demüthigendste Rückzug steht mir bevor. Denn in meinen Gliedern ist offene Meuterei ausgebrochen; wenn der Fuß nicht mehr thun

will, was der Kopf für das Beste erachtet, so muß die ganze Armee so bald als möglich zum Teufel gejagt werden. Daß ich aber auf meinen entscheidendsten Rückzug gefaßt bin, können Sie unsern Freunden in Paris ohne alle Gêne anzeigen.

Aber vielleicht würden Euere Majestät die guten Aerzte, die wir in Paris haben, nicht verschmähen? versetzte Mirabeau. Es sind bei uns neuerdings ausgezeichnete Talente der Heilkunst hervorgegangen, die Eurer Majestät gewiß die besten Dienste leisten würden. Sire, ich wage meinen Freund Cabanis, den auch Voltaire liebte und auszeichnete, zu einer so ehrenvollen Mission zu empfehlen. Er ist Philosoph und Arzt zugleich, und verbindet mit dem lieblichen Wesen eines Kindes einen Heldengeist, der die Krankheiten des Organismus ebenso siegreich bekämpft, als er den principiellen Schäden des Zeitalters auf dem Boden der Philosophie wunderbar zu Leibe geht. Die deutschen Aerzte sind zu wenig Philosophen, und darum werden sie Ew. Majestät nicht so helfen können, wie es Cabanis vermag.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, erwiederte der König mit freundlichem Kopfneigen. Sie wissen also nicht, daß ich die ganze Arzneikunde nur für eitel Quacksalberei ansehe? Meine Aerzte haben es von jeher sehr übel bei mir gehabt, denn ich spiele ihnen oft die größten Possen. Auch war ich bis zum Jahre 1785 fast immer so gesund, daß ich mir ohne Gefahr meines Leibes manchen Spaß mit ihnen machen konnte. Mit Rhabarber, Glaubersalz und Brechweinstein hatte ich selbst früher fast alle meine Krankheiten aus dem Felde geschlagen, während mich die Aerzte mit ihren Diät-Vorschlägen erzürnten und so durch den Aerger stets alle meine Krankheitsanfälle steigerten. Und was wären die Arzneistoffe, wenn sie wirklich eine Kraft hätten,

für Pedanten, wollten sie sich daran stoßen, daß ich gleichzeitig Polenta oder Aalpastete in meinen Magen gefüllt habe. Ich erklärte daher schon deshalb jeden Arzt für einen Charlatan, der mir meine Lieblingsspeisen zu essen verbot. An philosophischen Aerzten, die Ihr mir empfehlen wollt, hat es mir aber auch nicht gefehlt. Mein armer Schelm, der Lamettrie, empfahl mir einmal einen Syrup von Nymphäa, der mir auch Anfangs bei allen möglichen Uebeln half. Lamettrie war auch ein Philosoph, der die Naturgeschichte der Seele geschrieben, und in einem übel verrufenen Buche auseinandersetzte, daß der Mensch nichts als eine Maschine sei. Zuletzt aber half mir sein Syrup nicht mehr, und Lamettrie starb an einer schlechten Verdauung, weil er zuviel von meinen Aalpasteten gegessen, indem er geglaubt, der Philosoph dürfe wie der König thun. Um Euch nun aber noch mehr zufriedenzustellen, Herr Graf, will ich Euch erzählen, daß ich mir auch den berühmten Ritter von Zimmermann herberufen habe, der gewiß ein philosophischer Arzt von ächtem Schrot und Korn ist. Nun soll mich wundern, wie der Verfasser der Schrift „über die Einsamkeit“ den einsam gewordenen König behandeln wird. Ich bin also ein rechter Patient für den großen Ritter von Zimmermann, ich bin krank und einsam. — —

Die Stimme des Königs verhallte bei diesen Worten auf eine so eigenthümliche Weise in sich selbst, daß Mirabeau, da unmittelbar darauf ein anhaltendes Schweigen eintrat, erschrocken aufsprang, und sich dem Lehnsessel des Königs näherte.

Der König war eingeschlummert, wie ihm dies in der letzten Zeit sehr häufig während des Tages und bei allen Gelegenheiten begegnete. Das Haupt war ihm tief auf die Brust herabgesunken, und sein Athem

ging in schweren tiefen Zügen, die ihm auch während des Schlummers Schmerz zu bereiten schienen, in ihm auf und ab.

Mirabeau schlich sich leise und mit der größten Behutsamkeit aus dem Cabinet, um den kranken König nicht zu erwecken. Indem er die Thür hinter sich anlehnen wollte, trieb es ihn, seine Augen noch einmal auf die machtlos in sich zusammengesunkene Gestalt des großen Monarchen zurückzuwenden. Es erschütterte ihn, daß der kleine Klumpen, der dort im Sessel ineinandergekauert lag und so peinlich und schmerzvoll athmete, Friedrich der Große hieß, und mit bangen, unheimlichen Empfindungen stürzte er von dannen.

Im Vorsaal benachrichtigte er rasch den Grafen von Görtz, welcher Zufall im Cabinet des Königs eingetreten sei, was der Graf aber als eine gewöhnliche, leider zu den ungünstigsten Vorzeichen gerechnete Erscheinung bezeichnete.

Mirabeau athmete erst wieder leichter auf, als er sich draußen in der ihn frisch anwehenden Winterluft befand, und seinen Wagen, der unten am Fuße des Schlosses auf ihn geharrt hatte, bestieg.

Indem er den Postillon zur größten Eile verpflichtete, suchte er den Rückweg von Sanssouci nach Berlin so rasch, als es Pferde und Straße nur immer gestatten wollten, zurückzulegen.

IV.

Chinesisches Schattenspiel.

Graf Mirabeau hatte sich seit einigen Wochen etwas häuslicher in Berlin einzurichten begonnen, und seine

Zimmer in der Ville de Paris mit einer geräumigen Privatwohnung vertauscht, die er sich unter den Linden in einem ziemlich großartigen Maaßstabe hatte einrichten lassen. Er hatte sich seitdem auch eine glänzende Equipage und mehrere Pferde angeschafft, was ihm zu einer angemessenen Entfaltung seiner Stellung in dem gesellschaftlichen Treiben der preußischen Hauptstadt durchaus nothwendig erschien. Auch das ihn umgebende Dienstpersonal hatte er wieder auf eine seinen Lebensgewohnheiten entsprechende Weise erhöht, und in seinem Cabinet arbeiteten täglich zwei Secretaire, die er in seinen Dienst genommen, und die mit allen möglichen Ausarbeitungen, Abschriften und Auszügen vollauf für ihn beschäftigt waren. Auch der Candidat Schmidt, mit dem er täglich Deutsch trieb, war seit einiger Zeit bei diesen Arbeiten im Cabinet Mirabeau's verwandt worden, und nützte durch seine emsige Gewandtheit, mit der er sich zum literarischen Laufburschen seines französischen Gönners zu machen gewußt, dem er alles mögliche Material aus deutschen Werken, dessen Mirabeau bedurfte, herbeischaffte und zugänglich machte.

Frau von Nehra, die jedesmal ängstlich wurde, wenn Mirabeau einen neuen Anlauf zu einem verschwenderischen Aufwand nahm, hatte ihn auch diesmal wieder auf ein bescheideneres Maaß der äußeren Einrichtungen zurückzuführen versucht, aber alle ihre Bitten und Vorstellungen waren jetzt mehr als je gescheitert. Mirabeau schien sich für sein Auftreten in Berlin einen ganz bestimmten Plan vorgezeichnet zu haben und glaubte sich demgemäß auch nicht anders als in einem gewissen Glanz zeigen zu müssen, worüber Henriette, welche die Verschwendungen ihres Freundes schon so oft von den traurigsten Folgen begleitet gesehen, bereits wieder manche heimliche Thräne zu weinen begann.

Aber Mirabeau führte auf der andern Seite auch wieder ein so thätiges und angestrengtes Leben in Berlin, wie es Henriette kaum noch von ihrem Freunde gesehen, und was ihr noch einen neuen Grund zur Besorgniß gab. Denn nachdem er sich den ganzen Tag über in Berlin oder Potsdam umherbewegt, die verschiedensten Bekanntschaften unterhalten, Besuche aller Art gemacht und dazwischen auch einige Stunden mit seinen Secretairen gearbeitet hatte, begab er sich auch des Nachts jetzt selten zur Ruhe, sondern saß gewöhnlich bis zum frühen Morgen in rastlosem Eifer, und unaufhörlich schaffend und arbeitend, an seinem Schreibtisch. Der Anbruch des Tages fand ihn noch oft mit der Feder in der Hand oder über einem Buch vertieft, und wenn Henriette, nachdem sie ihn so oft vergebens gemahnt, dann zu ihm hereintrat, um ihn zu beschwören, 'daß er sich endlich Ruhe gönnen möchte, fühlte ihre Hand seine Stirn glühen, während rings um ihn her die schneidendste Kälte in seinem Zimmer herrschte.

Mirabeau saß heut wieder in gewohnter Weise bei seinen nächtlichen Studien und Arbeiten, und hatte die ausdrücklichsten Befehle ertheilt, daß Niemand ihn stören dürfe. Er war erst gegen Mitternacht aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen, in der er sich bei dem Geheimen Rath von Dohm, einem der ersten und bedeutendsten Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, befunden hatte, und nachdem er dann eine Stunde geschlafen, war er vollkommen erfrischt wieder aufgestanden, um sich an seinen Schreibtisch zu setzen.

Es war eine der strengsten Winternächte. Der Frost zitterte an den Scheiben, durch deren eisbedeckte Fläche der Mond mit seinem bleichen ernsten Strahl hereinzubringen bemüht war. In dem Kamin war

das Feuer, welches der Bediente vor einer Stunde gemacht, erloschen, und nur wenige glimmende Kohlen, die den Kampf gegen eine fürchterliche Kälte nicht mehr aufzunehmen vermochten, lagen noch knisternd und im Ersterben begriffen darin umher.

Mirabeau hatte dem Bedienten verboten, wieder aufzustehen und das Feuer zu erneuern, weil er es nicht liebte, daß den bei ihm im Dienst stehenden Personen zu viel aufgebürdet würde. Er selbst saß nur sehr spärlich angekleidet da, wie das beim Arbeiten in seiner Gewohnheit lag, und nichts als ein einfacher Piqué Schlafrock, unter dem er weder eine Weste noch Strümpfe trug, bedeckte seine Gestalt. Er schien sich aber dabei so behaglich zu fühlen, daß ihn nichts an der Fortsetzung seiner Arbeit hinderte und die Feder wie ein geflügelter Pfeil in seinen Fingern fortschwebte.*)

Da vernahm er plötzlich ein leises Geräusch am Kamin des Zimmers, das er in seinem Arbeitseifer anfangs nicht beachten zu wollen schien, welches ihn aber jetzt, da es sich regelmäßig wiederholte, aufmerksam machen mußte. Er blickte rasch und unwillig hinüber und bemerkte zu seinem Erstaunen eine schneeweiße Gestalt, die am Kamin niedergekauert saß.

Mirabeau stürzte betroffen dorthin und streckte seinen Arm nach dem weißen Gewande aus, welches zum Theil über den Fußboden hingebreitet lag. Mit dem mächtigen Griff seiner Faust, dem nicht leicht etwas widerstand, zog er dann eine zitternde und seufzende Gestalt zu sich empor, in der er erst zürnend, dann lachend Niemand anders als seine Freundin Henriette erkannte.

Du bist es, Yet-Lie? rief er dann mit vorwurfs-

---

*) Aus den ungedruckten Memoiren der Frau von Nehra. Vgl. Montigny IV. 343.

vollem Ton, indem er sie in seinen Armen zum Divan hintrug und dort leise niederließ. Gegen alle meine Wünsche und Bitten bist Du doch aufgestanden und hättest mich beinahe erschreckt als weißes Nachtgespenst!

Und mich hast Du beinahe erdrückt mit Deinem fürchterlichen Daumen, Du böser, starker, keinem Menschen Ruhe gönnender Mann! rief Henriette, noch vor Schreck und Aufregung zitternd. Ich wollte Dir ja nur ein wenig Feuer hier in Deinem Kamin machen. Der Diener wollte Deinen Zorn nicht wagen, weil Du es ihm ausdrücklich verboten. Darum stand ich auf und dachte, es wäre mir immer noch lieber, von Dir gescholten zu werden, als Dich frieren zu lassen. Außerdem hoffte ich, Du würdest mich in Deiner tiefen Arbeitswuth gar nicht bemerken, denn, da ich nun doch einmal gestehen muß, so wisse es, daß ich Dir bereits seit fünf Nächten auf diese Weise Feuer gemacht habe. Aber heut ist es Dir gelungen, mich zu ertappen, Du Abscheulicher!

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie vielmals.

Du frierst selbst in Deinem leichten durchsichtigen Nachtgewand, sagte er, einen Augenblick lang mit ihr kosend. Dein Busen ist kalt, wie Marmor und Schnee, und mir willst Du Feuer machen, dem an seinem Schreibtisch alle Teufel der Politik in den Adern brennen, und der im heißen Schweiß seines Angesichts Alles, was er heut in der Gesellschaft des Herrn von Dohm gehört hat, zu einer Chiffre-Depesche an den Minister von Calonne verarbeitet, damit sie morgen mit dem Frühesten nach Paris abgehen könne. Dabei wird man heiß, und ich sehne mich vielmehr nach Kühle, die mich jetzt wonnig an Dir durchschauert, meine schöne und süße Gräfin Yet-Lie, indem ich meine Wange an Deine Schulter legen darf. Aber nun, mein Kind, begiebst Du Dich ohne Widerspruch in Dein

Bett zurück, denn länger wirst Du hier nicht gelitten. Ein geheimer Depeschenschreiber, und noch dazu einer in Chiffren, wie ich jetzt bin, ist ein fürchterlicher Mensch, mit dem eine Dame von Herz und Gefühl sich bei der Nacht durchaus nicht einlassen darf. Also marsch fort mit Dir, denn es wird hier kein Feuer heut gemacht.

Du willst in allen Dingen Deinen Willen haben, Despot! versetzte Henriette, indem sie sich schmollend von seinem Knie wieder zurückzog. Aber ich erkläre Dir in allem Ernst, daß ich nicht eher wieder von hinnen weiche, daß ich die ganze Nacht dort bei dem Kamin auf der Erde hocken bleiben werde, wenn Du mir nicht erlaubst, das Kaminfeuer neu zu entzünden. Hätte ich gewußt, daß es so entsetzlich frieren könnte in diesem nordischen Berlin, so würde ich Dir abgerathen haben, diese Reise zu machen. Das ganze Leben ist hier nur ein von Langerweile durchbrochener Eiszapfen. Ich glaube, die viele Kälte kommt von den Gesichtern der Berliner her. Arme und Beine und Nase erfriert man sich schon, wenn man nur einen Berliner ansieht. Und an einem solchen Ort willst Du noch die ganze Nacht hindurch in einer ungeheizten Stube arbeiten? Nein, mein Freund, es wird doch Feuer gemacht, aber so, wie ich schon vorhin es angefangen und ohne Deine naseweise Dazwischenkunft schon längst zu Stande gebracht haben würde.

Nun, ich will Dir etwas sagen, entgegnete Mirabeau lachend, da ich sehe, daß Du doch nicht abzuweisen bist und ich sobald als möglich wieder zu meiner Depesche muß, so wollen wir lieber Beide zusammen Feuer machen, damit es um so rascher geht. Ich werde Dir also helfen, Gräfin Yet-Lie.

Mirabeau begab sich sodann zum Kamin, während Henriette ihm eifrig folgte, und ihn dann muthwillig

auslachte, als er jetzt weder Holz noch Kohlen zu finden wußte und rathlos umherblickte.

Meine Scheite habe ich mir schon gestern hier verborgen, sagte sie wie ein frohlockendes Kind. Siehst Du, da liegen sie hinter dem Schrank, und weil ich sie nicht leise genug hervorziehen konnte, machte ich den täppischen Lärm, sonst hättest Du wieder ganz und gar nichts bemerken sollen. Aber jetzt werde ich Dir ein Stück nach dem andern zureichen, und machen wir so wenig als möglich Geräusch. Denn Freund Coco schläft in der Nebenstube.

Sie knieten jetzt zusammen vor dem Kamin nieder, um das Werk zu beginnen, bei dem sich Mirabeau jedoch so ungeschickt anstellte, daß seinem ungeduldigen Wunsch, rasch zu Stande zu kommen und wieder an seinen Schreibtisch zurückkehren zu können, dadurch immer neue Hindernisse bereitet wurden. Henriette gerieth bald in eine ausgelassene fröhliche Stimmung, indem sie sah, wie ihr Freund nicht im Stande war, nur ein einziges Stück Holz richtig und passend über dem andern aufzubauen.

Und nun erzähle mir doch auch bei dieser Gelegenheit, sagte sie, ihm mit lustiger Miene ein neues Scheit darreichend, erzähle mir, was Du denn eigentlich von Berlin aus so viel nach Paris zu melden haben kannst? Ich würde es wahrlich nicht der Mühe für werth halten, auch nur zwei Schreibseiten voll über Alles, was hier vorgeht, zu Papiere zu bringen. Was in aller Welt kann Frankreich daran liegen, ob der alte König von Preußen noch lange lebt, und ob der Prinz von Preußen so und so viel Schulden hat und ob er seine neue Maitresse lieben wird, und ob der Prinz Heinrich neulich drei Mal hinter einander geniest hat, und ob der Minister Hertzberg, dieser langweilige und steife Herr, der Dich neulich eine

ganze Stunde lang besucht hat, ein Freund Frankreichs ist oder nicht? Muß dies dem König von Frankreich nicht ebenso gleichgültig sein, wie es Deiner Yet-Lie ist?

Wenn Du Recht hättest, stände es viel besser mit der Welt, als es mit ihr steht, erwiederte Mirabeau, indem er eifrig an Holz und Kohlen weiterbaute. Aber in der heutigen Politik der Staaten sind die erbärmlichsten Umstände gerade die entscheidendsten. Darum berichte ich an das Gouvernement in Frankreich fast lauter nichtsnutziges Zeug, das ihnen jeder schwatzhafte Kammerdiener ebenso gut von hier schreiben könnte. Das ist aber gerade die Hauptsache, denn ein Kammerdiener sieht von seinem Standpunkte aus den Personen am meisten durch die Rippen und weiß aus dem zu großen oder zu geringen Appetit, mit dem sein Herr eine Aalpastete verzehrt hat, zu folgern, welche Beschlüsse im Staatsrath gefaßt worden.

Aber als Du damals von dem preußischen König aus Sanssouci zurückkamst, warst Du doch sehr bewegt, und Du schriebst nach Paris darüber in einer so ernsten und feierlichen Stimmung, wie ich Dich lange nicht gesehen hatte, bemerkte Henriette, ihm einen ihrer bewundernden und schwärmerischen Blicke, mit denen sie ihn so oft seitwärts betrachtete, zuwendend.

Damals war ich ergriffen, wie Einer, der einen Blick hinter die Coulissen der Schöpfung gethan hat, entgegnete Mirabeau ernst. Ich hatte die Menschengröße in aller Erniedrigung der hinfälligen Creatur gesehen. Da war es mir, als wenn mich das Schicksal selbst an meinen Locken gezupft hätte. Mein ausführlicher Brief, den ich über meinen Besuch bei Friedrich dem Großen an die Herren von Vergennes und von Calonne richtete, soll auch bei dem König von Frankreich die größte Sensation gemacht haben, wie mir von Clavière geschrieben worden ist. Der König

Louis XVI. soll namentlich von der Stelle betroffen worden sein, an der ich auseinandersetzte, daß in Preußen Alles für eine große Revolution reif sei, und dieser Gedanke ist es, der mir aus meiner Unterredung mit dem todtkranken König unabweislich entgegenleuchtete.*)

Und warum muß das geschehen? fragte Henriette aufmerksam, indem sie einen Augenblick lang mit der Arbeit innehielt.

Es wird und muß geschehen, erwiederte Mirabeau eifrig, denn dieser Staat ist dazu berufen, eine wichtige Rolle in den Geschicken Europa's zu spielen. Er muß ein ächter Staat der Freiheit werden, oder er muß zu Grunde gehen und in seinem Sturz zugleich die Selbstständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands begraben. Dieser König Friedrich ist ein großer Mann gewesen, er hat seinem Staat die Keime des freien Volksthums eingeflößt, die nothwendig darin emporgehen müssen, wenn er ihnen auch selbst die Saatspitzen wieder abgestumpft hat. Hätte dieser König blos mit seinem Geist regiert, so würde er die Fahne der Freiheit, die seiner Nation gehört, längst auf allen Spitzen des Staats aufgesteckt haben. Aber er regierte zugleich mit seiner Menschen- und Deutschen-Verachtung, und diese führte ihn, zugleich aus Bequemlichkeit und übler Laune, dazu, seinem Staat diese harte Zwangsjacke des königlichen Willens anzuziehen und seine Unterthanen blos zu Stiften einer todten und seelenlosen Regierungsmechanik zu machen. Aber nichtsdestoweniger ist Er es gewesen, welcher diesem Preußen das Gesetz der Freiheit in alle seine Glieder eingegraben hat, und nur er selbst war mäch-

*) Diese Aeußerung Mirabeau's ging in das Buch De la Monarchie prussienne V. 357. über.

tig genug, das Aufgeben seiner eigenen Pflanzung noch zurückzuhalten. Nach seinem Tode wird es Stürme geben, die durch keine künstliche Beschwörung mehr zu beschwichtigen sein werden. Und für Frankreich ist es von der größten Wichtigkeit, was aus Preußen wird. Nur allein durch Preußen kann Oesterreich im Zaum gehalten werden, das verhaßte Oesterreich, das den Franzosen eine leichtsinnige und volksfeindliche Königin gegeben, und das, wenn Preußen von seiner Stelle wankt, die Sättigung seiner Ländergier zuerst an Deutschland befriedigen und damit seinen herrschsüchtigen Bauch gewaltig und dann kaum noch umspannbar ausrunden wird! Du siehst daraus, wie nöthig ich hier bin, um auf Alles zu achten, was in diesem verhängnißvollen Augenblick in Preußen vorgehen kann. Die Lage Europa's erfordert ein inniges Bündniß Preußens und Frankreichs, und diesem die Wege zu bereiten, ist die Aufgabe, die ich mir noch weit über die Absichten meines Gouvernements hinaus hier gestellt habe. Denn der König Louis XVI. soll sich zwar über meine Aeußerung gefreut haben, wonach ich in Preußen Alles zu einer Revolution reif und vorbereitet sehe, aber den wahren Sinn dieser meiner Darstellung hat er wohl nicht begriffen. Denn für ihn sehe ich wenig Grund zur Freude dabei.*) Ich aber meine, daß, wenn in Preußen die Freiheit ihren ersten siegreichen Aufruf an die Menschheit erlassen haben wird, und wenn für Frankreich ein Bündniß mit Preußen durch die Lage Europa's eine Nothwendigkeit geworden ist, dann soll ein freies Preußen, in dem sich die Prinzipien der neuen Zeit schon entschieden haben, auch das freie Frankreich unwiderstehlich nach sich ziehen!

---

*) Vgl. Condorcet Mémoires II. 72.

Mirabeau war bei diesen Worten heftig aufgesprungen und ging mit mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er es Henrietten jetzt allein überließ, das Feuer im Kamin zu besorgen.

Es will aber durchaus heut nicht brennen, rief Henriette nach einer Pause ärgerlich. Komm jetzt her, Mirabeau, und hilf mir die Flamme ein wenig anblasen, denn Du hast eine gute Lunge, die mehr Kraft hat, als alle Blasebälge Berlins zusammengenommen.

Mirabeau mußte über seine Freundin lachen, und neigte sich wieder zu ihr herunter, um die Anstrengungen ihres lieblichen Athems, die sich bereits erschöpft hatten, zu unterstützen. Es währte auch nicht lange, so war das Feuer in seinen vollen Zug getreten, und der helle Strahl der Flamme überflog gleichzeitig das Gesicht Beider mit rother Gluth.

Und nun, mein Schatz, danke ich Dir für Dein liebenswürdiges Bemühen, sagte Mirabeau, indem er die Freundin jetzt mit einem flüchtigen Händedruck verabschieden wollte. Ich habe heut Nacht noch sehr viel zu Ende zu bringen, denn nachdem ich meine Chiffre-Depesche fertig geschrieben, habe ich noch an meinem Flugblatt über Cagliostro und Lavater den Schlußsatz hinzuzufügen, denn ich beabsichtige das Manuscript morgen in die Druckerei zu schicken. Und dann will ich sehen, ob ich schon im Stande sein werde, die Materialien, die ich zu einem großen Werk über die preußische Monarchie zu sammeln angefangen habe, zu sichten und nach einem gewissen planmäßigen Zusammenhang zu ordnen. Ich will dies Werk von vorn herein in bestimmte Rubriken theilen, und nachdem ich diese festgestellt, werde ich auch leichter überschlagen können, was mir noch fehlt, und auf welchem Punkt ich noch mehr zu sammeln und in Erfahrung

zu bringen habe. Aber nun geh, Jet-Lie. Du mein Stern in der Nacht, sonst die Vertraute meiner Liebesschmerzen, die ich beständig zu Dir leide, heut kannst Du nur die Vertraute meines Schreibtisches sein, und das ist doch zu wenig für Dein göttliches Herz!

Henriette warf ihm noch einen schmollenden Blick zu und entfernte sich dann mit langsam zögerndem Schritt in das Nebenzimmer. Er blickte ihr mit zärtlichen Augen nach, und es schien ihm leid zu thun, sie so ohne einen nachmaligen Liebesgruß von sich zu lassen. Sie kehrte aber eiligst und mit beflügelter Bewegung wieder zu ihm zurück, nachdem er leise bittend ihren Namen gerufen hatte.

Du mußt nicht denken, daß es immer so bleiben wird, sagte Mirabeau, ihren Kopf zwischen seine Hände nehmend. Nein, Jet-Lie, in kurzer Zeit ist ein großes Thier aus mir geworden, und dann faullenzen wir wieder zusammen um die Wette in unsrem köstlichen Beieinandersein Tag und Nacht. Schon jetzt bin ich im Begriff, ein reicher Mann zu werden, ich verdiene ja Geld wie Heu vom französischen Ministerium, denn je mehr sie sehen, daß ich ihnen etwas liefere, was ihnen sonst kein Mensch machen kann, desto mehr Geld werden sie mir anweisen lassen. Denn auf diesem Punkt sind Vergennes und Calonne anständige Leute.

Mein Freund, entgegnete Henriette mit gesenktem Kopf, Du verbrauchst hier zehn Mal mehr, als Du aus Paris bekommst, denn Du verstehst Dich einmal nicht einzurichten, und bald wirst Du wieder borgen müssen. Ich fürchte, Du bist schon dabei. Waren nicht gestern bereits drei Juden hier, mit denen Du in Deinem Cabinet so lange und so eifrig verhandeltest? Gewiß wolltest Du Dir Geld von ihnen borgen, und Du hast gesehen, daß die berliner Juden ebenso zähe

und unverschämt sind, als es die pariser stets gegen Dich waren!

Mirabeau mußte aus vollem Halse lachen. Dies ist ein allerliebster Irrthum von Deiner Seite, mein Kind, sagte er dann, und eine schreckliche Beleidigung für die Herren, die gestern bei mir waren, und welche Du für Schacherjuden gehalten, mit denen ich wieder einmal Geldgeschäfte machen wollte. Meine gute Gräfin Yet-Lie, das waren ja die angesehensten Männer der hiesigen jüdischen Gemeinde, die als Deputation zu mir kamen, um meine Schreibfeder für die Sache der Juden und für die Verbesserung ihrer bürgerlichen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen. Unter diesen Männern befand sich auch der würdige Doctor Hertz, ein Jude, aber eine feine und ausgezeichnete Persönlichkeit, ein Mann, den ich wahrhaft liebgewonnen habe, und der Arzt und Philosoph zugleich ist, wie unser Cabanis, und ein braves Herz in seinen Augen und auf seinen sanft beredten Lippen hat. Ich würde glücklich sein, wenn ich mich mit Männern dieser Art für mein ganzes Leben verbrüdern könnte. Ueberhaupt besteht diese jüdische Colonie in Berlin aus den ausgezeichnetsten Menschen. Man begegnet in derselben fast lauter braven und energischen Charakteren und Geistern, die ihre hohe Begabung unter dem Druck der Verhältnisse nur zu einem um so nachhaltigeren Feuer gestählt und veredelt haben. Der Geist des ehrwürdigen Moses Mendelssohn, dessen Schriften ich zu lesen angefangen, ruht auf diesen berliner Juden und hat ihrer Gemeinde diese außerordentlich würdige und geistige Haltung gegeben, deren Beispiel mehr als irgendwo bewiesen hat, daß die Juden ganz und gar auf der Höhe des Menschenthums stehen können, sobald die Souveraine sich nur entschließen wollen, sie

als Menschen zu behandeln.*) Die Hauptstadt Preußens hat an dieser jüdischen Colonie ein so bedeutendes und unwiderstehliches Element der Bevölkerung in sich aufgenommen, daß ich prophezeihe, Berlin wird nicht als Königsstadt, sondern als Judenstadt dereinst seine höchste Bestimmung erreichen, und jeder anständige Mensch wird hier noch zuletzt Jude werden müssen, wenn er seine richtige Stelle in der Gesellschaft einnehmen will!

Und Du hast ihnen versprochen, für die Juden zu schreiben? fragte Henriette, ihren Freund mit einem zweifelhaften Lächeln anblickend.

Ja wohl, entgegnete Mirabeau, indem er sich an ihrer seltsamen Miene belustigte. Meine jüdischen Freunde in Berlin wollen einen großen Werth darauf legen, daß auch von einem Franzosen etwas für ihre Sache geschehe, denn Juden und Franzosen werden immer eine gewisse Wahlverwandtschaft mit einander haben, so daß sich der Eine bei dem Andern einer Art von Unterstützung versieht. Nun habe ich allerdings nicht viel Zeit, jetzt etwas Neues und Umfassendes zu schreiben, aber ich werde eine Abhandlung componiren, in der ich die vortreffliche Schrift des Herrn von Dohm über die bürgerliche Verbesserung der Juden zum Grunde legen und theilweise übertragen werde. —

Mirabeau hatte bei diesen Worten seinen Sitz am Schreibtisch wieder eingenommen und tauchte die Feder jetzt mit einem so gewaltigen Nachdruck in das Tintenfaß, daß Henriette einen gewissen Ernst daran erkannte, dem sie dann nicht länger widerstehen durfte.

---

*) Die eigenen Worte Mirabeau's über die jüdische Gemeinde in Berlin. Vgl. Sur Mosès Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs etc. und die Lettres sur Cagliostro et Lavater in den Oeuvres de Mirabeau. T. IV.

Nachdem sie ihn verlassen, fuhr Mirabeau nun mit unaufhaltsamer Eile zu arbeiten fort. Die Feder glitt jetzt rastlos und stürmisch unter seinen Fingern auf dem Papier dahin und unterbrach durch ihr kritzelndes Geräusch, mit dem zuweilen die prasselnde Kaminflamme wetteiferte, einzig und allein die tiefe Stille der Winternacht. Einige Stunden lang sah er nicht von den Blättern auf, die er in so fliegender Hast beschrieb. Dann aber, nachdem er die Depesche vollendet und noch einmal prüfend überlesen hatte, faltete er die Blätter zu einem Brief von großem Format zusammen, siegelte sie und schrieb den Namen seines Freundes Clavière, durch dessen Vermittelung jetzt die Minister von Vergennes und Calonne seine Briefe empfingen, als Adresse darauf.

Mirabeau sah nach der Uhr und fand, daß die Morgenstunde herangekommen war. Dies vermochte ihn aber nicht zu rasten, sondern nachdem er die versiegelte Depesche auf den Abfertigungstisch niedergelegt, von dem sie der Courier binnen Kurzem abzuholen hatte, schickte er sich an, zu einer andern Ausarbeitung überzugehen, die er sichtlich mit weit größerem Behagen zur Hand nahm.

In demselben Augenblick aber vernahm er von unten ein starkes Klopfen an der Hausthür, welches sich bald mit einer größeren Dringlichkeit erneuerte, da sich wegen der frühen Morgenstunde noch Niemand eingestellt hatte, das Haus zu öffnen. Mirabeau war sogleich aufmerksam geworden, und in der Meinung, daß es eine wichtige Botschaft sein könne, die für ihn bestimmt sei, begab er sich jetzt zu seinem Kammerdiener Boyer, um denselben zu wecken und hinunterzusenden.

Boyer kam mit einem Manne zurück, in welchem Mirabeau sogleich einen ihm zur Verfügung gestellten

Courier erkannte, der soeben wieder von Paris zurückgekehrt zu sein schien. Der Courier übergab einen Brief, den er noch besonders als ungemein eilig bezeichnete und dessen Aufschrift an Mirabeau von der Hand Clavière's war.

Nachdem der Brief rasch geöffnet und gelesen worden, ersah Mirabeau daraus mit einigem Befremden, daß sein persönliches Erscheinen in Paris unmittelbar gewünscht werde, und daß er bei der Bestimmtheit und Dringlichkeit, mit der ihn die Minister, namentlich der auswärtige Minister Graf von Vergennes, in Paris zu sprechen begehrten, seine Abreise jedenfalls noch an demselben Tage werde festsetzen müssen. Als Beweggrund hatte Clavière flüchtig angedeutet, daß die letzten Berichte Mirabeau's über den preußischen Hof und die politische Stimmung in Preußen und Deutschland bei dem französischen Ministerium einen großen Eindruck gemacht, daß zwischen den Ministern und dem König Louis XVI. darüber ein lebhafter Austausch der Meinungen entstanden sei, und man über mehrere wichtige Punkte ihn noch persönlich befragen und hören wolle, weil man den Weg der Chiffren dazu nicht geeignet finde.

Mirabeau sann einen Moment nach und dann blitzte eine lebhafte Freude in seinen Augen auf. Eine ungewöhnliche Heiterkeit, wie man sie selten an ihm gewahrte, schien sich seiner zu bemächtigen.

Er fertigte den Courier ab, indem er ihm die neue Depesche übertrug und ihm zugleich einschärfte, da er in Paris vielleicht mehrere Stunden früher eintreffen dürfte, im Cabinet des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Grafen Mirabeau anzuzeigen.

Darauf begab sich Mirabeau sogleich unter die

Hände seines Kammerdieners, um zuerst seine Toilette besorgen zu lassen.

Frau von Nehra aber trat bald ebenfalls in vollständig geordnetem Anzuge hervor, da sie von der im Hause entstandenen Unruhe erweckt worden war und mit ihrem feinen Gehör sogar etwas von einer bevorstehenden Abreise ihres Freundes vernommen hatte. Sie stürzte daher in größter Bewegung auf Mirabeau zu und klammerte sich ängstlich an seinen Arm, indem sie ihn in einem Athem fragte: ob sie wirklich recht gehört, ob er noch heut verreisen wolle, ob und wann er wiederkommen werde, und ob sie ihn nicht am liebsten auf dieser Reise begleiten könne?

Mirabeau beruhigte sie in der freundlichsten Weise, indem er zugleich fortfuhr, sich von seinem Kammerdiener ankleiden zu lassen. Er bedeutete sie, daß sie hier mit Freund Coco ruhig seine Rückkehr abzuwarten haben werde, denn er müsse, da es sich um die wichtigsten Staatsgeschäfte handele, außerordentlich rasch reisen, hoffe aber wohl in vier bis sechs Wochen wieder zu ihr nach Berlin zurückgekehrt zu sein.

Henriette schwieg, aber Mirabeau sah die Thränen, welche ihr heimlich über die Wangen liefen. Nachdem er vollständig und in einer besonders feierlichen Toilette, die Henrietten auffiel, angekleidet war, entließ er Boyer mit einigen anderen Aufträgen, welche die Vorbereitungen zu seiner demnächstigen Abreise zum Zweck hatten.

Dann näherte er sich seiner Freundin, die schweigend am Fenster stand und ihm den Rücken zugekehrt hatte, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen. Er umarmte sie und küßte ihr die Thränen von den ihn ernsthaft und verzagt anblickenden Augen hinweg.

Habe nur guten Muth, Gräfin Yet-Lie! tröstete er sie mit zärtlicher Liebkosung. Wir sehen uns wie-

der, und dann wirst Du mich vergnügter finden, als Du mich jemals gesehen. Denn diese Reise, zu der man mich veranlaßt, ist mir das sicherste Zeichen, daß das französische Ministerium mich zu würdigen anfängt. Man hat endlich in Paris eingesehen, was man an meiner Beobachtung, an meiner Feder, an meiner Kenntniß der Staats- und Weltverhältnisse, und an meiner Einsicht in die innersten Nothwendigkeiten der Politik hat und haben kann. Ich will dem französischen Gouvernement jetzt gern jeden weiteren Aufschluß geben, den es von mir begehrt. Ich will ihm eine Direction vorzeichnen, wie es sich in Preußen eine französische Partei organisiren kann, wie es sich durch Preußen auf Deutschland stützen und ganz Deutschland zu einem Grundgestell seiner Machtpolitik gewinnen soll, und wie durch eine Allianz zwischen Frankreich, Preußen und England eine neue und höchst erfolgreiche Wendung der europäischen Politik zu schaffen wäre.

Und was wirst Du wieder von allen Deinen großen Bemühungen haben, Mirabeau? fragte ihn Henriette, indem sie langsam ihre Augen zu ihm erhob.

Man wird jetzt einsehen, erwiderte Mirabeau stürmisch und mit dem Fuße stampfend, daß man gegen die ersten Vortheile Frankreichs gefehlt hat, wenn man mir bis jetzt noch keine bedeutende Stelle im Staatsdienst gab! Ist es nicht eine Schande, daß ein Mensch, wie dieser Graf Esterno, hier Gesandter Frankreichs am Hofe des Königs von Preußen ist? Dieser leere und windige Graf Esterno, der nichts weiß und nichts erfährt und der weder Herz noch Verstand, weder Augen noch Ohren für die Interessen Frankreichs hat, ist hier unmöglich, sobald meine Vorschläge zu einer neuen auswärtigen Politik Frank-

reichs in Paris Beachtung gefunden haben. Ich würde diese Gesandschasftsstelle sehr gern hier übernehmen, sobald man meinen politischen Anschauungen zu folgen bereit ist.*) Ich würde im Stande sein, alles das wieder gut zu machen, was mein Vorgänger versäumt und schlecht gemacht hat. Ich bin aber auch fest überzeugt, daß man dergleichen jetzt mit mir im Sinne hat. Ich bin hier der nothwendige Diplomat geworden. Doch würde ich auch jeden andern diplomatischen Posten in Deutschland annehmen, auf dem ich in meinem Sinne für Frankreich wirken könnte.

Henriette hatte ihre Augen wieder schmerzlich gesenkt und schüttelte zu den so bedeutend aufgeregten Hoffnungen ihres Freundes ganz leise das Haupt.

Du kannst Dich diesmal darauf verlassen, mein Kind, fuhr Mirabeau fort, denn hat das Gouvernement nicht schon angefangen, sich hinsichtlich der Geldmittel ziemlich glänzend gegen mich zu benehmen? Ich koste dem Staate jetzt mehr, als er nachher für mich zu bezahlen haben würde, wenn er mir den regelmäßigen Gesandtschaftsposten hier überträgt. Die mir ursprünglich ausgeworfene Summe von tausend Francs für den Monat hat man mir schon auf das Fünffache erhöht. Ich habe freilich auch viele Auslagen davon zu bestreiten gehabt, denn unsere Einrichtung hier in Berlin, der Kleiderluxus, der an den nordischen Höfen herrscht, Equipage, die verschiedensten Arten von Pferden, deren ein Cavalier in Berlin gar nicht entbehren kann, dazu mancherlei geheime Ausgaben, Hin- und Herreisen im Innern von Deutschland, die Herbeischaffung der Materialien für mein Werk über die preußische Monarchie, Alles das greift

*) Peuchet III. 2.

hier auf eine fürchterliche Weise ins Geld und wird dem König von Frankreich, der alle Zahlungen für mich jetzt auf seine Schatulle übernommen hat, bald noch bedeutendere Opfer auferlegen.*) Dafür mache ich ihnen aber auch den ganzen preußischen Staat so durchsichtig, daß man jeden Faden erkennen kann, der hier zieht, und an dem man künftig das ganze deutsche Gespinnst von Paris aus zu ziehen im Stande sein wird. —

Henriette erkundigte sich jetzt mit schwerem Herzen nach der Stunde, in welcher Mirabeau reisen würde, und als sie erfuhr, daß er die Abreise jedenfalls auf den heutigen Abend festgesetzt habe, vielleicht aber noch früher dazu gelangen werde, wenn er mit einigen vorher noch abzustattenden Besuchen rasch und nach Wunsch zu Stande kommen könnte, entfernte sie sich wieder, um noch mancherlei häusliche Vorbereitungen für den Freund treffen zu lassen.

Nach einer halben Stunde, in welcher Mirabeau noch hastig einige Briefe geschrieben hatte, kehrte sie wieder zu ihm zurück und lud ihn ein, in dem Frühstückszimmer den Kaffee einzunehmen.

Als er ihr an dem Frühstückstisch eine Zeitlang gegenüber gesessen hatte und mit der fröhlichsten und fast ausgelassenen Laune sich bemüht zeigte, den Kummer seiner liebenswürdigen Freundin zu zerstreuen, fragte sie ihn, indem ihre Blicke forschend auf ihm ruhten, warum er denn sogleich für seine Frühtoilette sich in einen seiner gewähltesten und feinsten Anzüge geworfen und so aussehe, als ob er noch an den Hof gehen wolle?

Nicht gerade an den Hof, entgegnete Mirabeau flüchtig, aber ich beabsichtige noch, zum Prinzen

*) Montigny IV. 342.

Heinrich, dem Bruder des Königs, zu fahren, denn ohne den Prinzen nochmals vertraulich gesprochen zu haben, halte ich es nicht für räthlich, nach Paris abzugehen. Du weißt, der Prinz war für mich hier insofern die Hauptperson, als er meine Schritte auf dem hiesigen Terrain wesentlich leitete, und mir manche Fingerzeige gab, wie ich die Interessen Frankreichs in Preußen fördern und anknüpfen könnte. Aber wie ich mit ihm selbst und seiner eigenen Person daran bin, ist mir bis auf die jetzige Stunde noch unklar geblieben. Ich muß noch etwas Bestimmtes von ihm zu erforschen suchen, ehe ich reisen kann, um für die Berathung, zu der ich in Paris zugezogen werden soll, noch etwas Neues und Wesentliches mitzubringen. Es ist mir um so wichtiger, den Prinzen vor meiner Abreise noch einmal sprechen zu können, da ich erst gestern in einer Gesellschaft bei Herrn von Dohm aus ganz zuverlässigem Munde gehört habe, daß der Prinz Heinrich in einer genauen persönlichen Verbindung mit dem französischen Cabinet und namentlich mit Herrn von Calonne steht, und gewissermaßen Ursache geworden ist, daß man mich selbst hierher nach Berlin geschickt hat. *) So ist man freilich, wenn man Diplomat wird, auch zugleich immer in Gefahr, Dupe zu sein.

Wie so, mein Freund, hat man Dich betrogen? fragte Henriette ängstlich, sich in ihrer gewohnten zärtlich um ihn besorgten Weise an seine Schulter schmiegend.

Nein, aber man hat mich doch an einem bestimmten Faden hier gelenkt, ohne daß ich es wußte, entgegnete Mirabeau, denn Herr von Dohm, welcher der unterrichtetste Mann in ganz Berlin ist und das

*) Thiébault Frédéric le Grand ou mes Souvenirs II. 194.

Gras aller Geheimnisse wachsen hört, erzählte mir gestern im Vertrauen, daß Prinz Heinrich seit längerer Zeit einen vertrauten Briefwechsel mit unserm Minister von Calonne führt, und daß er dem französischen Gouvernement schon mehrmals den Rath ertheilt habe, den unfähigen Grafen Esterno von dem hiesigen Gesandtschaftsposten zu entfernen und durch einen Mann von mehr Charakter und Energie zu ersetzen. Da man hier in den politischen Kreisen Berlin's bereits glaubt, daß mir die Gesandtschaft am preußischen Hofe künftig zugedacht sein könne, so will man auch daraus folgern, daß ich auf Betrieb des Prinzen Heinrich hierher gebracht worden sei, um mich einstweilen auf dem Platze zu orientiren. In demselben Augenblick, als ich dies gestern hörte, fuhr es mir wie ein Blitz durch meine Erinnerungen, daß schon Clavière mir in Paris sagte, es sei der Prinz Heinrich von Preußen, der die Anwesenheit eines feinen und kundigen Beobachters in Berlin gewünscht, um mit ihm hier zusammen zu wirken und dem französischen Interesse zu dienen. Ich sah mich auch durch eine ausdrückliche Empfehlung unseres Cabinets vorzugsweise an den alten Herrn gewiesen, und habe hier stets den vertrautesten Zutritt zu ihm gehabt. Aber da er ungeachtet mancher guten Rathschläge doch nicht sehr ergiebig gegen mich war, und mich in der letzten Zeit ziemlich kurz behandelte, so kam ich von dem Gedanken ab, in ihm einen Förderer meiner Person zu sehen und ihn auch für meine persönliche Carrière benutzen zu können. Jetzt will ich zu ihm, um ihm durch ein lebhaftes Gespräch noch einige Aeußerungen zu entlocken, wie weit das französische System, dem er allerdings aufrichtig hingegeben zu sein scheint, bei der ausbrechenden Krisis hier auf seine Unterstützung werde rechnen können.

Kann ich eine solche Aeußerung, die man mündlich viel bestimmter ertheilen kann als schriftlich, mit nach Paris nehmen, so bringe ich schon einen recht greifbaren Erfolg meiner hiesigen Mission mit. Und dann wollte ich ihn auch bitten, mir einige schriftliche Zeilen für Herrn von Calonne mitzugeben, und ihm darin zu sagen, daß der Graf Esterno bald einen Nachfolger haben müsse, der mit den Männern, welche hier dem französischen System anhängen, wirklich in Verbindung steht und des Vertrauens dieser Partei sich zu erfreuen hat. Kann ich den alten Herrn rasch sprechen und nach meinen Wünschen bewegen, so reise ich noch vor Abend ab, denn der Stand der Angelegenheiten drängt.

Nein, erwiderte Henriette lebhaft, vor Abend darfst Du uns nun auf keinen Fall verlassen. Es kommt doch nicht blos auf Deine Politik Alles an, sondern es wird auch ein wenig danach zu fragen sein, was Coco und Deine Freundin Henriette sagen. Heut Abend wird bei uns chinesisches Schattenspiel aufgeführt, was ich Dir schon gestern angekündigt habe, und Du hast, ein Mann von Wort, zugesagt, dieser Vorstellung beizuwohnen. Wir spielen eine Komödie, in der sich auch Alles um Politik dreht, und in welcher der väterlich gesinnte Kaiser Toutcequevousvoudrez sein ganzes Reich über ein Bambusrohr springen läßt. In dieser Komödie wird auch ein deutsches Liedchen gesungen, was Herr Coco, der erste Hofschauspieler in der Horde des Grafen Mirabeau, schon seit mehreren Tagen eifrig studirt und gewiß mit unnachahmlicher Meisterschaft ausführen wird. *)

Das sind die Streiche meines Kammerdieners

*) Montigny IV. 343.

Boyer, die mich nun noch in meiner Abreise verspäten werden, sagte Mirabeau lächelnd. Der Taugenichts hat Euch diese Künste beigebracht, und für einen berliner Winterabend mögen sie auch ganz passend ersonnen sein. Und um nicht noch beim Scheiden Dich zu betrüben, verspreche ich Dir, heut Abend im Parterre Eures Drama's zu sitzen und erst, nachdem die Katastrophe eingetreten, mich von Euch Lieben zu beurlauben.

Henriette jubelte freudig, und Mirabeau, dem jetzt gemeldet wurde, daß sein Wagen unten vorgefahren sei, eilte hinweg, um erst noch einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen und dann vor dem Palais des Prinzen Heinrich von Preußen vorzufahren.

Erst gegen Abend kehrte Mirabeau mit allen Anzeichen großer Verstimmung wieder zurück, und theilte der Freundin, die er schon mit den Vorbereitungen zu der angekündigten Vorstellung beschäftigt fand, mit, daß ihm fast Alles, was er den Tag über versucht, fehlgeschlagen sei.

Nicht einmal dieser lumpige Graf Esterno ließ sich von mir sprechen, sagte Mirabeau mit heftigem Aerger, sondern ich wurde wegen der Ausfertigung meiner Pässe an den Legationssecretair gewiesen. Der Minister Hertzberg, von dem ich gern noch einige Stichworte der hiesigen Situation aufgefangen hätte, ist in Sanssouci bei dem kranken König, der seit einiger Zeit seiner Gesellschaft so bedürfen soll, daß er ihn nicht mehr von sich lassen will. Doch hoffte man heute auf seine Rückkehr im auswärtigen Ministerium, und deshalb fuhr ich viermal zu verschiedenen Zeiten am Hôtel vor, aber vergebens. Ich schämte mich hinlänglich vor mir selbst, daß man in die Lage kommen kann, sich so viel Mühe um einen politischen Commis zu geben, denn was ist dieser

Hertzberg, was sind alle diese preußischen Minister anders, als ganz gemeine Commis-Naturen? Eben so schlimm erging es mir im Palais des Prinzen Heinrich, wo ich mich erst dreimal vergebens zu einer Audienz melden ließ, und dreimal die Antwort hören mußte, daß der Prinz noch nicht aufgestanden sei und vielleicht wegen Unwohlseins den Tag über das Bett hüten werde, bis ich endlich das vierte Mal hören mußte, daß die Königliche Hoheit soeben ausgefahren sei. Dies widersprach so sehr meinem Abkommen mit dem Prinzen, wonach ich zu jeder Tageszeit vertrauten Zugang bei ihm haben sollte, daß ich mich nicht enthalten konnte, seinem Adjutanten, dem sogenannten schönen Knyphausen, meine ganze Verwunderung über dieses Benehmen des Prinzen auf das Verdrießlichste auszudrücken. Indeß denke ich mir, daß es nichts weiter war, als eine Aergerlichkeit des Prinzen, sich von mir gerade heut überlaufen zu sehen, denn ich entnahm erst zuletzt aus einem gewissen lächelnden Zug um die Mundwinkel des schönen Knyphausen, daß der Prinz in seinem Cabinet nicht allein gewesen, sondern einen Besuch bei sich hatte, der ihm zu manchen Zeiten nothwendig scheint! Es ist dies der junge Tänzer Rollin, der seit einiger Zeit im Palais des Prinzen schönes oder schlechtes Wetter machen kann, je nachdem es ihm einfällt.*) Der tapfere Held von Hohenfriedberg und Prag glaubt jetzt in seinen alten Tagen wenigstens noch solche Schlachten liefern zu müssen. —

Der Aerger, in den sich Mirabeau jetzt immer tiefer hineinsprach, wurde durch die lustigen Anstren-

---

*) Mirabeau wurde wegen dieser Verdächtigung der Sitten des Prinzen Heinrich von Preußen, der er sich in der Histoire secrète de la Cour de Berlin ganz offen überläßt, später auf das Heftigste angegriffen.

gungen des kleinen Coco, dem es ganz unbemerkter Weise gelungen war, sich auf ein Knie Mirabeau's hinaufzuschwingen, auf eine schon fast versöhnlich wirkende Weise unterbrochen. Mirabeau nahm die Grüße und Liebkosungen, mit denen sein Liebling nicht müde wurde, sich bei ihm zu melden, jetzt endlich mit freundlicher Gewährung auf, und überließ sich einige Minuten lang dem Spiel mit dem aufgeweckten, anmuthig heranwachsenden Knaben.

So mußte er sich denn auch, obwohl er sichtlich keine Ruhe mehr dazu hatte, und ihm noch einige dringende Anordnungen vor dem Antritt seiner Reise übrig waren, darein ergeben, daß das chinesische Schattenspiel, zu dem er eingeladen war, zu seiner vollständigen Darstellung vor ihm kommen sollte. Es sollte damit zugleich eine neue Erfindung seines anschlägigen Kammerdieners zum Besten gegeben werden, und sobald es vollständig dunkel geworden war, mußte sich Mirabeau gefallen lassen, daß man ihn in den für die chinesische Komödie schon vollständig vorbereiteten Salon führte.

Der gemüthliche und oft durchaus kindliche Ton, in welchem Mirabeau mit den Seinigen zu verkehren pflegte, machte ihm zwar dies Opfer nicht gerade schwer, aber alle seine Gedanken waren schon unterwegs nach Paris, und, seiner Gewohnheit nach, hielt er in seinem Innern bereits donnernde Reden ab, mit denen er sich an die Minister Vergennes und Calonne wandte. Ja, er hoffte, bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Paris auch den König Louis XVI. zu sprechen, vielleicht auch der schönen Königin Marie Antoinette seine Aufwartung machen zu dürfen.

Während er sich so immer kühneren Vorstellungen seiner Phantasie überließ, hatte er kaum gemerkt, daß er sich schon mitten im Reich des Kaisers Toutce-

quevousvoudrez befand und die Schatten an der Wand sich zu einer fürchterlichen Intrigue gegen das Bambusrohr verschworen hatten, welches die einzige Stütze in der Hand des gütigen Monarchen war. Die Exposition schien vortrefflich gelungen, die Figuren bewegten sich mit der mimischen Feinheit großer Schauspieler, worin eben die geistreiche Erfindung Boyer's bestand, Coco jubelte, und die leicht vergnügliche Henriette war im besten Zuge, ihren bevorstehenden Abschied von Mirabeau zu vergessen.

Dies ist eine wahrhaft diabolische Geschichte, flüsterte Mirabeau, indem er seinen Arm um den Nacken der neben ihm sitzenden Henriette legte. Es scheint, daß die Unterthanen dieses chinesischen Kaisers Toutcequevousvoudrez durchaus keinen Spaß mehr verstehen wollen. Sein Volk scheint ihm diesen vielversprechenden Beinamen Toutcequevousvoudrez ebenso bereitwillig gegeben zu haben, als man unserm Ludwig XVI. Anfangs den Volksfreund und den Rechtersehnten genannt hat. Dieser Schatten-Kaiser giebt Jedem allerdings nur, was er sich wünschen kann, aber Seine Kaiserliche Majestät scheint der verteufelten Meinung aller Fürsten zu sein, daß, was sich das Volk am meisten wünscht, doch, beim Licht besehen, eigentlich nur Prügel seien. Der weise väterliche Bambus sucht daher das Volk unaufhörlich an einer gewissen Stelle zu kitzeln, bis sich endlich ergiebt, daß auch an dieser Stelle Vernunft wohnt, die auf eine fürchterliche Weise erwacht. Die Maitresse des Kaisers, es ist gewiß die Mademoiselle Opinion publique, die wegen einer aus naschhaften Gewohnheiten an ihm begangenen Untreue auch den Bambus zu schmecken bekommen, und sich wegen begreiflich leichter Verletzlichkeit auf so zarter Haut gar nicht zufrieden zu geben vermag, hat nun diese entsetzliche Verschwörung unter

dem Volke der Schatten angestiftet. Seht, dieser Kampf ist gut gemalt, das ist mehr als Prügelei, das ist die historische Wahrheit! Aber der Kaiser Toutcequevousvoudrez hat sein Prinzip richtig erkannt, und er hält den Bambus hoch und fest in seinen Händen. Nachdem er das Rohr vor den Augen Aller inbrünstig geküßt hat, fängt er an zu weinen, was die Schatten sämmtlich nicht aushalten zu können scheinen. Nun streckt er ihnen nochmals den Bambus entgegen, und jetzt bieten sie ihm alle von freien Stücken den patriotischen Körpertheil dar, der ihnen noch vor Kurzem so wund gewesen, und den sie nunmehr für den eigentlichen Altar des Vaterlandes erklären wollen, auf dem der Bambus für ewige Zeiten niedergelegt werden soll. Der Kaiser Toutcequevousvoudrez schließt nun großmüthig seinen Frieden, und gesteht ein neues Grundgesetz zu, das jetzt höchst ceremoniell gefeiert wird, indem das ganze Reich mit einem ungeheuern Freudenschrei über das Bambusrohr springt. —

Mirabeau erhob sich jetzt von seinem Platz und erklärte seine Zeit für abgelaufen, indem ihn plötzlich die frühere Ungeduld wieder beschlich. Doch bewog ihn Henriette noch durch einen ihrer unwiderstehlichen Blicke, das deutsche Lied Coco's mit anzuhören, welches unter den Jubelstimmen des Versöhnungsfestes im Reiche des Schattenkaisers vernommen wurde und jetzt ohne Fehl und fast rührend erklang.

Der Bediente meldete, daß die Extrapost unten vor der Thür vorgefahren sei, und während die Koffer aufgepackt wurden, nahm Mirabeau noch einmal von seiner Freundin mit beredten Worten Abschied.

Mir wird auch recht traurig zu Muthe, daß ich von Dir gehen muß, sagte er, sie lange an sich drückend. Wer weiß, ob es mir jemals wieder so friedlich und so wohl werden wird, als hier an Deinem reinen

schönen Herzen, und bei Deinem lustigen, von Coco's frischem Jauchzen begleiteten Schattenspiel. Euere allerliebste Komödie ist ein sehr gutes Reisegeschenk für mich gewesen, denn Ihr habt mich noch recht gut an das chinesische System erinnert, während ich als Commis-Voyageur des französischen Systems zwischen Berlin und Paris reise. Ja, ja, ihr einfachen stillen Herzen, ihr tragt doch immer die größte Weisheit in Euch. Ihr werdet wohl Recht haben mit Eurer Komödie, denn so lange es sich noch um Systeme und Conventionen für den Staat und die Völker handelt, wird das chinesische System immer das beste und stärkste sein. Wenn ich vernünftiger wäre, bliebe ich bei Dir in Deiner warmen traulichen Stube, statt mich wieder kopfüber in das chinesische Schattenspiel von Paris hineinzustürzen, und darauf zu harren, daß die Schatten einmal wirkliches Lebensblut bekommen sollen. Ich bin am Ende auch nur ein kläglicher Schattenspieler, wie alle andern. — —

Sie trennten sich, nachdem Coco noch seinen Theil am Abschied erhalten. Das Posthorn unten rief mit schmetterndem Hallen, und Henriette begleitete ihren Freund noch bis an den Reisewagen, der dann mit ihm rasch in die Nacht hinausfuhr, nachdem die zuletzt immer ängstlicher werdende Henriette sich noch von Mirabeau feierlich hatte schwören lassen, daß er ihrer nicht vergessen und sie jedenfalls, wie es auch kommen möge, wieder von Berlin abholen werde. —

V.

Der Tod Friedrichs des Großen.

Graf Mirabeau war nach einem kurzen Aufenthalt in Paris wieder in die preußische Hauptstadt zurückgekehrt, wo er, einige Ausflüge ausgenommen, die er besonders an die Höfe von Braunschweig und Dresden unternommen, nun unausgesetzt in eifriger Beobachtung aller Verhältnisse und in Erwartung des Ereignisses, dem die ganze politische Welt mit der größten Spannung entgegenharrte, verweilte.

Bereits war die Mitte des Sommers 1786 herangekommen, und der Todeskampf Friedrichs des Großen, der in allen Cabinetten Europas belauscht wurde, hatte schon fast seit fünf Monaten gedauert ohne daß die erwartete Entscheidung eingetreten wäre. Zu Anfang des August hatten sich sogar weit bessere Nachrichten zu verbreiten angefangen, und der kranke König selbst schien sich mit großer Zuversicht an den Gedanken seiner Wiedergenesung anzuklammern. Denn sein Leibarzt in Potsdam, der Doctor Frese, war fast in Ungnade gefallen, weil er, auf sein Gewissen über die Natur der Krankheit befragt, das unheimliche und den König verdrießende Wort der Wassersucht auszusprechen gewagt hatte.

Indeß wurde auf der andern Seite nur mit um so größerer Bestimmtheit fast jeden Tag und jede Stunde der entscheidenden Auflösung König Friedrichs entgegengesehen. Von einer eigenthümlichen Ahnung getrieben, hatte sich Mirabeau in der Nacht zum 17. August eines seiner besten und stärksten Pferde vorführen lassen, um nach Potsdam hinüberzureiten und dort sichere Nachrichten einzuholen. Schon seit einigen Wochen hatte er seine Reitpferde nicht anders

als im vollständigen Sattelzeug im Stall stehen, um, sobald nur etwas vorfiele, sich ungesäumt ihrer bedienen zu können und aus der Nähe des großen Sterbenden die wichtige Kunde mit allen ihren Einzelnheiten für seine Regierung zu schöpfen. Denn es lag ihm Alles daran, das französische Gouvernement mit dieser Todesnachricht so rasch und ausgiebig als möglich zu bedienen, und jedenfalls der Erste zu sein, durch den dieselbe nach Paris gelangen sollte. *)

Als Mirabeau vor der Thür seines Hauses eben sein Pferd besteigen wollte, sah er einen seiner Freunde, mit dem er in der letzten Zeit in Berlin besonders vertraut verkehrt hatte, den Baron Noldé, in großer Hast von der Straße her auf sich zueilen. Er hielt inne, um den Ankommenden zu begrüßen, von dem er vielleicht noch einiges Neue über die Lage der Dinge zu erfahren hoffte. Der Baron Noldé, ein junger curländischer Edelmann, der seit einigen Monaten in Berlin lebte, hatte sich auf eine so innige und fast zärtliche Weise an Mirabeau angeschlossen, daß daraus ein täglicher Freundschaftsumgang entstanden war, der sich nicht blos auf die Kreise des gesellschaftlichen Verkehrs, sondern auch auf die Häuslichkeit Mirabeau's erstreckte.

Noldé, der etwas Gemüthliches und Kindliches hatte, war zugleich ein Spielkamerad des kleinen Coco und ein aufmerksamer Freund der Frau von Nehra geworden, und fing an, sich zu Dem zu rechnen, was Graf Mirabeau gern mit einer gewissen Gemüthlichkeit seine „Horde“ zu nennen pflegte, so daß er schon fast ein unentbehrliches Mitglied dieser wandernden Familie und zugleich eine nützliche Mittels-

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin (1789). T. I. p. 56.

person für alle möglichen Besorgungen, die ihm zufielen, geworden war. Mirabeau hatte ihn auch noch dadurch an sich gefesselt, daß er sich zu seinem Rathgeber bei den Verwickelungen gemacht hatte, in die Noldé mit seiner Familie, die zu den ersten Häusern Curlands gehörte, gerathen war. Denn seine Familie begehrte dringend seine Rückkehr nach Curland, wo man ihm eine bedeutende Verwendung zugedacht hatte, während Noldé aus einem leidenschaftlichen Haß gegen Rußland und aus Liebe zu Frankreich sich seinen heimathlichen Verhältnissen zu entziehen trachtete, und durch Mirabeau nach Frankreich zu gelangen und seine Dienste dem französischen Gouvernement darbieten zu können hoffte.

So hatte sich Noldé auch jetzt auf eine fast aufopfernde Weise thätig bewiesen, um ihm zuverlässige und brauchbare Nachrichten aus Sanssouci zuzuführen, wozu er bei seiner großen persönlichen Beweglichkeit und seinen Verbindungen im Kreise der Diplomatie sich ganz besonders in der Lage befand. In diesem Augenblick, wo die Mitternachtsstunde fast herangerückt war, stürzte er noch athemlos herbei, um den Grafen Mirabeau in Kenntniß zu setzen, daß der sächsische Gesandte soeben seinen Jäger nach Dresden abgesandt habe, um seinem Hofe eine Meldung über das bereits so gut als gewiß erfolgte Ableben des Königs zu machen. Noldé fügte hinzu, daß der sächsische Gesandte dies gewiß nicht gethan haben würde, wenn er sich nicht dabei auf eine neue und zuverlässige Kunde aus Sanssouci hätte stützen können.

Mirabeau stutzte, indem er seine Hand nachdenkend auf den Hals des vor ihm stehenden, ungeduldig am Boden stampfenden Pferdes legte. In dieser Art hätten wir allerdings auch zu Werke gehen können, sagte er dann nach einer Pause. Denn da man nach Allem,

was feststeht, berechnen kann, daß der Todeskampf höchstens noch einige Tage anzudauern vermag, so hätte ich allerdings meinen Courier schon nach Paris absenden können. Denn in dem Augenblick, wo er mit der Nachricht von dem Tode in Paris ankommt, wäre dieser ohne allen Zweifel bereits eingetreten. Wenn ich der regelmäßige Diplomat Frankreichs hier in Berlin wäre, würde ich auch auf der Stelle so handeln. Aber in meiner Lage muß ich besonders vorsichtig und discret sein, und ich darf das Geld für einen Courier nicht so ohne Weiteres aus dem Fenster werfen. Der Gedanke an diesen Tod läßt mir aber heut Nacht keine Ruhe mehr und ich vermag nicht zu Hause zu bleiben. Es treibt mich noch um Mitternacht zu einem Ritt nach Schloß Sanssouci auf, und Sie würden mich erfreuen, Baron Noldé, wenn Sie auch ein Pferd nehmen und mich dorthin begleiten wollten.

Noldé nahm diese Aufforderung freudig an, und Beide blieben so lange auf der Straße nebeneinander stehen, bis das Pferd für Noldé aus Mirabeau's Stall in Bereitschaft gesetzt und vorgeführt war.

Es war eine schöne warme Augustnacht, glänzende Sterne brannten durch den reinen hohen Aether, und durch die tiefe Stille der Straßen hallten die Schritte der im Gespräch auf- und niedergehenden Freunde feierlich wieder.

Der Abgang des sächsischen Couriers nach Dresden ist mir allerdings höchst verdrießlich, begann Mirabeau wieder mit sichtlichem Unmuth. Wie leicht kann dann auf diese Weise von Dresden aus die Nachricht nach Paris gelangen, und wenn mein Courier mit der wirklichen Kunde beim französischen Ministerium ankommt, glaubt man schon Alles zu wissen, und ich habe meine eigentliche Wirkung verfehlt. Gestern lief

ich darum auch den ganzen Tag nach unserm Gesandten umher, um mich seiner Meinung über die Sachlage zu vergewissern, und zu hören, wie weit er wohl selbst unterrichtet sein möchte. Wen man aber, wie immer, nirgends treffen konnte, war der Graf Esterno. Erst hieß es, daß er in Charlottenburg zum Diner sei, und als ich ihm dorthin nachfahre, hat er schon längst abgespeist und ist zur Königin nach dem Schloß Schönhausen gefahren. Ich kutschire nach Berlin zurück, werfe mich in meinen neuen Gala-Anzug und lasse meine besten Wagenpferde fast todtpeitschen, um so rasch als möglich in diesem Schönhausen einzutreffen. Ich trete auch fast gleichzeitig mit Esterno bei der Königin ein und finde bei derselben einen kleinen Zirkel, in dem man sich ganz vergnügt über die allergewöhnlichsten Dinge unterhält. Niemand glaubt, daß der König in der That so krank sei, am allerwenigsten will die Königin etwas Beunruhigendes wissen, man plaudert, man lacht, und die Königin spricht mit mir von meiner Busennadel, die sie wohlgefällig an mir zu bemerken die Gnade hat, sie weiß, daß ich in der vorigen Woche auf Schloß Rheinsberg bei dem Prinzen Heinrich war, und sie fragt mich, wie es auf Rheinsberg noch aussehe, und sie erzählt mit feuchten Augen, wie glücklich sie dort als Kronprinzessin gewesen. Wie wenig ich mich aber auf das Geschwätz der Leute verlassen habe, könnt Ihr daraus ersehen, Noldé, daß ich seitdem vor Unruhe nicht mehr habe schlafen können, und daß mich die Ueberzeugung, es müsse bereits etwas in Sanssouci geschehen sein, jetzt rastlos auf die Landstraße hinausjagt!*)

Jetzt wurde das für Noldé bestimmte Pferd durch

---

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin. Lettre XIV.

den Reitknecht herangeführt und beide Reiter schwangen sich nun ohne längeres Säumen in den Sattel, indem sie, von keinem Bedienten gefolgt, auf dem kürzesten Wege zum Potsdamer Thor hinausritten. Dann ging es mit Ungestüm über die nächtlich verödete Landstraße hin, an der die eilenden Hufe der Rosse mit regelmäßigen Takten aufschlugen.

Der Weg wurde so rastlos und unaufhaltsam zurückgelegt, daß auch das Gespräch zwischen Beiden nur abgerissen und mit gelegentlich ausgetauschten Bemerkungen geführt wurde.

Daß es mit dem König im höchsten Grade gefährlich steht, sagte Mirabeau, erfuhr ich heut Abend auch schon durch meine Tauben, von denen ich in der That sehr gut bedient werde. Es war ein glücklicher Einfall von Euch, Noldé, daß Ihr mir diese Taubenpost zwischen Berlin und Potsdam eingerichtet habt, denn sobald die Katastrophe eintritt, ist zu erwarten, daß man die Stadt Potsdam schließt und nicht sogleich ein Bote aus derselben herausgelassen werden möchte. Heut kamen aber meine Tauben mit einem Zettel zurück, auf den unser Correspondent in Potsdam die Worte gesetzt: „Heftiges Fieber und Aufschwellung ist eingetreten.“ Ich fürchte aber fast, daß wir zu spät kommen werden und keinen Einlaß mehr in Potsdam finden. Denn man hat mir gesagt, daß die Brücken vor Potsdam aufgezogen würden, sobald das Ableben des Monarchen erfolgt wäre.

In diesem Augenblick gelangten sie durch ein Dorf, in dem ihnen eine eigenthümliche Bewegung vor dem Wirthshause auffiel. Ein ächzendes Pferd, das im Verscheiden begriffen schien, lag vor der Thür, und der von demselben abgestiegene Reiter war unablässig durch heftiges Pochen an Thür und Fenster bemüht, den Wirth herauszuklopfen. Nachdem dies gelungen

war, hörte man ihn im Namen des Königs auf der Stelle ein Pferd begehren, auf dem er die Reise nach Berlin fortsetzen könne.

Mirabeau und Noldé waren abgestiegen, um sich mit dem Manne, der ihnen ein Courier aus Potsdam zu sein schien, in ein Gespräch einzulassen und wo möglich schon etwas Näheres zu erfahren. Sie vernahmen von ihm, daß der König sich seit gestern Mittag in einem Zustand hinschlummernder Bewußtlosigkeit befinde und die größte Rathlosigkeit und Angst in seiner Umgebung eingetreten sei. Er sei deshalb beordert worden, noch einige Aerzte aus Berlin herbeizuholen und habe bereits ein Pferd unter sich todtgejagt.

Diese Erzählung hatte plötzlich eine so große Theilnahme in dem Wirthshause hervorgerufen, daß eine allgemeine Bewegung entstand und man sich beeilte, auch die Bewohner der Nachbarhäuser aus dem Schlafe zu wecken. In dem nächtlichen Dorfe entstand nun bald ein eigenthümliches Leben, überall wurden klagende und bedauernde Stimmen auf die rührendste Weise laut, und Jeder, der ein Pferd anzubieten hatte, beeiferte sich, das seine als das stärkste und vorzugsweise zu diesem Zweck geeignete zu empfehlen.

Der Courier hatte sich auf das erste Pferd, das ihm zugeführt worden, hinaufgeschwungen und war in wilder Hast weiter geritten. Mirabeau und sein Gefährte setzten nun mit erhöhter Eile ihren Weg fort, auf dem sie jetzt lange im tiefsten Schweigen neben einander hinritten. Ueber den Feldern lag bereits der hereindämmernde Morgen mit falbem Schein, und die Sterne, die ihnen bis dahin golden geleuchtet, begannen über den Häuptern der Reisenden zu erbleichen. Ein kalter Luftzug der Frühe strich um sie her, und Mirabeau dehnte sich fröstelnd und schaudernd in seinem Sattel.

Mir ist es, als sähe ich dort auf den hinschwebenden Nebeln der Frühe den todten König von dannen reiten, sagte Mirabeau in einem träumerischen Hinstarren. Warum scheint der Moment größer und schauerlicher, wenn die Könige sterben, als wenn ein armer Tagelöhner seine arbeitsmüden Augen schließt? Der Tod der Könige beweist am meisten die Nichtsnutzigkeit und Verlassenheit der Menschen. Jeder König hätte ein Gott sein können für sein Volk, sobald er sich nur hätte entschließen wollen, mit und unter ihnen ein wahrer Mensch zu sein. Aber wenn er stirbt, wird nur eine Täuschung aufgehoben, die Alle an ihn fesselte, und die halb mit Schmerz, halb mit Beschämung in dem Herzen des Volkes zergeht. Man muß sich auf eine neue Täuschung gefaßt machen, und das erfüllt jedes Menschenherz mit einem unwillkürlichen Grauen. Das Volk neigt immer von selbst dazu, seinen König zu lieben, und diese Liebe wird ihm meist nur muthwillig und gewaltsam durch seinen Herrn selbst aus dem Herzen gezogen. Das Volk ehrt im König auch die Möglichkeit alles Guten und Großen, das durch ihn geschehen könnte, denn das Volk ist großsinnig und langmüthig, wie die Vorsehung selbst. Auch darum schaudert es, wenn seine Könige sterben, denn es wittert den verlorenen Moment, der dadurch in der Geschichte eingetreten ist. Die armen Leute in jenem Dorfe schleppen ihr bestes Pferd, gewiß ihr größtes Besitzthum, herbei, um es todtjagen zu lassen, damit noch mehr Aerzte zur Hilfe des sterbenden Königs herbeigeholt werden könnten. Sie werden durch diesen Verlust noch elender werden, aber der König liegt ja im Sterben. Und was ist ihrem Elend jemals Friedrich der Große gewesen? Sie hungern, wenn er lebt, und sie hungern, wenn er stirbt, und doch geben sie ihr letztes Pferd hin,

wenn ihm geholfen werden könnte. Wenn die Könige wüßten, wie es in ihrer Todesstunde oft im Herzen des armen Mannes aussieht, so würden sie erkennen, daß sie ihre Bestimmung verfehlt haben, weil sie nicht die Könige der armen Leute gewesen! —

Von der kurzen Rast, welche die beiden Reiter sich und ihren Thieren an einer Waldecke gegönnt, wurde jetzt wieder aufgebrochen, und sie erreichten nun binnen kurzer Zeit die Thore Potsdams, durch welche sie in vollem Galopp einritten. Im Fluge wurden die Straßen der Stadt durchjagt, die großentheils noch in nächtlicher Stille ruhte, obwohl man in einzelnen Häusern Licht bemerkte und hier und da Menschen in großer Eile und Bewegung heraustraten die sich in einer bestimmten Richtung hin fortbegaben Als die Reiter das Brandenburger Thor erreicht hatten und an dem ägyptischen Obelisk vorüber den Weg nach Sanssouci einschlugen, bemerkten sie, daß ein nicht geringer Theil der Bevölkerung bereits eine Wallfahrt nach dem Schlosse hin angetreten hatte, um, fortgetrieben durch die traurigen Nachrichten, die sich seit dem vergangenen Tage verbreitet und die sich in der Nacht nur gesteigert hatten, die entscheidende Kunde in der nächsten Umgebung des Schlosses selbst einzuholen.

Mirabeau hielt mit seinem Gefährten zuerst vor der Eingangspforte still, welche von der Landstraße her zu den Anhöhen des Schlosses hinaufführt. Fast sämmtliche Fenster des Schlosses waren hell erleuchtet und man merkte die im Innern vorgehende Bewegung an dem hastigen Auf- und Niedertragen der Lichter durch die Säle und Zimmer, an dem unruhigen Hin- und Hergehen vieler Personen, deren Gestalten sich an den Fenstern abzeichneten, und an den Dienern mit Fackeln, die das Schloß bald mit ungestümer

Eile verließen, bald wieder mit eben so großer Hast in dasselbe zurückkehrten. Die schweigend umherstehende Menge, die bis zu den obersten Terrassen hinaufgedrungen war und ohne Hinderung fast unmittelbar bis an das Schloß hatte herantreten dürfen, lieferte einen ernsten und feierlichen Rahmen zu diesem wunderbaren Bilde. Nur zuweilen entstand ein unheimliches und dumpfes Geflüster unter dem Volke, das aber bald wieder der tiefen und lautlosen Stille wich, die kaum durch einen Athemzug unterbrochen zu werden schien.

Mirabeau und Noldé waren jetzt von ihren Pferden abgestiegen, die sie einem ihnen zuverlässig erschienenen Mann zum Halten übergeben hatten. Darauf begaben sie sich mitten unter die Volksmenge, die, selbst in ihrer Trauer noch respectvoll, vor der imponirenden Gestalt Mirabeau's zurückwich und die Fremden willig durch ihre Reihen hindurchschreiten ließ. Auf diese Weise gelangten sie ganz in die Nähe des Haupteinganges, durch welchen Mirabeau damals, als er seinen Besuch bei dem großen König machte, mit so aufgeregter und fast beklommener Erwartung eingetreten war. Die Erinnerung an diese merkwürdige Stunde war bei ihm nie zurückgetreten, obwohl sie den eigentlichen Wünschen Mirabeau's nichts gewährt, sondern dieselben eher auf eine ihn fast beschämende Weise hatte abgleiten lassen. Aber er hatte die Gestalt Friedrichs des Großen in ihrer Glorie, wie in ihrer entsetzlichen Hinfälligkeit seitdem nie vergessen können, und dies erschütternde Königsgesicht mahnte ihn jetzt, wo er es sich im Ausdruck seines letzten Kampfes dachte, mit einer hinreißenden Gewalt.

Viele Equipagen fuhren vor, aus denen namhafte und hochgestellte Personen auszusteigen schienen, die Eintritt in das Schloß Sanssouci begehrten und er-

hielten. Mirabeau beachtete sie nicht, obwohl sich mehrere seiner näheren Bekannten darunter zu befinden schienen, denn sein Geist war so tief und gedankenvoll in sich selbst versenkt, daß er jede andere Berührung, die ihn zerstreuen konnte, ängstlich vermied.

Dies arme Volk rührt mich schon wieder, flüsterte Mirabeau leise seinem Begleiter zu, denn sie stehen hier in ihrem stummen, feierlichen Schmerz wie aus Stein gehauene ägyptische Götterbilder umher. Dies Volk ist weit schöner und sauberer in seinem Schmerz, als der König da drinnen in seinem Leiden. Denkt man sich den König in seinem übelriechenden Krankenzimmer, das den äußersten Grad der Unreinlichkeit erreicht haben soll, in seinen von dem Eiter seiner Geschwüre ganz durchzogenen Kleidungsstücken, die er seit langer Zeit nicht mehr gewechselt, in der verpesteten Atmosphäre seiner eigenen Krankheit, die an seinen letzten Fieberanfällen gewiß die meiste Schuld trägt, so erhält das Trauerbild fast einen unleidlichen Beigeschmack, und ich muß, um meine Phantasie zu retten, immer wieder auf diese Leute aus dem Volke hinblicken, die den Schmerz und den Verlust, um den es sich hier handelt, in so bewundernswürdig reiner und geistiger Weise darstellen. Der König stirbt, aber seine eigentliche Herrlichkeit lebt im Volke!

Mirabeau fühlte sich in diesem Augenblick leise an seiner Hand berührt, und als er sich erschrocken umsah, glaubte er in der grauen Morgendämmerung, welche die Umrisse noch nicht ganz klar erkennen ließ, die Gestalt des Prinzen Heinrich hinter sich zu erblicken.

Der Prinz war eben vor dem Schlosse vorgefahren und hatte unbemerkt, ohne daß die nur mit dem König beschäftigte Menge auf ihn aufmerksam geworden wäre, seinen Wagen verlassen. Der Gang in das

Schloß schien ihm schwer zu werden und er war zögernd einen Augenblick lang in der Nähe der Pforte stehen geblieben, um die umherstehenden Leute, deren stilles leidtragendes Wesen ihn zu fesseln schien, zu betrachten. In seiner Begleitung befand sich sein damaliger Adjutant, der Marquis von Luchet.

Mirabeau säumte nicht, den Prinzen mit den seinem Range gebührenden Formen zu grüßen, aber dieser ersuchte ihn mit einer dringenden Gebärde, sich ganz still zu verhalten und nicht die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Mirabeau sah, daß die etwas strengen und harten Gesichtszüge des Prinzen, die sonst leicht über seine weicheren Gefühle in Zweifel lassen konnten, ganz und gar zu einem tiefen schmerzlichen Ausdruck bewegt und mit einer unverkennbaren Spur der Thränen bezeichnet waren.

Was macht der König? fragte der Prinz, indem er mit der liebenswürdigen Vertraulichkeit, welche gegen die ihm näher bekannten Personen leicht in seinem Wesen hervortrat, seinen Arm in den Mirabeau's legte.

Mirabeau erwiederte, daß er keinen näheren Zutritt gehabt und sich nur wie jeder Andere hier auf dem Platze befinde, um die schmerzlichste Wißbegierde zu befriedigen.

Es ist jetzt das dritte Mal in dieser Nacht, daß ich hergefahren komme, um selbst nachzufragen, bemerkte der Prinz leise. Ich bin so erschüttert in diesem Schmerz, daß ich mich niemals in das Cabinet Seiner Majestät hineingewagt habe. Doch habe ich an der Thür das beständige Röcheln vernommen, das furchtbarer hallt, als jeder Kanonendonner in der Schlacht. Mich dünkt, selbst bis hierher glaube ich das entsetzliche Röcheln des Königs zu vernehmen.

Man glaubt allerdings einen einzigen wimmernden

Sterbelaut durch das ganze Schloß zu hören, sagte Mirabeau, indem er lauschend seinen Kopf niedersenkte.

Treten Sie mit mir in eine der Seitenkammern des Schlosses ein, versetzte der Prinz. Wir werden dort den Minister von Hertzberg oder den Grafen Görtz finden, die uns sagen werden, wie der letzte Athemzug des unersetzlichsten Königs geht. Den Geheimen Rath Selle sprach ich schon, als ich um Ein Uhr hier anwesend war. Er fand damals das Gesicht schon stark verändert, das Auge matt und gebrochen. Der gute Selle weinte. Ueber die Hülfe der Aerzte ist der König jedenfalls hinaus.

Es ist jetzt zwei Uhr zwölf Minuten, sagte Mirabeau, nach der Uhr sehend. Der Morgen dämmert nur langsam herauf, denn es haben sich einige Wolken am Horizont eingefunden. Wenn es Euerer Königlichen Hoheit gefällig ist, wage ich es, mit meinem Begleiter in das Schloß zu folgen.

Der Prinz schritt jetzt voran, nachdem er mit einem tiefen Seufzer einen Entschluß gefaßt hatte. Auf dem Corridor flüsterte er dem Grafen Mirabeau zu: Wenn das große Ereigniß hereinbricht, mein Freund, werden wir unsere politischen Operationen ganz von Neuem beginnen müssen. Wie es aber auch kommen möge, ich bleibe der leidenschaftliche, treu ergebene Freund Frankreichs, und bitte Sie, dies Herrn von Calonne bei dieser Gelegenheit ganz ausdrücklich zu versichern. Ich werde unter allen Verhältnissen dafür wirken und kämpfen, daß die französische Politik der künftige Leitstern Preußens wird, denn Preußen kann nur als Glied des französischen Systems seine Bestimmung in Europa finden.

Und was werden wir mit dem Minister von Hertzberg anfangen? fragte Mirabeau leise. Sein Einfluß scheint auch bei dem neuen Thronfolger Preu-

ßens ein sehr bedeutender werden zu wollen. Ich bin jetzt mehr als je überzeugt, daß man Hertzberg stürzen muß, wenn man noch dem französischen System in Preußen Geltung verschaffen will. Es ist seinen Agitationen in der That bereits gelungen, eine englische Partei in Preußen auf die Beine zu bringen, die unter seiner Aegide alle möglichen Anstrengungen macht. Wird Preußen vorzugsweise der Bundesgenosse Englands, so haben wir unser Oel hier umsonst verbrannt. Die ganze europäische Politik steuert dann nach einer andern Windrose, und wer weiß, was geschieht.

Was Hertzberg anbetrifft, so bin ich Ihrem Rath gefolgt und werde desselben auch noch ferner eingedenk sein! entgegnete Prinz Heinrich mit einer noch gedämpfteren Stimme. Ihr gabt mir den Rath, meinen Haß gegen ihn zu verstellen und eine Art von Versöhnungs-Komödie mit ihm zu spielen, um ihn und meinen Neffen einstweilen sicher zu machen. Diesen Euren Rath, Herr Graf, habe ich schon in den letzten Tagen als sehr heilsam erkannt und danke Euch dafür.*) Es möchte dies jetzt auch der einzige Weg sein, um meinen Neffen Friedrich Wilhelm unbefangen zu erhalten und ihn für meine Rathschläge zugänglich bleiben zu sehen. Auf diese Weise könnten wir doch noch hoffen, die Position zu retten und den neuen Herrscher auf dem Thron Preußens allmählig, und ohne daß es gleich gemerkt wird, in die Interessen Frankreichs hinüberzuziehen.

Unter diesem rasch hingeflüsterten Gespräch hatten sie den Corridor durchschritten und waren eben in einem der Vorzimmer angelangt, wo das dienende Personal des Königs in großer Unruhe und Bewe-

---

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin. I. 50.

gung sich befand. Beim Eintreten des Prinzen und seiner Begleiter war eine ehrerbietige Stille eingetreten, und der Prinz wollte eben einen der Diener herbeiwinken, um ihm einen Auftrag zu ertheilen, als eine Seitenthür sich öffnete und der Minister von Hertzberg mit den Gebärden der höchsten Aufregung und Erschütterung hervorstürzte. Als er den Prinzen gewahrte, wandte er sich unmittelbar an denselben, konnte aber mit einer von Schluchzen erstickten Stimme Das, was er ihm melden zu wollen schien, nicht hervorbringen. Das laute Wehklagen, das aber bald hinter ihm her aus allen Seitenkammern des Schlosses hervorbrach und plötzlich wie ein anschwellendes Meer von Klagen und Thränen durch alle Säle von Sanssouci sich ergoß, drückte verständlich genug aus, was der trauernde Minister noch nicht sagen konnte.

Prinz Heinrich fuhr sich, von seinem Schmerz hingerissen, mit der Hand über die Augen, aber er konnte der unaufhaltsamen Thränenfluth, die daraus hervorstürzte, nicht mehr wehren. Er lehnte sich, einen Augenblick schwankend, an die Schulter des Ministers von Hertzberg, dessen gutes ehrliches Gesicht die tiefste und natürlichste Trauer ausdrückte. Dann schüttelte der Prinz dem Minister mit einer herzlichen Innigkeit die Hand, an deren Aechtheit man in diesem Augenblick kaum hätte zweifeln können.

Jetzt hallte es von allen Seiten wieder: der König ist todt! Friedrich der Große ist nicht mehr! — Der aus dem Cabinet des Königs hervortretende Kammerdiener Strützki, der dem verscheidenden Monarchen die Augen zugedrückt hatte, theilte den Umstehenden mit, daß die über dem Kopf des Königs hängende Uhr gerade zwei Uhr zwanzig Minuten gezeigt habe, als der Athem im Munde ausgeblieben sei.

Die Kunde war jetzt auch unter die vor dem

Schlosse Sanssouci versammelte Menge hinausgedrungen. Man vernahm von draußen her ein dumpfes wehevolles Getöse, das bald höher anschwoll, bald wieder unheimlich verstummte, und das man bald von Neuem anwachsend über die Hügel und Terrassen hinab bis zur Stadt sich fortwälzen hörte.

Der Prinz hatte nach seiner Equipage verlangt, um nach dem Palais, in welchem er in den letzten Tagen in Potsdam seinen Aufenthalt genommen, zurückzufahren, da sein Befinden ihm nicht länger zu verweilen gestattete. Er verabschiedete sich von dem Minister von Hertzberg mit einem erneuerten herzlichen Händedruck, von Mirabeau aber mit einem Blick, in dem ebenso viel geheimes Einverständniß, als eine absichtliche Zurückhaltung, die er sich wegen der Gegenwart des Ministers auferlegte, sich ausdrückte.

Unmittelbar nach dem Prinzen Heinrich entfernte sich auch der Minister von Hertzberg in größter Eile. Unter dem klagenden Zuruf des noch draußen stehen gebliebenen Volkes bestieg er seinen Wagen, um nach Potsdam zu fahren und dem dort seiner harrenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem neuen König Preußens, die erschütternde und vielbedeutsame Botschaft zu überbringen.

Mirabeau ersuchte jetzt seinen neben ihm stehenden Freund, den Baron Noldé, schleunigst sein Pferd zu besteigen und im äußersten Geschwindritt sich nach Berlin zurückzubegeben, wo die angefangene Depesche, die auf Mirabeau's Tisch lag, nur mit einigen Zusätzen, die ihm Mirabeau angab, vollendet zu werden brauchte. Der junge Noldé hatte sich in der letzten Zeit schon als einen so anstelligen Gehülfen bei diesen Arbeiten gezeigt, daß ihm Mirabeau solche außerordentliche Aufträge vollkommen anvertrauen und ihm

die Besorgung des Couriers nach Paris, der schon angewiesen war, überlassen konnte. Er selbst wollte noch eine kurze Zeit an dieser Stelle verweilen, um als Beobachter der nächsten Dinge, die sich im Schlosse von Sanssouci ereignen würden, zugegen zu sein.

Es währte aber kaum eine Viertelstunde, als Mirabeau den König Friedrich Wilhelm den Zweiten, in Begleitung des Ministers von Hertzberg, auf dem Schlosse erscheinen sah. Die schöne prächtige Gestalt des Königs, die in diesem Augenblick ebenso viel Würde als Schmerz zeigte, wurde von den scharf prüfenden Blicken Mirabeau's, der sich in eine Nische des Vorzimmers gestellt hatte, nicht ohne Genugthuung beobachtet. Friedrich Wilhelm der Zweite begab sich in das Cabinet, wo die eben erst entseelte Leiche seines großen Oheims lag, für welche er die ersten Anordnungen treffen zu wollen schien. Nach einiger Zeit kam der Minister von Hertzberg allein wieder heraus. Seine Brust war mit dem Orden des Schwarzen Adler geziert, welchen ihm der Thronfolger Preußens, als Zeichen seiner dankbaren Zufriedenheit und Uebereinstimmung mit ihm, soeben umgehangen hatte.

Mirabeau beeilte sich jetzt, das Schloß Sanssouci wieder zu verlassen. Er fand unten vor der Thür sein Pferd und bestieg es mit einer ihn jetzt stürmisch davontreibenden Hast.

Bald befand er sich wieder auf der Landstraße von Berlin, über die er ohne Rast in unaufhaltsamer Eile dahin jagte. Ueber seinem Haupte gingen jetzt die ersten Schimmer der aufflammenden Morgensonne empor. Dieses Schauspiel lud ihn zu einem augenblicklichen Verweilen ein, und er ließ sein erschöpftes Pferd mitten auf dem Wege stillhalten. Dann grüßte

Mirabeau die Sonne, die mit der stolzen Zuversicht eines ewig neuen Lebens das erste Lächeln nach dem Tode des großen Königs hatte.

VI.

Preußen und Mirabeau.

Auf den Straßen Berlins fand heut schon in früher Morgenstunde ein gewaltiges Volksgetümmel Statt. Der König Friedrich Wilhelm II. hatte sich von Sanssouci, nachdem er dort bereits die Regierungsgeschäfte angetreten, nach der Hauptstadt hinüberbegeben, und ritt in Begleitung seines ältesten Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, durch die Straßen. Das Volk hatte ihn in allen Theilen der Stadt mit lauten und enthusiastischen Zurufungen begrüßt und folgte ihm in jubelnden Schaaren bis zu dem Platz vor dem Zeughause und den Linden, wo den dort aufgestellten Truppen der neue Eid der Treue abgenommen werden sollte.

Unter der dichtgedrängten Volksmenge befand sich auch Graf Mirabeau, der sich am Arm seines Freundes Noldé schon früh auf die Straße begeben hatte, um diese feierliche Ceremonie, die ihn sehr zu interessiren schien, zu beobachten. Die einzelnen Truppentheile waren schon seit Anbruch des Morgens in den Straßen gesammelt worden, die dadurch den Anblick eines bewegten Kriegslagers gewährten. Jetzt hatten sie sich aber in der ebenso glänzenden als zuversichtlichen militairischen Haltung, die dem Heere Friedrichs des Großen eigen war, zu festen Linien geordnet, und bald durchklang der zu leistende Eidschwur ihre Reihen,

der von den Soldaten Wort für Wort nachgesprochen wurde und mit schwerem, einförmigem Gewicht lange Zeit hindurch über der Masse zu hängen schien.

Diese Ceremonie hat allerdings etwas Großartiges, bemerkte Mirabeau zu seinem Begleiter, aber sie würde noch einen weit bedeutenderen Eindruck machen, wenn der Eid nicht gar zu lang wäre. Dadurch dehnt sich das Schauspiel, das kurz und blitzartig wirken müßte, zu einer gefährlichen Dauer aus, in der man Zeit hat, politische Reflexionen anzustellen, und diese können selbst vor einer Armee, die das historische Siegesinstrument eines großen Königs gewesen und von ihm zu dieser Herrlichkeit erschaffen worden, nicht günstig ausfallen. Denn was will der König durch diesen langen, so förmlich aushaltenden Eid anders zu erkennen geben, als daß er von sich ausdrücken läßt: „Ich bin ein König der Soldaten, und vertraue mich meiner Armee an, weil ich meines Königreichs nicht gewiß bin.“ Aber gleichwohl halte ich mich zu dem neuen König überzeugt, daß unter seiner Regierung alle diese militairischen Formen eine bedeutende Ermäßigung erhalten werden. *)

Ein militairisches Element soll dem König selbst nicht abzusprechen sein, erwiderte Baron Noldé, und wenn ihn gewisse Intriguanten, in deren Hände er sich schon als Kronprinz begeben, nicht irre leiten und vollends in Finsterniß und Mysticismus einspinnen, so dürfte er wohl noch kriegerischen Geist genug in sich haben, um die Armee Friedrichs des Großen zu bewahren und einst an ihrer Spitze thatkräftig handelnd zu erscheinen. Ich glaube daher, daß es jetzt das Bestreben der freisinnigen Partei in Preußen

*) Nach den eigenen Aeußerungen Mirabeau's. Histoire secrète de la Cour de Berlin I. 60.

sein muß, den König möglichst zum Soldaten zu machen und streng bei allen militairischen Traditionen Preußens zu erhalten, um ihn dadurch aus den Händen der rosenkreuzerischen Schwindler und Geisterseher, die an ihm zerren und arbeiten werden, zu erretten.

Ah, entgegnete Mirabeau lachend, daran erkenne ich die Folgen, daß mein Freund Noldé seit Kurzem bei der schönen Rietz eingeführt worden ist und zu den platonischen Gastmählern zugezogen wird, welche die würdige Maitresse auf ihrer Villa in Charlottenburg seit einiger Zeit für Gelehrte und Staatsmänner veranstaltet. Ich weiß, daß man sich diesen Feldzugsplan in Charlottenburg ausgedacht hat, und mein Freund, der es natürlich schon aus Galanterie mit der Partei Rietz hält, scheint das Programm in der That zu billigen. Ich glaube es auch, man muß auf ganz neue Ideen kommen, wenn man das Glück hat, der Hausfreund der liebenswürdigen Wilhelmine geworden zu sein.

Ihr neckt mich schon wieder, Mirabeau, entgegnete Noldé, fast ärgerlich. Und doch wißt Ihr, daß ich es lediglich Euch zu Gefallen gethan habe, wenn ich mich bei der Circe Friedrich Wilhelms durch den englischen Gesandten einführen ließ. Wir erfuhren dort aus erster Hand oft die wichtigsten Nachrichten, und es würde für uns am allermeisten zu beklagen sein, wenn die rosenkreuzerische Partei, die durch den General von Bischoffswerder so mächtig auf den König wirkt, die Entfernung der Rietz doch noch durchsetzen sollte. Die neue Maitresse, welche der Hofadel dem König aufdrängen will, soll bereits die Bedingung gestellt haben, daß die Rietz alsdann mit ihren beiden Kindern nach Litthauen in's Exil geschickt werde.

Der König wird aber niemals darein willigen, entgegnete Mirabeau lebhaft. Ich habe das Fräulein von Voß neulich gesehen, und Ihr könnt der Rietz meine für sie gewiß tröstlichen Ansichten über dies Fräulein mittheilen. Die Rietz braucht sich gar nicht zu ängstigen, denn wenn es dem Herrn von Bischoffswerder auch gelingen sollte, die kleine blonde Voß dem König definitiv aufzuschwatzen, weil er vielleicht gedroht hat, der Majestät die Ungnade der Geister auf den Hals zu hetzen, so wird sich eine derbe Schönheit, wie die der Rietz, dadurch höchstens auf einige Monate aus dem Felde geschlagen sehen. Der König wird und muß immer wieder zu ihr zurückkehren. Dies Fräulein von Voß ist weder schön noch verführerisch, und sie kann dem König höchstens den augenblicklichen Reiz darbieten, daß er einmal etwas durchaus Tugendhaftes und Anständiges in seinen Armen halten will. Die Voß ist sanft und kalt, sie hat den Teufel der Milde und der Zimperlichkeit in ihren Gliedern, und dies wird den König vierzehn Tage lang in eine verliebte Verzweiflung setzen. Dann wird er zwei Monate lang zwischen Raserei des Glücks und Langerweile in der Mitte schweben, und bald darauf wird die Voß die Schwindsucht bekommen. Ich habe die Kennzeichen an dem Bau ihrer Brust deutlich wahrgenommen. Dann wird die Rietz noch immer in der alten wunderbaren Pracht ihrer Glieder ihn locken, wie ein Schatzgräbermährchen aus der Jugend, das man nie vergessen kann. Denn ich kenne solche Weiber, man kehrt immer und immer wieder zu ihnen zurück. Die Körperformen dieser Rietz müssen ohne Gleichen sein. Ich sah neulich, als sie aus ihrer Equipage stieg, um in ein Kaufgewölbe einzutreten, nur ihren entblößten marmorweißen Arm und die Hälfte ihres Fußes. Ja,

da mußte ich mir sagen, hier steckt ein ganzer Olymp von Schönheit und Genuß, und wenn man dazu bedenkt, daß sie noch in das Göttergewühl ihrer Formen den starken Pfeffer der Gemeinheit zu streuen weiß, und daß sie, wie mir scheint, eine gewisse diabolische Ehrlichkeit und Gründlichkeit der Liebe besitzt, so kann der König sich nur von ihr ausruhen, aber sie kann niemals abgesetzt werden. Sagt ihr das, Baron, mit diesen Worten, wenn Ihr sie wieder seht.

Ich danke Euch für diese Bestellung, versetzte Noldé, über den drolligen Ton Mirabeau's lachend. Aber ich kann Euch auf mein Ehrenwort versichern, daß ich niemals nach einer Vertraulichkeit mit der Rietz gestrebt habe. Doch halte ich sie bei ihrer eminenten und staunenswürdigen Schönheit zugleich für eine gutmüthige und offene Natur, mit der sich sogar auf eine ganz anständige Weise plaudern läßt. Auch erhöht es jetzt mein Interesse für sie, daß die Finsterlinge und Frömmler, die am Hofe Friedrich Wilhelms gewiß bald Alles beherrschen werden, sie zum ersten Gegenstand ihres Angriffs ersehen. Sie thun das nicht etwa der lieben Tugend wegen, denn sie werfen Seiner Majestät sogleich ein anderes Futter dafür hin, aber sie wittern in dieser Frau eine freie und tüchtige Gesinnung, die den König am Ende noch zu einer seiner würdigen Thatkraft treiben könnte, und was sollte dann aus dem General von Bischoffswerder und Seinesgleichen hier werden? —

Inzwischen nahm die militairische Ceremonie, bei der sie als Zuschauer umherstanden, eine neue Wendung, die ihre Aufmerksamkeit wiederum fesselte. In ihrer Nähe stand der General Möllendorf, der bei seiner Eidesleistung so erschüttert schien, daß ihm die Thränen aus den Augen gestürzt waren. Er weinte bitterlich, und rief dann mit einem schmerzlichen Wink

die in seiner Nähe stehenden Offiziere herbei, indem er sich in ihre Mitte stellte und sie mit folgenden Worten anredete: Meine Freunde, Ihr habt den größten der Könige, den ersten der Helden, verloren. Und ich, wie soll ich es nennen? Ich habe meinen Herrn und Meister und ich darf wohl sagen, meinen Freund verloren! *)

Der tieftraurige Blick und die unaufhörlich fließenden Thränen, unter denen der in der Haltung eines verwundeten Helden sich darstellende alte General diese Worte sprach, brachte einen mächtigen Eindruck auf die ganze Umgebung hervor. Man sah plötzlich viele Augen feucht werden, und Mirabeau wollte selbst auf der Tribüne der Diplomatie, in deren Nähe diese Scene vorging, eine auf Rührung deutende Bewegung wahrnehmen.

Bisher habe ich mich gewundert über die kalten und gleichgültigen Gesichter, die man heut vorzugsweise auf den Straßen sah, und schon stellte ich bei mir die schneidendsten und weltverächtlichsten Betrachtungen an, die mir sämmtlich durch diesen über seinen König weinenden General aus dem Felde geschlagen werden, sagte Mirabeau zu seinem Begleiter. In diesen preußischen Officieren ist viel ächter Charakter, viel menschliche Natürlichkeit und Biederkeit, wie ich sie anderswo noch nicht angetroffen habe. Dieser alte General weint wie ein Kind, weil ihm sein großer König gestorben ist, und sobald nur erst Einer angefangen hat zu weinen, öffnen sich auch bei den Uebrigen die Schleusen des Gefühls, und eine ganz andere Scene steht vor unsern Augen. Das Volk jubelte zwar bisher über seinen neuen Herrscher, aber das war der handwerksmäßige Klang, der bei solchen Ge-

*) **Mirabeau Lettres à Mauvillon p. 13.**

legenheiten immer ertönt. Und ich gestehe, daß ich heut Morgen ausgegangen war, um den Schmerz über Friedrich den Großen auf den Gesichtern des Volks und der Armee zu finden. Bisher begegneten wir wohl düstern und niedergeschlagenen Mienen, aber wir sahen keinen Schmerz, wir hörten keinen einzigen aus schwerer Brust entstandenen Seufzer. Nun fällt es mir ordentlich wie ein Stein vom Herzen, daß der tapfere Möllendorf, der das Signal zu so mancher Schlacht gegeben, nun auch das Signal der Thränen gegeben hat. —

Als das Schauspiel gänzlich beendet war, und die Regimenter zugleich mit den angesammelten Volksmassen sich auf den Straßen wieder zu verlaufen begonnen, reichte Mirabeau seinem Freunde Noldé die Hand zur Trennung, indem er ihm dringend anempfahl, ein Pferd zu nehmen und einen Ritt nach Charlottenburg zu machen, um auf der Villa der Rietz einen Besuch abzustatten.

Als ihn Noldé verwundert ansah, sagte Mirabeau: Mein diplomatischer Freund begreift nicht, warum dieser Besuch gerade heut so eilig sein kann? Aber geh' hin, mein Freund, denn es interessirt mich aus vielen Gründen zu wissen, wie es dort steht. Die schöne, üppige Rietz ist mir in diesem Augenblick das Zifferblatt, auf dem man nachsehen kann, welche Stunde es hier geschlagen hat. Die neue Wendung der preußischen Politik hat sich jetzt mit den Reizen Wilhelminens verschmolzen. Gelingt es den Herren Bischoffswerder und Wöllner, die alte Maitresse zu beseitigen und die blonde Voß an ihre Stelle zu setzen, so kündigt sich damit schon ein bedeutender Sieg dieser Partei, selbst über die Neigungen des Königs, an, und wir können dann nach Paris berichten, daß die mystische Dunkelpartei, die den Kronprinzen

schon umsponnen, auch in der Regierung des neuen Königs die entscheidende Stimme haben wird. Denn wenn sich der König von einer Favoritin trennt, die schon als vierzehnjähriges Mädchen sein eigen wurde, die er sich physisch und geistig gebildet und zugezogen, mit der zusammen er Rousseau und Shakspeare in zärtlicher Privatstunde gelesen, so muß jener gefährliche Einfluß ihm schon weit über den Kopf gewachsen sein. Die schöne Zeit, wo er sich mit seiner Wilhelmine an den Drolligkeiten des dicken Sir John Fallstaff ergötzte und derselben das feierlich komische Gelübde ablegte, daß er auch dereinst ein wahrer und ächter Fallstaff werden wolle, und Wilhelmine ihn dann maaß, wie weit er schon zu diesem Ziele unterwegs sei, und dann diese gelehrten Studien sich in einen zärtlichen Tumult auflösten, *) ach, diese schöne Zeit wäre dann verloren, und Friedrich Wilhelm müßte sich einstweilen an eine andere Kost gewöhnen.

Noldé erklärte sich bereit, den Auftrag Mirabeau's sogleich zu vollführen, und mußte versprechen, in einem Geschwindritt sogleich wieder zurückzukehren, sobald er bemerkt, daß sich auf der Villa in Charlottenburg etwas bedeutendes Neues zugetragen habe oder demnächst eine Veränderung mit den Verhältnissen der Rietz in Aussicht stehe. Denn ich mache davon noch einen Besuch abhängig, den ich mir heut bei dem General von Bischoffswerder vorgesetzt hatte, fügte Mirabeau hinzu. Gelingt es den Rosenkreuzern, sogleich das hiesige Terrain zu besetzen, und dies wird uns heut das Schicksal der Rietz lehren, so ist es der Mühe werth, daß man mit diesen Leuten sogleich in eine Verbindung zu kommen sucht, und ich würde dann unfehlbar noch heut dem General von Bischoffs-

*) Nach den eigenen Erzählungen der Gräfin Lichtenau.

werder meine Aufwartung machen. Ich höre, daß er den Tag über in Berlin bleiben und erst gegen Abend mit dem König nach Sanssouci zurückkehren wird. Siegt die Rietz beim König, so sind diese Herren einstweilen nur noch Blasen auf dem hiesigen Sumpf, bei denen es mir gleichgültig bleibt, aus welcher Gasart sie sich geformt haben.

Wenn die Rietz bleibt, erwiederte Noldé lächelnd, so möchte sie sich am Ende auch noch bei Ihnen zu bedanken haben, Graf Mirabeau, denn es wäre dann möglich, daß das Sendschreiben, welches Sie gestern an den König nach Sanssouci geschickt, und in welchem Sie ihm eine liberale Reform seines Staats nach allen Richtungen hin empfohlen haben, schon im Sinne freier Entschließungen auf Friedrich Wilhelm gewirkt hätte. Es ist merkwürdig genug, daß es so steht, aber die Bewahrung der alten Jugendgeliebten hängt diesmal mit der Aufnahme der neuen Fortschrittsideen des Jahrhunderts wie ein und dieselbe Sache zusammen.

Es mag sein, wie es will, erwiederte Mirabeau, gedankenvoll nachsinnend. Aber das Mémoire, das ich an den neuen König gerichtet habe,*) ist gut, und schüttelt in sich der fruchtbaren Keime viele durcheinander. Ich hatte schon in den letzten Tagen der Krankheit König Friedrichs eifrig daran gearbeitet, und schloß es an demselben Morgen, wo er starb, in der bewegtesten und feierlichsten Stimmung ab. Mit einem Begleitbriefe von mir ist es dann gestern in die Hände Friedrich Wilhelms gelegt worden, und ich bin überzeugt, daß er es richtig bekommen hat. Wenn

---

*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II. roi règnant de Prusse le jour même de son avènement au trône, par le Comte de Mirabeau. Berlin 1787.

die Rietz noch in der Lage ist, etwas zu wissen, fragen Sie doch zugleich bei ihr nach, ob der König ein Manuscript von mir erhalten und ob er mir nicht vielleicht eine Zeile Antwort zugehen lassen würde?

Nach Dem, was Sie mir mitgetheilt haben, entgegnete der Baron, sind diese Ideen zu kühn und zu groß für den weichlichen Geist Friedrich Wilhelms des Zweiten. Eine Geistererscheinung, die ihm Bischoffswerder und Wöllner vorgaukeln, und aus der er sich dann schaudernd und frierend in das warme Lager seiner Rietz rettet, ist seinen Nerven viel verständlicher, als diese Erscheinung der neuen Ideen, die Ihr mit machtvoller Beschwörung vor ihn hingestellt habt. Und glaubt Ihr denn wirklich, Mirabeau, daß ein Staat, wie Preußen, schon einen so starken Schooß hat, um Ideen aufnehmen und austragen zu können, die selbst für Frankreich noch neu sind, und die Euer schöpferischer Genius doch nur aufgestellt haben kann, damit sie einst auf französischem Boden wachsen und Frucht tragen sollen?

Mein Freund, erwiederte Mirabeau, habt Ihr nie von dem Punkt des Archimedes gehört? Dieser verlangte nur einen Punkt außer der Erde, und vermaaß sich dann, sie zu drehen und umzuwenden, wie es ihm beliebe. Zu einem solchen Punkt ist mir selbst Preußen recht, wenn ich auf demselben anfangen kann, meine Ideen zu begründen, die einst der Hebel einer Bewegung und Umwälzung in Frankreich und ganz Europa werden müssen. Und was habe ich denn dem König von Preußen in meiner Epistel vorgeschlagen? Ich habe ihm zuerst gesagt, daß er in der glücklichsten Zeitepoche auf den Thron gelangt, da wir in einem Jahrhundert lebten, welches sich von Tag zu Tag mehr aufklärte in seinem eigenen Licht, und welches für uns Alle arbeitete mit heiligen und großen Ideen.

Dann bat ich ihn, seinen Unterthanen die ganze Freiheit zu geben, die sie nur irgend ertragen und brauchen könnten, denn seine königliche Autorität würde dadurch nur gestärkt und wahrhaft geheiligt werden. Zuerst aber möge er den Grundsatz, den ich so oft in meinen Schriften gepredigt, annehmen, nämlich den, daß man nicht zu viel regieren dürfe. Die Abschaffung der Militair-Sklaverei in seinen Landen empfahl ich ihm dann als den ersten Schritt auf dem Wege zu den inneren Reformen. Denn das abscheuliche und ganz barbarische Gesetz, welches jedem Preußen die Verpflichtung auferlegt, von seinem achtzehnten Jahre bis zum sechszigsten und noch länger zu dienen, entehrt die ganze Nation, und muß durch eine andere Recrutirung der preußischen Armee ersetzt werden, welche dem öffentlichen Volksgeist mehr entspricht, und die Formen der Freiheit an sich trägt. Ich schlage dem König darum die Einrichtung einer Nationalgarde vor, denn in ihr finde ich die heilige Idee der Freiheit einer Nation am meisten gesichert und ausgedrückt. Dann verlange ich das Recht der Freizügigkeit für Jedermann im Staate, ferner die Freiheit für jeden Bürger, auch adelige Grundstücke zu erwerben, wie auch die Abschaffung der Vorrechte des Adels und die Beschränkung jener ganzen Aristokratie, welche für die monarchischen Staaten eine noch weit größere Geißel ist als in den Republiken. Sodann bekämpfe ich bei Seiner preußischen Majestät das Vorurtheil, welches bisher eine so große Kluft zwischen Militair und Bürgerstand aufgerichtet hat, und wodurch das Heer eine exclusive Stellung gewinnt, die dem Thron selbst verderblich werden muß und ihn zuletzt mit der Anarchie der Prätorianer unabwendbar bedroht. Dann verlange ich die Unabsetzbarkeit des Richterstandes, der nicht aus den Gerichtssporteln,

sondern aus den öffentlichen Einkünften bezahlt werden muß. Nicht minder bitte ich den König von Preußen, öffentliche Arbeits-Ateliers zu schaffen, und der erste Monarch zu sein, in dessen Staaten Jeder, der arbeiten will, Arbeit finde, denn dies ist das erste Gesetz der Natur, welches jeder gesellschaftlichen Convention voransteht, es ist das eigentliche Band der Gesellschaft, da jeder Mensch, der zur Deckung seiner Existenz seine Arbeitskraft darbietet, und damit nur Zurückweisung findet. der natürliche und rechtmäßige Feind aller andern Menschen werden muß und das Recht zu einem Privatkriege gegen die ganze Gesellschaft gewinnt. Ueberall, auf dem Lande wie in den Städten, müssen solche Ateliers auf Kosten des Königs eröffnet werden, und Jeder, woher er auch kommen möge, muß dort seinen Unterhalt finden können für den Preis seiner Arbeit, und die ganze Nation muß darin lernen, was Zeit und Thätigkeit werth sind. Darauf erhebe ich mich in meinem Mémoire noch für den öffentlichen Unterricht und die Freiheit der Presse, für eine unbeschränkte Toleranz in allen Dingen der Religion und des Glaubens, und gegen das ganze System der politischen Oekonomie, welches Friedrich der Große befolgt und hinterlassen. Ich schlage vor, die indirecten Abgaben zu verringern, die Steuern auf das Grundeigenthum zu erhöhen und keinem einzigen Grundbesitz davon eine ausnahmsweise Befreiung zuzugestehn, den Durchgangs-Verkehr zu begünstigen, die Industrie zu befreien, und den Handel, der nur im Schatten der Freiheit gedeihen kann, über alle Schranken hinaus zu heben und zu fördern. Denn der Handel verlangt von den Königen nichts weiter, als daß sie ihm nichts Böses zufügen sollen.*)

*) Sämmtliche Aeußerungen Mirabeau's sind aus der Lettre à Frédéric Guillaume II. entnommen.

Ich habe mit der größten Andacht zugehört, sagte Noldé. Dies ist ein ganzes Zeughaus von neuen Waffen, das im Kopf des Grafen Mirabeau sich aufgethürmt hat. Ich werde darüber noch während meines Rittes nach Charlottenburg meinen verwunderten und entzückten Gedanken nachzuhängen haben. Denn als gehorsamer Unterthan der Kaiserin von Rußland muß ich immerhin ein leises Frösteln empfinden, wenn die Freiheitsideen schon in solcher Fülle über mich hinwegstreichen und mir wird wie dem jungen Maikater zu Muthe, der nicht ohne schreckliches Niesen in die Sonne sehen kann.

Ihr wißt, daß ich es gern leiden mag, wenn Ihr Possen treibt, während ich als Idealist schwärme, entgegnete Mirabeau, ihm die Hand reichend. Und doch habt Ihr Kurländer das revolutionnäre Fieber so gut in allen Gliedern, wie nur irgend ein anständiger Franzose heutzutage. Ja, ich bin überzeugt, daß Euere Familie Euch nur deshalb so dringend nach Kurland zurückbegehrt, weil sie dort am besten mit Euerer Hülfe eine Revolution machen zu können glaubt.*) Aber ich lasse Euch nicht wieder von mir, denn Ihr werdet der Erhebung Frankreichs einst bessere Dienste leisten können, als es im Lande der Czaren und Czarinnen für's Erste möglich sein wird.

Die beiden Freunde trennten sich jetzt in der heitersten und herzlichsten Stimmung. Noldé ging, um sich sein Pferd zu besorgen, während Mirabeau unmittelbar nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, wohin ihn besonders die Sorge für seine Freundin Henriette, die seit einigen Tagen wieder kränklich und leidend war, trieb.

---

*) Vgl. die Andeutungen über den Baron Noldé in der Histoire secrète de la Cour de Berlin. Lettre LII.

VII.

Eine Audienz bei Herrn von Bischoffswerder.

Mirabeau war den Tag über zu Hause geblieben, da er nichts Neues unternehmen und Niemand sehen wollte, bevor er nicht durch Noldé eine Nachricht aus Charlottenburg empfangen hatte. Zugleich fesselte ihn die Sorge für die kranke Henriette, für die er seinen neuen jüdischen Freund, den Doctor Hertz, mit dem er in einen sehr innigen Verkehr getreten war, hatte herbeiholen lassen. Henriette litt, wie schon früher in London und zum Theil auch in Paris, an der Brust, und bei ihrer ungemein zarten Natur hatte der Arzt die ängstlichste Schonung zur Pflicht gemacht.

Im Laufe des Vormittags hatte Mirabeau auch bereits das Antwortschreiben Friedrich Wilhelms des Zweiten auf seine an den König gerichtete Denkschrift empfangen. Ein königlicher Lakai überbrachte ihm folgenden, vom 20. August 1786 datirten Brief:

„Herr Graf von Mirabeau, Ihr mit einem Mémoire begleitetes Schreiben vom 17. d. M. ist mir sehr wohl übergeben worden; ich bin Ihnen sehr verpflichtet für die Aufmerksamkeit, mir das letztere zuzustellen, und für die verbindlichen Dinge, welche Sie die Güte haben, mir bei dieser Gelegenheit zu sagen; halten Sie sich überzeugt, daß Alles, was von Ihnen kommt, mir Vergnügen macht, und ich bitte Gott, Sie in seinen gnädigen Schutz zu nehmen.

Friedrich Wilhelm.*)

Und das ist Alles? sagte Mirabeau lachend, indem er den Brief vor sich hin auf den Tisch warf. Alles,

*) Bei Montigny IV. 345.

was von mir kommt, wird dem König Vergnügen machen! Das ist ja recht schön, und beweist mir zugleich, wie unverbesserlich diese Herren von Gottes Gnaden auf alten wie auf neuen Thronen sind. Sie messen Alles nur danach ab, was ihnen Vergnügen macht, und an ihrem Vergnügen gehen sie rettungslos zu Grunde. Das tel est mon bon plaisir ist die theatralische Versenkung der Könige. Die ganze Nation stürzt in diese Versenkung hinunter, und zuletzt die Herrscher des Vergnügens selbst. Und sogar die Reformideen Mirabeau's haben dem König von Preußen Vergnügen gemacht. Das wäre herrlich, wenn es nicht schlimm wäre. Ich hoffte, sie würden ihm erst Schmerzen und dann Ueberzeugung geben. Da sie ihm aber leider Vergnügen gemacht haben, ist Hopfen und Malz daran wenigstens für Preußen verloren! —

Jetzt hielt ein Reiter vor der Thür, den man in ungestümer Eile hatte heransprengen hören. Baron Noldé stieg ab und trat mit einer Gebärde, die nicht das erwünschte Ergebniß seiner Sendung anzukündigen schien, zu Mirabeau in das Zimmer.

Ich bringe recht tolle Nachrichten aus Charlottenburg, rief Noldé dem ihm erwartungsvoll entgegenblickenden Mirabeau zu. Bei der Rietz geht Alles drunter und drüber, und ich verließ sie eben unter Heulen und Zähneklappern. Bischoffswerder und Wöllner haben ihre Entfernung beim König durchgesetzt. Das neue System kündigt sich in der That zuerst durch den Sturz der bürgerlichen Maitresse an. Die Rosenkreuzer glauben mit aristokratischem Fleisch besser operiren zu können. Das Fräulein von Voß tritt an die Stelle der Rietz und wird zur Gräfin von Ingenheim gemacht. Die neue Maitresse ist aber, wie man denken kann, zugleich kirchlich, sie ver-

langt die Einsegnung des Priesters, und die Königin ist für die Intrigue gewonnen, denn sie hat ihre Einwilligung erklärt, und bei dem Consistorium in Berlin wird ein Gutachten nachgesucht, um die Doppelheirath für zulässig zu erklären und das blonde Fräulein an die linke Hand des Königs zu bringen. Der Königin soll dafür die Bezahlung ihrer Schulden und eine Erhöhung ihres Nadelgeldes versprochen worden sein. Für den Bruder der neuen Maitresse ist das Portefeuille eines Staatsministers in Aussicht gestellt.

So wissen wir, woran wir sind, erwiederte Mirabeau ruhig, und ich werde jetzt sogleich Toilette machen, denn meinen Besuch bei Herrn von Bischoffswerder kann ich nun keine Minute länger aufschieben.

Er schellte seinem Kammerdiener und gab demselben bestimmten Auftrag, sich ungesäumt mit ihm zu beschäftigen.

Und was macht das gute Thier, die Rietz? fragte Mirabeau, indem er sich vor den Spiegel stellte und seinen Anzug musterte. Haben Sie ihr meinen Trost bestellt? Ich glaube noch immer, daß sie dem König unentbehrlich sein wird, denn jeder Zoll und jedes Glied an ihr ist das Ideal einer Maitresse, wie kein zweites mehr gefunden werden kann. Selbst unser französisches Sultanat hat nie eine ähnliche Kost aufzuweisen gehabt, und Louis Quatorze und Louis Quinze würden alle Maintenon's und Pompadour's im Stich gelassen haben, wenn sie ein einziges Mal die universale Bedeutung einer Wilhelmine Rietz erkannt hätten.

Um das zu beurtheilen, bin ich nicht Kenner und nicht Eingeweihter genug, erwiederte Baron Noldé lächelnd, aber ich kann versichern, daß die Rietz mich in ihrem natürlichen Schmerz jammerte, der zuweilen

auch durch eine allerliebste Wuth abgelöst wurde. Sie hat gewiß ihre großen Verdienste um den König. Zuerst hieß es, daß sie Berlin wenigstens auf zehn Meilen in der Runde verlassen müsse, und nun begann das arme Geschöpf, ihre schönen Arme verzweifelt ringend, sich mit dem Einpacken ihrer Sachen zu beschäftigen. Dann kam plötzlich eine Contreordre vom König, wonach sie auf ihrer Villa in Charlottenburg bleiben solle, und nun hüpfte sie schon wieder lachend und trällernd durch alle Zimmer umher und ich mußte rasch einen Walzer mit ihr versuchen. Sie schiebt übrigens ihr ganzes Unglück auf Wöllner, und meint, daß der Streich keineswegs von Bischoffswerder ausgegangen sei.

Das ist leicht möglich, erwiederte Mirabeau, denn dieser Wöllner war früher Landprediger und soll den theologischen Zopf noch so stark im Nacken hängen haben, daß er selbst dem König mit dem Tugendbegriff zu Leibe zu gehen wagt. Prinz Heinrich, der diesen Wöllner zuerst emporgebracht und ihn zum Rath bei seiner Rentkammer in Rheinsberg berief, erzählte neulich bei einem vertrauten Souper die wunderlichsten Geschichten von seinem wahrhaft kannibalischen Tugendeifer. Das Streben dieser Leute ist, den Staat zur Kirche, das Leben zu einem mit Bibel und Gesangbuch versehenen Gefängniß, den Menschen zu einer polizeilich wohlgeölten Bet-Maschine zu machen. Gelingt es ihm und Seinesgleichen wirklich, den preußischen Staat zu bearbeiten, so wird die Alternative, in welcher dieser Staat beständig schwebt, nämlich entweder schmählich zu Grunde zu gehen oder der Musterstaat von Ordnung und Freiheit zu sein, bald entschieden werden. Wöllner ist aber zugleich ein guter Landwirth und soll dem König schon als Kronprinzen Vorträge über Staatswirthschaft gehalten

haben. Eine gesunde Oekonomie scheint ihn denn auch zu der Ansicht bewogen zu haben, daß man den Acker der königlichen Leidenschaften und Begierden nicht gleich gänzlich unbestellt und brach liegen lassen darf, sondern ihn zuerst noch mit einiger Vorsicht behandeln muß. Eine neue aristokratische und kirchlich gesinnte Maitresse mag ihm darum schon als ein Fortschritt erscheinen, und Bischoffswerder, obwohl er selbst Maitressen aller Art hat, wird nachgegeben haben, da ihm sein Bundes- und Ordensgenosse Wöllner wahrscheinlich das flammende Schwert der Rosenkreuzerei vorgehalten hat.

Mirabeau hatte jetzt seine Toilette vollendet und trat an das Fenster, um zu sehen, ob sein Wagen bereits vorgefahren wäre. Dann nahm er noch von seinem Schreibtisch ein kleines gedrucktes Heft, welches er mit einem eigenthümlichen Lächeln zu sich steckte.

Es ist meine Schrift über Cagliostro und Lavater, welche ich dem Herrn General von Bischoffswerder als hommage d'auteur überreichen will, sagte Mirabeau zu dem ihn neugierig ansehenden Noldé. Es soll mir eine bequeme Anknüpfung für meinen Besuch bei ihm sein, und ich denke ihn dadurch im Gespräch sogleich auf das Glatteis seiner eigenen Richtung zu führen. Denn was ist dieser Bischoffswerder anders, als unser Cagliostro, wenn auch vielleicht in einem mehr spießbürgerlichen Stil und mit weniger Genialität der Gaunerei, als sie der italienische Abenteurer an sich zum Besten zu geben vermag. Mein Freund, es sind jetzt überall dieselben Blasen, die aus denselben Ursachen dem mit Fäulniß geschwängerten Boden entsteigen. Ich habe in Cagliostro ein Werkzeug der Jesuiten gesehen, und was werden die preußischen Cagliostro's, diese Bischoffswerder und Wöllner, hier

anders sein? Uebrigens höre ich, daß die Rosenkreuzerei, deren Obere ohne Zweifel Bischoffswerder und Wöllner für Preußen sind, seit einiger Zeit hier bedeutend um sich gegriffen hat. In Berlin und Potsdam soll es schon eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern dafür geben, und man spricht mir von Umtrieben der Rosenkreuzer, die sogar im Volke sichtlich geworden sein sollen. Treiben Sie sich doch ein wenig umher, Noldé, und erstatten Sie mir einen Bericht, ob die Sache wirklich auch schon unter den gemeinen Leuten zu spuken anfängt. Denn bisher scheinen es bei Cagliostro sowohl wie bei dem frommen Bischoffswerder nur die vornehmen Kreise gewesen zu sein, die man mit der Geisterseherei und mit den geheimen Tincturen und Kräften zu gängeln gesucht hat. Das Verjüngungs-Elixir, welches Herr von Bischoffswerder schüttelt, scheint vorzugsweise auf vornehme und regierende Herren berechnet zu sein, denen er die Potenz damit erleichtern will, und darin wird gewiß das größte Geheimniß seines Antheils an den Regierungsgeschäften bestehen. Die Leute aus dem Volke haben diese politische Nachhülfe nicht nöthig, und auch ich habe mich in dieser Beziehung, wie in so mancher andern, immer zum Volke gerechnet. Ich will nun aber doch sehen, was ich sonst von dem Herrn von Bischoffswerder profitiren kann. —

Unter diesem Gespräch war Mirabeau schon die Treppe hinabgeschritten, und nahm dann von Noldé, der ihn bis an den Wagen geleitete, freundlichen Abschied.

Der General von Bischoffswerder befand sich im königlichen Schlosse, wo er, während der Anwesenheit des Königs in Berlin, die ihm bestimmten Gemächer einnahm. In seinem Vorzimmer fand Mirabeau eine

Menge von Personen anwesend, die mit Begierde dem Moment entgegenzuharren schienen, wo der Mann, dem die einflußreichste und mächtigste Stellung in den neuen Verhältnissen zugeschrieben wurde, sie zu einer flüchtigen Audienz annehmen möchte.

Mirabeau hatte blos durch den dienstthuenden Kammerdiener seine Karte zu dem General hineintragen lassen und sah mit ruhiger Zuversicht dem ihn erwartenden Bescheid entgegen. Es dauerte auch nicht lange, so erschien der Kammerdiener wieder mit der höflichen Einladung, sofort zu dem Herrn General einzutreten, der den Besuch des Herrn Grafen mit Vergnügen empfangen werde.

Mirabeau folgte mit raschen Schritten durch die ihm geöffnete Thür des anstoßenden Zimmers, und stand dem General von Bischoffswerder gegenüber, der, die beiden Händen über der Mitte seines Körpers gefaltet, mit einer Haltung, in der ein gewisses Wohlwollen sich ausdrückte, dem Eintreten Mirabeau's entgegensah.

Mirabeau, der leicht von Persönlichkeiten überrascht wurde, die er sich anders gedacht, konnte bei dieser Begegnung zuerst eine Art von Betroffenheit nicht unterdrücken. Das Uebermaaß der Beleibtheit, das er sich gegenüber wahrnahm, und welches der Gestalt des Generals zuerst den Anblick eines räthselhaften und unheimlichen Klumpens gab, erregte im höchsten Grade das Erstaunen Mirabeau's. Bald erheiterte ihn aber auch wieder dieses Bild eines dicken Leibes, wie er ihn noch nie gesehen zu haben sich erinnerte, und er sagte sich zu seinem Trost, daß jede Situation sich erleichtere, in der man es mit einem so ungeheuerlich wohlbeleibten Manne zu thun habe, weil in diesem Behagen des Fetts leicht jede bösartige Absicht verschwimmen müsse.

Der General that aber jetzt einige Schritte ihm entgegen und entfaltete dabei eine Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegung, die mit seinem starken Körper in dem überraschendsten Contrast stand, und Mirabeau erinnerte sich, wie er oft gehört habe, daß Herr von Bischoffswerder nicht blos ein frommer und mit Geistern verkehrender Mann, sondern auch ein gewandter Jäger und einer der kühnsten Reiter und Pferdebändiger sei.

Der General nöthigte ihn mit einer verbindlichen Handbewegung, auf einem Divan Platz zu nehmen, während er selbst einen weiten Lehnsessel, der dem Divan gegenüber stand, mit vieler Anmuth und Würde einnahm. Seine kleinen grauen Augen ruhten dann einen Augenblick lang blinzelnd und lauernd auf Mirabeau. Erst nach einer Pause fragte er ihn mit einer Stimme, die einen ungemein sanften und harmonisch gezogenen Klang hatte, womit er denn dem Herrn Grafen dienen könne?

Diese Anrede geschah in französischer Sprache, aber Mirabeau stutzte, als dieser Accent sein Ohr berührte. Er erinnerte sich jedoch zugleich, davon gehört zu haben, daß Herr von Bischoffswerder von Geburt ein Sachse war, und man hatte ihm oft gesagt, daß es gerade diesem Volksstamme der Deutschen am schwersten werde, das Französische rein und verständlich auszusprechen.

Ich wünschte Euerer Excellenz eine Schrift überreichen zu dürfen, deren Druck soeben beendet ist, nahm Mirabeau mit dem größten Anstrich der Unbefangenheit das Wort. Es ist meine Schrift über Cagliostro und Lavater, und da es sich dabei um gewisse Umtriebe handelt, von denen in diesem Augenblicke Frankreich und Deutschland gleichmäßig heimgesucht zu werden scheinen, so glaubte ich der guten

Sache der Menschheit zu nützen, wenn ich meine Andeutungen vorzugsweise in Ihre Hand zu legen wagte. Diese Ihre Hand ruht in der Hand des hoffnungsvollsten Königs, und wird der Politik Preußens gewiß bald ihren eigentlichen Nachdruck leihen.

Bischoffswerder empfing die Schrift mit einer zuvorkommenden Bewegung und legte sie, nachdem er ihr Titelblatt flüchtig angeblickt, neben sich auf den Tisch nieder.

Ich werde gewiß sehr viel daraus lernen können, sagte er dann mit dem Ausdruck einer fast demüthigen Bescheidenheit. Denn ich gestehe, daß mir beide Erscheinungen eigentlich gänzlich fremd sind.

Dann sank er wieder mit seiner gewichtigen Figur in die Tiefe des Lehnstuhls zurück, schien jedoch jetzt einige Anzeichen innerer Unruhe an sich blicken zu lassen, die Mirabeau zu Anfang nicht an ihm bemerkt hatte. Mirabeau fixirte ihn scharf, und bemerkte mit seinen Alles erspähenden Augen, daß ein leiser Schweiß auf der Stirn des Generals sich anzusetzen begann.

Er wittert den Wolf, der in den Schaafstall einbrechen will, dachte Mirabeau bei sich selbst. Es soll mich wundern, wie er meinen Stößen Stand halten wird.

Uebrigens habe ich gar keinen Einfluß, nahm der General wieder mit einem frommen Aufschlagen seiner Augen das Wort. Ich strebe blos nach dem Verdienst, der getreueste Diener Seiner Majestät zu sein, und das ist Alles.

Er schlug bei diesen Worten mit der Hand auf die Brust und ließ die Ordenskreuze und Sterne zittern, die an seiner militairischen Gala-Uniform, die er noch von der Ceremonie des heutigen Morgens her trug, befestigt waren.

Ja, in keinem Lande der Welt findet man so viel Treue und Hingebung für das herrschende Königshaus, als in Preußen, sagte Mirabeau mit einem gewissen enthusiastischen Anlauf. Ich werde der preußischen Treue ein eigenes Kapitel widmen in meinem großen Werke über die preußische Monarchie, an dem ich hier arbeite.

Ich habe von Ihren Vorarbeiten und Studien ungemein viel Rühmliches gehört, sagte Bischoffswerder mit einer von neuem entgegenkommenden Freundlichkeit. Diese kleine Schrift über die Herren Cagliostro und Lavater ist wohl schon eine Probe daraus?

Mirabeau sah ihn erstaunt an, und bemühte sich durch ein Erforschen seiner Gesichtszüge den eigentlichen Sinn dieser Frage zu enthüllen. Bischoffswerder aber blickte mit der größten Unbefangenheit und Ruhe zu ihm herüber, und Mirabeau erinnerte sich, gehört zu haben, daß Fragen dieser Art durchaus in der Manier des Generals lagen, indem er es liebte, sich ganz unwissend und beschränkt anzustellen und selbst den Schein einer gewissen Einfalt nicht zu verschmähen.

Oh, Herr General, erwiederte Mirabeau darauf, die Abhandlung über Cagliostro hat durchaus noch keine Beziehung auf Preußen. Ich weiß es nicht, ob es auch schon preußische Cagliostro's giebt, wiewohl man allerdings annehmen kann, daß solche Hampelmänner der Gaukelei und der Intrigue jetzt überall in der Welt auftauchen werden. Wo die Geister verrathen werden, sind immer zugleich die Geisterbeschwörungen an der Tagesordnung. Der Cagliostro, von dem ich in meiner Schrift handele, hat es allerdings in dieser Kunst ganz besonders weit gebracht. Bei ihm kann man sich die Geister aus allen Jahrhunderten bestellen, und er hat den römischen Kaiser

Marc Aurel, die große Semiramis, Heinrich IV. und alle möglichen Herren und Potentaten erscheinen lassen. Nur dazu hat er es noch nicht gebracht, den deutschen Philosophen Leibnitz und den großen Kurfürsten von Brandenburg zu citiren.*)

Bischoffswerder zuckte einen Augenblick leise zusammen, sah aber bald wieder eben so gleichgültig und friedlich aus, wie immer, und sagte, indem er seine Hände fester ineinander faltete: Es kommt Alles darauf an, ob man den rechten Glauben in sich trägt. Für Den, der glaubt, ist kein Ding unmöglich. Wer aber mit argem Herzen Wunder will, hat sich selbst sein Gericht gegründet. Ich bin überzeugt, Herr Graf, daß Ihr in einem andern Sinne gewiß nicht über jenen Euren Cagliostro gesprochen haben werdet. Und was meint Ihr denn von dem Herrn Diaconus Lavater? Haltet Ihr ihn für einen ächten Christen?

Ich halte ihn blos für einen Neidhammel Cagliostro's, versetzte Mirabeau rasch. Dieser Lavater wäre für sein Leben gern ein Cagliostro geworden, für den er auch in seinen Schriften die größte Verehrung ausdrückt und den er bekanntlich gegen den Vorwurf des Betruges vertheidigt hat. Aber Lavater, wieviel Schönes auch in ihm ist, würde doch viel bedeutender dastehn, wenn er sich hätte dazu entschließen können, ein Betrüger im großen Stil zu werden. So aber schlägt ihm, und den Adepten seiner Art, die deutsche Ehrlichkeit jeden Augenblick in den Nacken, und er ist nur ein süßlich verzückter Christ, wo er ein Ritter und Held der Gaunerei, wie Cagliostro, sein könnte. Darum glaube ich auch, daß er stets mehr sich als

*) In einer Geister-Soirée, welche Bischoffswerder und Wöllner kurze Zeit vorher dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm veranstalteten, ließen sie auch Leibnitz und den großen Kurfürsten vor dem geängstigten Prinzen auftreten.

Andere betrogen hat, wenn er Wunder zu thun versuchte. Lavater hat zum Oeftern dieselbe Meinung ausgesprochen, wie Ew. Excellenz, daß jeder wahre Christ Wunder zu verrichten vermag. Aber, da ihm diese stets sehr schlecht gerathen sein sollen, so möchte ich in Ihrem Sinne Ihre Frage dahin beantworten, daß ich diesen Lavater durchaus nicht für einen ächten Christen halten kann.*)

O wie freut es mich, daß wir so übereinstimmen, Herr Graf, rief Bischoffswerder mit einem so innigen und fast zärtlichen Ausdruck seiner Stimme, als ob noch die größte Annäherung zwischen ihm und Mirabeau stattfinden könnte. Nicht wahr, Lavater ist kein ächter Christ? Es fehlt ihm zum ächten Christen besonders auch dies, daß er kein Preußе ist. Man muß Preußе sein, und ganz besonders muß man preußischer Soldat sein, um sich im wahrsten Sinne des Wortes einen Christen nennen zu können. Denn nur im Dienst Seiner Majestät des Königs kann man das reine Evangelium Christi bekennen und ausüben.

Ich war bisher der Meinung, daß Eure Excellenz aus Sachsen stammen, sagte Mirabeau mit einer tiefen Verneigung.

Aus dem Sachsen kann ein Preuße werden, wie aus dem Saulus ein Paulus, und werden wir den Paulus nicht immerhin für einen ächten Paulus halten müssen? versetzte der General mit dem Anflug einer schwärmerischen Extase. Bin ich kein alter Preuße, so setze ich mein Verdienst darein, daß Gott geruht hat, den ersten Neu-Preußen aus mir machen zu wollen.

Wenn Lavater ein schlechter Christ ist, begann

*) Mirabeau Lettre sur Cagliostro et Lavater (Oeuvres IV. 498).

Mirabeau wieder, so ist er jedenfalls ein guter Jesuit, wie es alle diese Teufels-Beschwörer und Geister-Citirer heutzutage sind, welchen Namen sie auch tragen mögen. Ew. Excellenz werden mich aber darin noch gnädigst berichtigen oder bestätigen können. Denn ich habe in meinem Brief über Cagliostro und Lavater, der jetzt die Ehre hat, auf Ew. Excellenz Tisch zu liegen, die Behauptung aufgestellt, daß Lavater ebenfalls ein Schüler Schrepfer's gewesen. Mein Besuch, den ich heute gewagt, Herr General, hat auch noch den Zweck, darüber aus Ihrem authentischen Munde eine Belehrung zu empfangen.

Bischoffswerder zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete. Dann sagte er so harmlos als möglich: Woher glauben Sie, daß ich über das Verhältniß Lavater's zu Schrepfer eine Auskunft zu geben vermag?

Weil Schrepfer auch in Sachsen gelebt hat, wo er die Verbindung des Rosenkreuzer-Ordens mit der Freimaurerei bewerkstelligt haben soll, erwiederte Mirabeau ganz unbefangen. Es wäre ja auch möglich gewesen, daß Ew. Excellenz in Ihrer Jugend auch einmal in dem Caféhause verkehrt hätten, welches Georg Schrepfer in Leipzig hielt. Man nimmt wohl gern einmal seinen Café in einem öffentlichen Local ein, und unterhält sich dabei auch mit Leuten, mit denen man sonst ganz und gar nichts zu thun hat. Denn das habe ich nie geglaubt, daß Ew. Excellenz auch zu den Schülern Schrepfer's gehören, wie hier und da wohl in einigen Zeitungen und Monatsschriften gesagt worden ist.

Ich habe ihn einige Male in Leipzig gesehen, erwiederte Bischoffswerder, in ein ernstes Nachsinnen sich verlierend. Es interessirte mich an ihm, daß er früher preußischer Husar gewesen und den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Darum besuchte ich auch

sein Caféhaus in Leipzig, denn ich schwärmte schon als junger Mensch für Alles, was mit dem Namen Preußens auch nur in der entferntesten Verbindung stand.

Sein Café, den er reichte, soll schwächer gewesen sein, als sein Geisterbeschwörungs-Apparat, sagte Mirabeau. Denn als Cafétier soll er einen jämmerlichen Banquerott gemacht haben, während er im Reich der Geister und Gespenster einen laufenden Credit hatte, und die Gestorbenen ohne allen Rückhalt ihm ihre ehemaligen Leiber zu jeder beliebigen Benutzung borgten. Man sagt, daß er nicht nur besondere Hohlspiegel dabei angewandt, sondern auch einen mit Milchflor bespannten Rahmen erfunden habe, auf dem sich die Geister bei ihm mit dem größten Vergnügen einfangen ließen. Der vornehme Herr, welcher Schrepfer's Apparat geerbt, soll damit bei weitem glänzendere Geschäfte gemacht haben, und wird gewiß nicht nöthig haben, sich wegen seiner Schulden zu erschießen, wie dies Freund Schrepfer im Leipziger Rosenthal gethan haben soll.

Mirabeau sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß auch diese Hindeutung, die er selbst einigermaßen unverschämt finden mußte, nicht den geringsten Eindruck auf den Herrn von Bischoffswerder zu machen schien. Derselbe behauptete mit einer gewissen Meisterschaft seine unbefangene und unveränderte Haltung, und schien sich bei Allem, was Mirabeau berühren wollte, durchaus nicht persönlich betheiligt zu finden. Nur zuweilen blickte er mit einer sehr bemerkbaren Sehnsucht auf das Zifferblatt einer Pendeluhr hin, die über dem Marmorsims des Kamins stand.

Und wann wird Ihr Buch über die Monarchie Preußens erscheinen, Herr Graf? fragte Bischoffs-

werder darauf, das Gespräch ablenkend, mit einer gleichgültigen Stimme.

Es bedarf noch erst bedeutender Vorarbeiten dazu, erwiederte Mirabeau. Ich bin zu diesem Ende auch mit einem braunschweigischen Major, Herrn von Mauvillon, in Verbindung getreten, der mir bei der Redaction Hülfe leisten wird. Ich lernte diesen dazu sehr geeigneten Mann am braunschweigischen Hofe kennen, wo ich mich in der letzten Zeit öfter aufhielt. Aber es fehlt noch sehr viel zur Vollendung dieser Arbeit, die ich gern unter den besondern Schutz des Herrn von Bischoffswerder gestellt sehen möchte. Vielleicht finde ich dann auch nicht mehr so große Schwierigkeiten, die Königlichen Staatsarchive für meinen Zweck benutzen zu dürfen.

Denken Sie Ihre Arbeit in demselben Sinne zu halten, in dem Ihr Mémoire abgefaßt ist, welches Sie vor einigen Tagen Seiner Majestät dem Könige übersandten? fragte Bischoffswerder mit einem strengeren und schärferen Ton seiner Stimme.

Ah, Ew. Excellenz haben mein Mémoire gelesen? fragte Mirabeau mit aufleuchtenden Augen, indem er sich in seiner lebhaften und dann leicht zutraulichen Weise zu Bischoffswerder hinüberbeugte.

Es wurde mir von Seiner Majestät zugestellt, mit dem Allerhöchsten Auftrage, einen Bericht darüber zu erstatten, erwiederte der General. Da ich nun aber den Vorzug genieße, mich persönlich mit Ihnen zu unterhalten, Herr Graf, so darf ich mir wohl noch einige Fragen zu meiner richtigern Orientirung erlauben. Was verstehen Sie eigentlich unter der Nationalgarde, welche Sie für Preußen empfehlen, und durch die Sie die sogenannten Mängel unsers bisherigen Recrutirungs-Systems beseitigen zu können glauben?

Was ich darunter verstehe? rief Mirabeau verwundert. Ich verstehe darunter die Abschaffung der Militair-Sklaverei, die Euer Königreich entvölkert und aussaugt, und die ersetzt werden soll durch eine nationale Bildung des Heeres, welche die Formen der Freiheit an sich trägt. Ist es denn nöthig, daß, wenn man ein Volk in den Krieg führen will, es wie eine verächtliche Heerde Vieh, das zur Schlachtbank geschleppt wird, hingetrieben werde? Es ist ja bei weitem leichter, den Kriegsdienst des Volkes so einzurichten, daß er als eine Sache des Nationalruhms und des Nationaleifers erscheint, und Ihr werdet daran ein ungeheures Bollwerk für die Sicherheit des Staates gewinnen. Fangt damit an, daß Ihr Eure Bauern zusammenkommen laßt, um in ihren Kirchspielen solche nationale Compagnieen zu bilden, die sich am Sonntag in den Waffen üben können, und diese nationalen Compagnieen ernennen unter sich mit Stimmenmehrheit die Grenadiere, deren Wahl dann eine Auszeichnung ihrer Mitbürger ist. So beginnt Ihr die nationale Kriegspyramide von unten auf zu gipfeln, und Ihr werdet einen kräftigen Wunderbau entstehen sehen, an den sich alles Andere im Staat und in der Gesellschaft anlehnen kann.*)

Das würde man bei uns in Preußen nicht national nennen, erwiederte Bischoffswerder mit ruhigem Ernst. In Preußen kann nur dasjenige national sein, was unmittelbar aus den Händen des Königs hervorgeht und auf den ausdrücklichen Befehl der Obrigkeit gebildet wird. Wen der König recrutiren läßt, der ist auch schon ein nationaler Soldat bei uns. Auf das Wesen der frei wählenden Compagnie-Versammlungen werden wir uns in Preußen nie einlassen kön-

*) Lettre à Frédéric Guillaume II. (Berl. 1787.) p. 24.

nen. Auf eine so frivole Weise beschließt man bei uns nichts.

Wie, rief Mirabeau lebhaft, kann man denn besser und würdiger etwas beschließen, als in einer Versammlung, in der Einer für Alle und Alle für Einen stehn? Im Gegentheil, mein Herr, jeder Beschluß ist frivol, der nur von einem Einzelnen im Staat ohne Mitwirkung Aller ausgeht. Erlauben Sie mir, Ihren erleuchteten Blick einen Moment auf unser Frankreich hinüberzulenken. Ich weiß nicht, wer es einmal gesagt hat, daß Frankreich das schönste der Königreiche sei, nach dem des Himmels. Dies ist gewiß wahr, aber dies schöne Königreich wird seit längerer Zeit von den tiefsten Leiden und Zerrüttungen heimgesucht. Die finanziellen Verlegenheiten, welche zugleich der Ausdruck der politischen Verwahrlosung sind, steigen in unserm Lande von Tag zu Tag höher. Nichts als eine Versammlung, die in ihrem freien Schooße über die Lage Frankreichs berathschlagt und entscheidet, kann den Staat retten. Dies ist meine und meiner Freunde Ansicht seit geraumer Zeit gewesen, und wir haben sie in Paris schon vielfach geltend zu machen gesucht. Wenn man noch Bedenken trägt, eine National-Versammlung aus den Generalständen des Landes zu berufen, so wird man wohl bei uns nicht mehr lange mit einer Versammlung der Notabeln zögern dürfen, die aus gewissen bevorzugten Elementen des Landes, wiewohl immer auf einer freien nationalen Grundlage, zusammengesetzt werden müßte. Ich habe darüber erst vor einigen Tagen die dringendsten Vorstellungen an das französische Ministerium von hier aus gerichtet, und wie ich an der Erweckung dieser Idee einen großen Antheil gehabt, so habe ich jetzt auch den Plan im Einzelnen ausgearbeitet, und Herrn von Calonne bereits eine fer-

tige Vorlage für die Einberufung einer Notablen-Versammlung unterbreitet. Preußen wird vielleicht alle diese Dinge nicht nöthig haben, wenn es sich bei Zeiten in seinem Innern eine freie, das Civil wie das Militair neugestaltende Organisation zu geben vermag.

Ich danke Ihnen sehr für diese ungemein interessante Mittheilung, Herr Graf, sagte der General mit einer leichten Verneigung. Für unsere Verhältnisse ist diese Mittheilung zugleich entscheidend. Denn wir sind hier Deutsche, und denken an französische Sitten und Manieren kein Zugeständniß mehr zu machen. Wer sich fortan noch bei uns Mühe geben will, Preußen mit Frankreich in eine innigere Allianz zu bringen, der drischt wahrlich leeres Stroh, Herr Graf. Preußen muß jetzt deutsch werden und sein, so deutsch, wie es noch nie gewesen ist, und unser jetziger allergnädigster Herr, der König Friedrich Wilhelm, kann und wird nur ein deutscher Monarch sein, eben weil er im eminentesten Sinne des Wortes ein preußischer König und Herr sein wird. Die Affectation mit Frankreich hat ausgespielt, und der König übernimmt eine seiner würdige, selbstständige Rolle. Er würde ja zu einem bloßen Nachahmer des religionslosen Friedrich herabsinken, wenn er statt deutsch und national zu sein, wieder nur gallisch und ausländisch sein wollte. Da sei Gott vor!

Ist es möglich, rief Mirabeau erstaunt, daß das Andenken des großen Königs, dem kaum die Augen gebrochen sind, schon zurücktritt und aufhören muß, die leitende Norm für den Staat und seine Zukunft zu sein? Ueberleben doch selbst einen mittelmäßigen Künstler oft seine Werke, und Preußen sollte weiter bestehen können, ohne von dem Geist Friedrichs des Großen zu zeugen? In der That, das ist zum Erschrecken! Aber freilich, mir ist in diesen Tagen schon

im Publikum und in der Gesellschaft Manches aufgefallen. Es scheint hier plötzlich eine große Gleichgültigkeit und Abneigung gegen diesen ausgezeichneten Monarchen hervorzutreten, und noch ehe seine Gruft sich geschlossen hat, hört man hinter ihm her Rabengekrächze von Feinden, die plötzlich wie aus einer schwarzen Wolke herniedergefallen sind.

Schelten Sie diese wackeren Leute nicht, die Gott dem Herrn die Ehre geben wollen! rief Bischoffswerder mit einer feierlichen Salbung. Es giebt ja doch nichts Höheres, als unsere geoffenbarte Christusreligion, und nur in ihr ist König, wer König ist, und Diener wer Diener ist. Wer außerhalb der Christusreligion geherrscht hat, hat nicht geherrscht, und wir gehen weiter zu dem, der uns im Glauben und in der Gnade halten wird, damit wir nicht straucheln, sondern fein säuberlich feststehn und die christliche Obrigkeit in allen unsern Gliedern schmecken. König Friedrich ist todt, aber wir werden seine Früchte in uns ersticken, denn wir haben uns dem christlichen Regiment verschrieben.

Dann hat mein Mémoire wohl auch in seinem religiösen Theil nicht den Beifall Eurer Excellenz gefunden? fragte Mirabeau den General, dessen Lippen in diesem Augenblick ein stummes Gebet hin- und her zu bewegen schienen.

Ihr seid ein Freund der Juden! entgegnete Bischoffswerder mit einem bedauernden Achselzucken. Ich habe leider nur aus Ihrem Mémoire ersehen müssen, daß Sie keine andere Religion kennen, als die Toleranz, und Sie fordern, daß eine solche Toleranz wo möglich in einem noch unbeschränkteren Maaßstabe, als unter der Regierung des verstorbenen Königs, in den Staaten Seiner Majestät eingeführt und ausgesprochen werde. Sie verlangen dies sofort

durch ein Edict bestätigt zu sehen, welches den Juden alle bürgerliche Freiheit und Rechte gewähre. Was haben Sie für Gründe dazu, unsern Erbfeinden Thür und Thor des christlichen Staats öffnen zu wollen?

Was ich für Gründe dazu habe? fragte Mirabeau mit einem sehr ausdrucksvollen Lächeln. Keine andern, als die ich in meiner Denkschrift schon auseinandergesetzt habe. Der Staat wird an den Juden gute und nützliche Bürger gewinnen, seine Bevölkerung und seine Capitalien werden durch die Hereinnahme der Juden in den Staatsverband steigen. Ich beschwöre Sie, Herr General, verwenden Sie, wenn es Ihnen möglich ist, allen Ihren Einfluß bei dem Könige dahin, daß eine allgemeine Toleranz in seinen Staaten ausgesprochen werde, denn nur auf ihrem Grunde wächst Freiheit, Wohlstand und Glück für Staat und Gesellschaft! Möge der König Friedrich Wilhelm dadurch von vornherein den nachtheiligen Schein entkräften, den man auf ihn gebreitet hat, indem man ihn mit der fanatischen Secte der Rosenkreuzer zusammengeworfen und ihn als den Narren dieser intoleranten Geisterbeschwörer betrachtet.*)

Herr Graf von Mirabeau, erwiederte Bischoffswerder mit einer mühsamen, kaum noch Stich haltenden Fassung, Seine Majestät der König hat die Grundsätze, nach denen er regieren wird, gewiß schon auf das Reiflichste erwogen, denn er ist ein gottesfürchtiger, für das Glück seiner Unterthanen besorgter Herr. Aber unter diesen ächt christlichen Grundsätzen kann die Toleranz keine Stelle finden, denn Toleranz und jüdischer Schacher sind ganz Ein und dasselbe. Wer Toleranz will, treibt Schacher mit seiner ewigen Seligkeit, denn diese ist ihm feil für den Marktpreis

*) Mirabeau Lettre à Frédéric Guillaume II. p. 52.

des Tages. Wer selig werden will, der muß intolerant sein, denn die Duldsamkeit gegen die Ungläubigen und Schlechten ist das Böse selbst und darum unselig. Die Toleranz ist das erste Daraufgeld, welches wir von den Juden empfangen, die sich den christlichen Staat kaufen wollen. Und ich dachte, die Grafen Mirabeau wären aus einem alten aristokratischen Geschlecht? Kann ein alter Edelmann für die Juden kämpfen?

Oh, erwiederte Mirabeau, laut lachend, ein alter Edelmann kann noch viel mehr, er kann auch gegen sich selbst kämpfen. Ich habe dies in Frankreich gelernt, und ich kann es auch in Preußen nicht vergessen. Denn die ächte Aristokratie wird doch jetzt am Ende darin bestehen müssen, daß sie aller ihrer Sondervortheile und Privilegien zum Besten des Ganzen entsagt, und dem Volke zurückgiebt, was dem Volke gehört. Ich habe darum auch in den Reformen des Steuerwesens, die ich für Preußen vorzuschlagen gewagt, darauf hingewiesen, daß die Grundsteuer erhöht werden müsse, daß aber fortan kein Grundstück irgend einer Art Steuerfreiheit und Ausnahmerechte genießen dürfe.*)

Ich habe es bemerkt, entgegnete Bischoffswerder. Die preußische Ritterschaft wird es aber nicht dulden, daß der Staat seine Hände in ihre Taschen steckt. Die Ritterschaft ehrt den Staat dadurch, daß sie ihm nichts zahlt. Ihr wollt hinsichtlich Gottes tolerant und hinsichtlich der Ritterschaft intolerant sein? Mein Herr, die Sache des Evangeliums und die Steuerfreiheit der Rittergüter ist eine und dieselbe heilige Sache. Eines muß mit dem Andern stehen und fallen, denn vom privilegirten Ritterstande fließt ein

*) Mirabeau Lettre à Frédéric Guillaume II. p. 72.

Segen aus durch das ganze Land, der alle Verhältnisse veredelt und zum Besten kehrt. Ich habe dies recht an meinem Freunde, dem jetzigen Geheimen Ober-Finanzrath und Intendanten des königlichen Bauwesens, Herrn Wöllner, gesehen. Denn was wäre wohl aus Wöllner geworden, wenn er nicht die Tochter eines Rittergutsbesitzers, des Herrn von Itzenplitz auf Groß-Bebnitz, geheirathet hätte? Ich habe diesen Segen sichtlich an ihm heranwachsen sehen. Denn nur durch die intime Verbindung mit dem Ritterstande, und dazu mit einer Familie, wie die der Itzenplitze, konnte er innerlich und äußerlich diese Weihe empfangen, die ihn vom niederen Landprediger bis unter die vertrautesten Diener Seiner Majestät des Königs emporsteigen ließ. Dies ist ein Beispiel, mein Herr, wie sich ein Preuße bildet. Alles Andere werden wir von uns abweisen müssen.

Ich muß es zufrieden sein, versetzte Mirabeau, indem er mit einer ungeduldigen Bewegung von seinem Sessel aufsprang, und sich anschickte, seinen Abschied von Herrn von Bischoffswerder zu nehmen.

Während sich dieser zögernd erhob, fügte Mirabeau hinzu: Ein Staat kann seine Bestimmung ebenso leicht verfehlen, als ein einzelner Mensch. Zuweilen glaubt man, daß ein Staat seiner Größe entgegenreift, und wenn man eines Tages näher zusieht, gewahrt man an ihm schon die Fäulniß, die vor der Reife eingetreten ist.*) Möchten die Lenker und Staatsmänner Preußens doch wenigstens eingedenk bleiben, daß Preußen dazu berufen ist, ein großer Staat zu sein.

Preußen hat gar nicht nöthig, groß zu sein, erwiederte Herr von Bischoffswerder, nachdem er seine

*) „Pourriture avant maturité“ das berühmte Wort Mirabeau's in Bezug auf Preußen.

gewaltig beleibte Figur mit einiger Mühe wieder aufgerichtet hatte. Es soll groß vor dem Herrn werden, das ist wahr, aber Preußen bedarf keiner weitern Ausdehnung seiner Macht, und es wird am glücklichsten und mächtigsten sein, wenn es nichts besitzt, als die Schaafställe seiner Mark Brandenburg. Leben Sie wohl, Herr Graf!

Mit diesen Worten sah sich Mirabeau von dem Herrn von Bischoffswerder entlassen. Er stürzte in größter Eile durch den Vorsaal und die Treppe hinunter, um seinen in dem inneren Hofe des Königlichen Schlosses haltenden Wagen zu erreichen. Erst im Wagen begann Mirabeau wieder Athem zu schöpfen. Indem er sich halb lachend, halb ärgerlich in den Sitz zurückwarf, flüsterte er mit sich selbst: Der zurechtgewiesene Narr bei dieser Sache bin am Ende ich. Denn wer debattirt mit einem Herrn von Bischoffswerder? Das thut nur ein politischer Schwärmer wie Mirabeau, dem immer wieder der politische Kamm schwillt, und der doch noch einmal an die Mohrenwäsche sein ganzes Leben einsetzen wird. —

Sechstes Buch.

1789.

XI.

Mirabeau's Tuchladen.

Es war an einem kalten Februartage des Jahres 1789, als Mirabeau in großer Eile und mit sichtlicher Aufregung aus einem Hause hervortrat, welches in der alten provençalischen Stadt Aix, wo er sich seit Anfang dieses Jahres befand, am Marktplatz gelegen war. Er warf sich den Mantel erst über die Schulter, als er sich schon draußen auf der Straße befand und ihn die empfindliche Winterkälte daran erinnerte, daß er in dem leichten Frack, den er trug, einer Gefahr für seine Gesundheit ausgesetzt sein könnte. In seinem Gesicht aber stand eine brennende Gluth, und auf seiner hohen Stirn hatte der Zorn eine drohende Ader hingezeichnet.

Wie, mein lieber Bruder, hat denn die Adelsversammlung ihre heutige Sitzung schon beendigt? fragte eine Dame, die Mirabeau im Vorüberstürmen, ohne sie zu bemerken, ziemlich unsanft am Arme gestreift hatte, und die ihn jetzt mit fröhlichem Lachen am Mantel festhielt.

Mirabeau erkannte seine Schwester, Frau von Saillant, die in Aix lebte, und mit der er seit seinem

Aufenthalt in dieser Stadt das innige und vertraute Verhältniß, welches ihn stets an diese Schwester gefesselt, auf eine fast zärtliche Weise erneuert hatte.

Die Sitzung ist noch nicht beendigt, aber Mirabeau ist für diese schöne Adelsversammlung der Provence auf immer beendigt worden, entgegnete er mit einem tragikomischen Ausdruck. Du sollst erfahren, meine Schwester, daß die vornehmen Herren vom Adel und der Geistlichkeit mich in diesem Augenblick so gut wie hinausgeworfen haben, und Du kannst nun an mir sehen, wie ein Hinausgeworfener sich ausnimmt, denn je mehr ein Solcher noch den Anstand und allen seinen Stolz zu bewahren gewußt hat, was mir hoffentlich noch gelungen ist, um so kläglicher muß er sich eigentlich darstellen.

Es war wohl zu fürchten, daß es ein solches Ende nehmen würde, versetzte Frau von Saillant mit der heiteren und nicht leicht zu trübenden Miene, welche für Mirabeau stets etwas besonders Tröstliches gehabt. Ich habe gleich Deinen Muth bewundert, mit dem Du hier in Aix ankamest, um in eine Versammlung von Männern einzutreten, die Deine natürlichen Gegner sind, und denen Dein ganzes bisheriges Leben und Wirken ins Gesicht geschlagen hat. Und nun hast Du es wirklich dahin gebracht, daß sie Dich hinausgeworfen haben? Aber es ist kalt, Gabriel. Begleite mich nach Hause und erzähle mir dort bei einer Tasse Chocolade den ganzen Hergang, der Dich betroffen hat.

Nein, liebe Caroline, ich danke Dir, versetzte Mirabeau. Einer, der von Adel und Geistlichkeit zur Thür hinausgeworfen werden, hat nicht Zeit, Chocolade zu trinken, sondern muß auf seine Genugthuung bedacht sein. Ich habe daher heut noch außerordentlich viel zu thun. So viel will ich Dir noch im Vorübergehen sagen, daß es mein ehemaliger Schwieger-

vater, der Marquis von Marignane, gewesen ist, der dort oben auf meine Ausschließung von der Versammlung angetragen hat. Er stand auf und entwickelte, daß ein Formfehler vorliege, durch welchen Graf Mirabeau verhindert werde, ferner Mitglied einer Versammlung zu bleiben, die sich neulich ausdrücklich zu einer Versammlung der Besitzer von Lehnsgütern erklärt habe und lediglich auf dieser Grundlage ihre Berathungen fortsetzen wolle. Da dies eine abgekartete Sache war, und man unter diesem feigen, einfältigen und gesetzwidrigen Vorwande meine Opposition aus dem Schooß der Versammlung los werden wollte, so war es natürlich, daß dieser Antrag des Herrn von Marignane einstimmig angenommen wurde, und mir blieb nichts übrig, als meinen Hut zu nehmen und den Saal zu verlassen. So bin ich nun glücklich hier vor der Thür angelangt, und schüttele hiermit den Staub des Adels von meinen Füßen. Für diese Herren von der Adels-Corporation soll damit eine gefährliche Wendung eintreten, denn sobald ich es aufgegeben habe, mich von meinem Stande zum Abgeordneten für die Versammlung der Reichsstände wählen zu lassen, gehöre ich ausschließlich dem Volke und dem dritten Stande an, und bin gewiß, daß er mich im Triumphe als seinen Repräsentanten in den Sitzungssaal zu Paris tragen wird, zu dessen Eröffnung nun bald der große Tag herangekommen ist!

Und warum faßtest Du nicht gleich den Entschluß, Gabriel? fragte Frau von Saillant, indem sie ihre geistvollen Blicke theilnahmsvoll auf dem bewegten Antlitz ihres Bruders ruhen ließ. Du hättest Dir damit hier in diesem altmodischen Nest, wo Alles von Vorurtheilen wimmelt und wo so viel persönliche Eingenommenheit gegen Dich herrscht, viele Unannehmlichkeiten ersparen können. Und auch mir einen großen

Schmerz. Denn Du weißt, daß ich aus treuer Liebe zu Dir, und nicht minder zu Emilie von Marignane, Deiner geschiedenen Gattin, nie aufgehört habe, an Euerer Wiedervereinigung zu arbeiten. Emilie liebt Dich noch, ihr ganzes Leben ist nur ein Bangen und Trauern um Dich, und seitdem Du hier in Aix in ihrer Nähe erschienen bist, sitzt sie draußen auf Schloß Marignane und träumt in ewigen Gedanken an Dich den Traum der ersten Liebe mit glühenden Wangen und verweinten Augen. Anfangs erfüllte mich Dein Erscheinen hier am Orte mit den glänzendsten Hoffnungen für meine Pläne. Nun aber ist Alles wieder schlimm, und schlimmer als bisher, geworden. Du hast durch Deine Opposition, mit der Du in diese Adelsversammlung der Provence getreten, den Zorn des alten Herrn von Marignane wieder auf das Heftigste gegen Dich aufgereizt. Du weißt, daß er die eigentliche Ursache Deiner Scheidung von Emilie geworden, als Du Dich damals in unverlöschter Liebe zu ihr mit der Gattin wiedervereinigen wolltest. Und jetzt, wo sein Widerstand endlich zu besiegen gewesen wäre, hat sich dieser neue Zankapfel der Wahlen zwischen Euch geworfen, und ich fürchte, ich habe abermals umsonst für Euer Glück gearbeitet.

Du bist immer eine liebenswürdige Träumerin gewesen, Caroline, erwiederte Mirabeau, die Hand seiner Schwester zärtlich streichelnd. Und Du weißt doch, daß ich von Deiner Güte, die mir Emilie von Marignane wieder zuführen will, jetzt weniger als je Gebrauch machen kann. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Männer handeln, entbehren, kämpfen und sich opfern sollen, wer denkt da an Freien und Heirathen, an alte und neue Frauen. Ich versichere Dich, Caroline, als ich den Entschluß faßte, hierher nach Aix zu kommen, dachte ich mit keiner Sylbe daran, daß

Schloß Marignane eine halbe Lieue von hier entfernt liege. Ich bin einfach der Einladung gefolgt, welche die Staats-Syndici erließen, und durch die alle Eigenthümer in der Provence, zu denen ich doch unserer Familiengüter wegen auch gehöre, zu der hier anberaumten Adelsversammlung einberufen wurden. Es handelt sich ja um die Wahlen, um die Wahlen zu den Reichsständen, mit denen Louis XVI. jetzt sein Heil versuchen will, nachdem er die schwache Krücke der Notabeln-Versammlungen wieder von sich werfen mußte.

Hättest Du mit Emilie von Marignane vereint bleiben können, erwiederte Frau von Saillant mit einem schmerzlichen Seufzer, so wärest Du auch Besitzer von Lehnsgütern in der Provence gewesen, und diese höchst fatale Unannehmlichkeit, daß man Dich aus der provençalischen Adelsversammlung ausschließt, hätte gar nicht vorkommen können. Ich bin überzeugt, daß meine theure Freundin Emilie in Verzweiflung gerathen wird über diese Nachricht.

Die Herren Lehnsvettern sind es ja von jeher gewesen, welche ihre Wiedervereinigung mit mir gehindert haben, entgegnete Mirabeau. Und was die Adelsversammlung anbetrifft, so bin ich froh, daß ich sie jetzt von meinen Schultern geschüttelt habe. Ich gestehe, daß ich es einen Augenblick lang für das Geeignetste hielt, mich im Stande des Adels zum Abgeordneten für die Reichsstände wählen zu lassen. Ich habe den Adel immer nur für den eigentlichen Anführer des Volks im Kampf um Freiheit und Recht gehalten. Denn so sehr ich auch das Volk und den dritten Stand liebe und seine Sache stets zu der meinigen machen werde, so finde ich doch auch Manches an ihm, was mich zurückstößt. Die Thorheiten dieses Standes haben mich oft verdrossen. Er ist ganz ohne

Plan und Licht, er ereifert sich oft mit der größten Wuth über kleine Dinge, in denen er Unrecht hat, und in den wichtigsten Sachen, in denen er Recht hat, giebt er mit einer feigherzigen Gemüthlichkeit nach. Aber seit einer Viertelstunde ist meine Stellung ganz und gar entschieden.

Inzwischen hatte sich plötzlich ein starker Schneefall erhoben. Das Wetter begann unangenehm zu werden, und da Mirabeau seinen Wagen, den er erst um die gewöhnliche Schlußzeit der Versammlung bestellt, noch nicht erwarten durfte, so schlug er seiner Schwester vor, mit ihm in einen dem Ständehause gegenüber gelegenen Tuchladen einzutreten, mit dessen Besitzer Mirabeau seiner Gewohnheit nach seit einiger Zeit Bekanntschaft geschlossen hatte.

Es schien auch der Frau von Saillant, obwohl sie anfangs einiges Bedenken zeigte, bequem, dort das sehr stürmisch werdende Unwetter so lange abzuwarten, bis ein Wagen herbeigeschafft sein würde.

Die vornehme Marquise von Saillant wird nun auch schon durch ihren Bruder, den demokratischen Grafen Mirabeau, encanaillirt, und muß mit ihm in einem Tuchladen unterstehen, sagte Mirabeau lachend, indem er sie an seinem Arm in das Magazin geleitete. Aber Du bist auch immer eine volksfreundliche Seele gewesen, meine Caroline. Schon im Hause unseres Vaters vereinigte mich die tiefste Sympathie mit Deinem edlen, heiteren Geist. Und ich glaube, Du hast mich immer geliebt, wie und wo mich auch mein Schicksal seitdem umhergestoßen haben mag. Deinen Briefen, Deinem Rath verdanke ich so manche Aufrichtung in schwerer Stunde. Nicht wahr, ich werde auch ferner auf Dich rechnen können, wenn ich jetzt mit dem Volke in den großen und unberechnenbaren Kampf ziehe?

Frau von Saillant drückte ihm mit zärtlicher Innigkeit die Hand. Sie begaben sich in den Hintergrund des Tuchladens, da am Eingang desselben wegen des heftig hereinwehenden Schnees nicht auszudauern war. Der Besitzer des Magazins, der in einem an den Laden stoßenden kleinen Zimmer mit seiner Familie zu Mittag aß, hatte das Eintreten der Fremden noch nicht bemerkt, und Mirabeau wollte seinem Freunde Le Tellier, mit dem er sonst im Vorbeigehen schon manches vernünftige Wort über den Stand der Wahlen gewechselt, keine Störung verursachen.

Indem sie miteinander durch das kleine, dürftig ausgestattete Gewölbe, das keinen sehr blühenden Verkehr in sich zu tragen schien, auf und nieder schritten, begann Frau von Saillant von Neuem das Thema zu berühren, das ihr unaufhörlich am Herzen zu liegen schien. Sie erzählte von dem tiefen Seelenleiden ihrer Freundin Emilie, die, seitdem sie sich von Mirabeau getrennt habe, ihres Lebens nicht mehr froh geworden sei, und nur noch in der Beschäftigung mit Mirabeau und seinem Andenken ihre Tage schmerzlich selig hinfriste. Oft komme sie zu ihr von Marignane hereingefahren, um mit ihr über Mirabeau zu sprechen und eine neue Briefzeile, die vielleicht von ihm angekommen sei, mit ihren Lippen und ihren Thränen bedecken zu dürfen. Auch heut werde Emilie sicherlich kommen. Dies pflege dann zwischen sechs und sieben Uhr Abends zu sein. Frau von Saillant deutete leise und mit bewegter Stimme die Bitte an, daß Mirabeau ihr doch heut um dieselbe Zeit seinen Besuch schenken möchte.

Nein, liebe Caroline, erwiederte Mirabeau ernst, laß uns davon nicht weiter reden. Was einmal getrennt war, muß sich nicht wieder zusammenfügen

wollen. Es sind dann doch keine frischen und festen Organe mehr da, mit denen man sich finden und halten kann. Was hätte ich vor sechs Jahren darum gegeben, wenn Frau von Mirabeau, nachdem die lettres de cachet meines Vaters mich von ihr gerissen, sich verzeihend und mit neuem Herzen wieder zu mir geneigt hätte. Mir lag an ihr, auch um deswillen, weil ich manches Unrecht an ihr wieder gut machen wollte. Aber der Marquis, ihr Herr Vater, und die lehngutbesitzende Sippschaft insgesammt, erlangten das Uebergewicht über alle ihre Herzensentschlüsse, und Emilie trat sogar feindlich gegen mich auf. Seitdem ist sie nur ein Relief von Stein an dem Aschenkrug meiner Erinnerungen geworden. Wer kann wieder zum Leben erwärmen, was Stein geworden ist? Und seltsam, daß ihre Gestalt jetzt gerade an dem Hauptscheidewege meines Daseins sich wieder vor mir aufstellen will! Will sie mich mit ihren Lehnsgütern hinweglocken von der hohen und großen Bahn, auf die mich mein Schicksal jetzt unwiderstehlich hinanzieht? Nein, dies feudale Liebchen küsse ich nicht mehr. Mag sie weinen um mich, denn jetzt gehe ich ihr erst verloren. Meine rechtmäßige Gemahlin ist das Volk, mit dem ich mich nun durch den heiligsten und feierlichsten Act der Welt trauen lassen werde. Denn ich werde mich von dem Volke wählen lassen.

Könnte in der That ein solches Verhältniß, wie es Dich mit einer gewissen Frau von Nehra verbinden soll, stark genug sein, um Dich einer Emilie, die so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit, die Geist, Rang und Reichthum besitzt, für immer abwendig zu machen? fragte Frau von Saillant. Mein theurer Bruder, ich kenne Deine Frau von Nehra nicht, ich habe sie nie gesehen, aber ich setze voraus, daß alles Gute wahr

ist, was Du mir in Deinen Briefen von ihr erzählt hast. Personen dieser Art haben aber immer ihren Moment, wo die Männer mit ihnen fertig werden. Ein solches Mädchen, und wenn sie eine Göttin selbst wäre, ist auf diese Weise zuletzt doch nichts mehr und nichts weniger, als eine Grisette. Der Bund mit der Gattin ist aber die Allianz der ebenbürtigen Geister, die sich gegenseitig ihr Glück garantirt haben!

Nein, meine gelehrte und geistreiche Schwester, erwiederte Mirabeau lebhaft, nein, da bist Du in einem entschiedenen Irrthum befangen. Caroline, Du hast in Deinem Leben viel gedacht, Du bist im Kloster fast wie eine Gelehrte erzogen worden und verstehst sogar Latein*), Du magst auch Deinen verstorbenen Mann hinlänglich lieb gehabt haben, aber die Tiefe einer freien und fessellosen Liebe konntest Du in allen diesen Verhältnissen nicht ergründen lernen. Diese Frau von Nehra, diese Henriette, ist ein unveräußerlicher Bestandtheil meines Selbst, ja sie ist der bessere und ewigere Zusammenhang meines Wesens geworden. Sie liebt mich nicht nur, sondern sie dient mir auch; sie dient mir nicht nur, sondern sie beherrscht mich auch. Sie ist mein Freund und Bruder, denn wir schlagen uns zusammen ritterlich durch die ganze Welt, sie ist mein Agent, denn sie besorgt mir alle meine Geschäfte, sie rennt für mich, wohin es auch sein mag, mit der wunderbaren Schnelligkeit eines Rehs und mit der biedern Treue eines Pudels. Von London reiste sie allein und fast krank über das Meer nach Paris, um die Kabinets-Ordre, die mich noch immer zur Verfügung meines Vaters gestellt, beim Ministerium zur Aufhebung zu bringen, und es gelang ihr. Als ich vor zwei Jahren von Berlin nach Paris

*) Montigny Mémoires I. 270.

zurückkehrte, mußte ich die liebe Freundin in der preußischen Hauptstadt zurücklassen, weil ein heftiges Brustleiden sich von Neuem bei ihr entwickelt hatte, aber ich wußte gleich, daß mir das kein Glück bedeuten würde und daß ich ohne ihren Genius an meiner Seite nur auf neue Beschwerden und Ungemach in Paris zu rechnen hätte. Und so geschah es. Ich hatte es gefühlt, daß meine politische Wirksamkeit in Berlin zuletzt für mich unwürdig zu werden anfing, und glaubte, daß man mich in Paris endlich für eine solche Rolle belohnen würde, die dem Gouvernement doch jedenfalls manche nützliche Erkenntniß verschafft. Ich glaubte auf die Stelle des Secretairs bei der bald zu eröffnenden Notabeln Versammlung Anspruch erheben zu können. Aber man lohnte mich auf die erbärmlichste Weise ab, denn man hatte nie die Absicht gehabt, mir gerecht zu werden. Die Notabeln Versammlung hatte sich nicht bewährt, sie hatte nicht den Muth finden können, in den finanziellen Sturz des Landes mit einer starken politischen Hand einzugreifen. Calonne verliert sein Portefeuille und tänzelt auf die Flucht von dannen, weil seine Gläubiger ihm zugleich auf den Hacken sitzen. Nun bekommen wir gar einen Geistlichen, den Erzbischof von Toulouse, Herrn Loménie de Brienne, zum Finanzminister, einen Mann, der einigen Antheil an den philosophischen Ideen des Jahrhunderts hat, der aber doch aus seinen Ideen keine Francs und aus seinen halb vergessenen Kirchenliedern keine Sous schlagen kann. Da lasse ich meine kühne und alle Masken abreißende Schrift über die Agiotage, mit Winken für die Notabeln-Versammlung*), erscheinen, um zugleich einem neuen Ministerium Necker, das ich mehr als den Teufel fürchtete, Thür und Thor

*) Dénonciation de l'agiotage, au roi et aux notables.

bei der öffentlichen Meinung zu verschließen. Aber meine Schrift ist so stark gerathen, daß das Gouvernement meine persönliche Sicherheit bedroht, und eine neue lettre de cachet, die siebzehnte meines Lebens, hinter mir herjagt. Ich ergreife die Flucht und begebe mich nach Tongres, wo ich mich einstweilen verberge. Wer aber gelangt zu mir als mein Retter und Helfer? Es ist meine Freundin Henriette, die auf die erste Nachricht, welche ich ihr gegeben, aus ihrem Krankenbett in Berlin entsteigt, sich plötzlich wieder für gesund und stark erklärt und mir die Dienste ihrer Liebe anbietet. Sie eilt ohne Rast von Tongres nach Paris, sie nistet sich wieder im Vorzimmer des Ministers von Breteuil ein, sie nimmt alle möglichen Leute für mich in Anspruch, und wankt und weicht nicht eher mit ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, als bis sie die lettre de cachet gegen mich rückgängig gemacht und mich wieder aus meinem Exil erlöst hat! Und in diesem Augenblick nimmt sie unermüdlich alle meine Angelegenheiten in Paris wahr, indeß ich mich hier bemühte, den provençalischen Adel demokratisch zu machen und mich von ihm zum Saal hinauswerfen zu lassen.

In diesem Augenblick trat der Besitzer des Tuchladens, Herr Le Tellier, in das Magazin, um den Grafen Mirabeau, dessen Stimme er jetzt vernommen hatte, zu begrüßen. Es war ein kleiner beweglicher Mann, mit den dunkeln pfiffigen Augen des Provençalen, der aber in seinem Aussehen alle Anzeichen verkümmerter Verhältnisse an sich trug.

Wir haben Euch wohl durch unsere laute Unterhaltung in Eurem Familien-Diner gestört, Meister Le Tellier? fragte Mirabeau, seinen ehrfurchtsvollen Gruß freundlich erwiedernd. Wir nehmen die Gastfreund-

schaft in Eurem Laden in Anspruch, bis das Schneegestöber aufgehört hat.

Mit dem Diner sieht es nicht sonderlich bei uns aus, erwiederte Herr Le Tellier mit trauriger Stimme. Fünf Kinder und keine Einnahmen im Geschäft, da könnte man mich eben so gut Monsieur Deficit nennen, als man in Paris die schöne Königin Marie Antoinette jetzt als Madame Deficit feiert.

Die Pariser sind witzig in ihrem Elend, erwiederte Mirabeau lachend, aber man zeigt sich in Paris wenigstens bemüht, neues Brot zu backen, und die Eröffnung der großen Bäckerei, die unter der Firma der Reichsstände arbeiten wird, ist vor der Thür. Da müßt Ihr Euch tüchtig vertreten lassen, Ihr Herren des dritten Standes, denn wenn diese Arbeit gelingt, soll in Frankreich hinfort Keiner mehr um sein Diner besorgt sein, und wenn er auch noch einmal so viel Kinder an seinem Tische hätte, als hier mein Freund Deficit.

Wir rechnen hier in der Provence auf den Grafen Mirabeau, versetzte der Inhaber des Tuchmagazins. Zwar hat es uns leid gethan, daß Ihr da drüben mit dem Adel und Clerus tagt, da die Absichten dieser privilegirten Herren offenkundig dahin gehen, dem Volke schon bei den Wahlen seinen Platz streitig zu machen und es nicht in der gehörigen Anzahl in der neuen Reichsversammlung zuzulassen. Ihr seid freilich selbst ein vornehmer Herr, aber man rühmt Euch doch immer nach, daß Ihr es mit dem Volke haltet, und daß Euer Herz nicht aus demselben zähen Pergament ist, wie Euer Adelstitel.

Nein, darauf könnt Ihr, Du und Deine Freunde, Euch heilig verlassen, rief Mirabeau mit einer feierlichen Gebärde. Und wenn ich jener Versammlung in dem Ständehause da drüben beiwohnte, so geschah es nur, um im Interesse des dritten Standes und

seiner unveräußerlichen Rechte gegen die Beschlüsse dieser Clique mich aufzulehnen. Denn was wollen diese Leute? Sie wollen die Verordnung des Königs umstoßen, der mit richtiger und taktvoller Erkenntniß der Situation in seinem Reglement angeordnet hat, daß der dritte Stand seine Deputirten zu der Reichsversammlung in gleich starker Zahl abordnen solle, wie die beiden andern Stände, Adel und Geistlichkeit, zusammen genommen. Darum trat ich in ihre Mitte, um sie aus ihrem eigenen Stande heraus ein freies Wort des erwachenden Volksgeistes hören zu lassen. Es ist aber noch leichter, tauben Ohren als bösen Herzen zu predigen. Ich ließ sie endlich die Gerte meines Zornes empfinden, und da ich sie bei ihrer Gerechtigkeit und Klugheit nicht fassen konnte, suchte ich ihnen Furcht und Schrecken in die Adern zu treiben. Aber der Stand ist diesen Leuten Alles, und sie würden selbst gegen den Himmel protestiren, wenn sie dort nicht nach Ständen selig werden können. So werden sie jetzt auch den Beschluß fassen, gegen jenes treffliche und wahrhaft volksfreundliche Reglement des Königs einen Protest auszudrücken, und damit sie sich durch mich nicht länger darin gestört sehen, haben sie mir heut einfach die Thür gewiesen und den Grafen Mirabeau an die Luft gesetzt. So seht Ihr mich nun hier, Meister Le Tellier, in Eurem Tuchladen. Ausgestoßen von meinem eigenen Stande, muß ich mich jetzt nach etwas Besserem umsehen, und beneide Euch wahrlich darum, daß Ihr hier ein so hübsches Geschäft habt und einem Magazin vorsteht. Ein solches Geschäft muß sehr angenehm zu halten sein, man weiß doch, warum man lebt und sieht die Resultate vor sich, wenn man jeden Tag so und so viel Ellen Tuch ausgeschnitten hat. Wollt Ihr mich zu Euerem Compagnon in diesem Geschäft annehmen, Herr Le Tellier?

Das würde Euch sehr theuer zu stehen kommen, Herr Graf, entgegnete Le Tellier mit einer schlauen Miene. Da müßtet Ihr einige Capitalien hineinstecken, wenn wieder etwas aus dem Magazin werden soll. Ihr werdet schon längst bemerkt haben, wie traurig und verlassen es hier aussieht, die Vorräthe sind nicht mehr recht vollständig, und wenn Ihr meine Ballen öffnet, werdet Ihr finden, daß wir die feineren und kostbareren Tuche kaum noch führen. Mein Gott, der Absatz ist schlecht gewesen, unsere Provinz verarmt, und es fehlt an Mitteln, um zur rechten Zeit die Einkäufe zu machen.

So trete ich vom heutigen Tage als Compagnon in Euer Geschäft, Meister Le Tellier, sagte Mirabeau, indem er ihm ganz ernsthaft die Hand reichte. Ueber meine Einlagen werden wir uns binnen Kurzem verständigen. Doch zahle ich heut gleich tausend Francs baar, um eine neue Laden-Einrichtung zu bestreiten. Denn etwas besser muß sich unser Geschäft künftig auch von außen darstellen, mein lieber Freund Le Tellier. Jetzt kommt die Zeit, wo Alles erneuert, alle Kisten und Kasten revidirt, alle Aushängeschilder abgeputzt, alle Firmen nachgesehen und berichtigt werden müssen. Auch unsere Firma müssen wir ändern, Freund. Aber nehmt zuerst das Geld.

Mirabeau zog sein Portefeuille heraus, suchte aber lange in demselben nach und schien dann in einiger Verlegenheit bei sich nachzusinnen. Frau von Saillant bemerkte lächelnd diese Pause, die bei Mirabeau eintrat, und reichte ihm dann, ohne die Aufforderung abzuwarten, deren sie sich in solchen Fällen von ihrem Bruder zu versehen pflegte, ihre mit Goldstücken gefüllte Börse dar.

Nachdem sich Mirabeau derselben ohne Weiteres bedient und dem ihn zweifelhaft anblickenden Le Tel-

lier die verheißene Summe eingehändigt hatte, sagte er zu ihm: Unsere neue Firma soll „Graf Mirabeau und Le Tellier“ heißen. Ehe wir diese aber in einer schönen glänzenden Tafel aufstellen lassen, wollen wir heut ein Interims-Placat anbringen, das aber auf der Stelle vor der Thür angeheftet werden muß. Habt Ihr vielleicht noch ein schwarzes Brett oder etwas Aehnliches, worauf man mit Kreide einige gut in die Augen fallende Worte setzen könnte?

Le Tellier, der zu begreifen schien, um was es sich handeln mochte, nickte ihm freudig zu, und beeilte sich, aus einem Winkel des Magazins eine solche Tafel nebst einem Stück Kreide herbeizuholen.

Mirabeau nahm die Kreide und schrieb mit großen Buchstaben auf die Tafel: „Hier verkauft Graf Mirabeau Tuch, um alle Stände neu einzukleiden.“

Diese Tafel wollen wir draußen auf einer Stange unmittelbar vor dem Laden befestigen, sagte er dann, damit sie allen Vorübergehenden gleich in die Augen falle.

Le Tellier jauchzte vor Vergnügen über diesen kostbaren Streich, wie er es nannte, laut auf und sprang mit der ihm eigenen Beweglichkeit nach allen Seiten umher, um Alles, was zu der Ausführung dieses Auftrages nöthig war, sofort herbeizuschaffen. In einigen Minuten wurde vor der Thür eine Stange aufgerichtet, an welcher die Tafel mit der auffallenden Inschrift festgenagelt wurde.

Das ist über alle Maaßen vortrefflich, Herr Graf, jubelte Le Tellier unaufhörlich. Wenn nun die Herren Grafen und Barone aus dem Ständehause hier vorbeikommen, werden sie die Inschrift lesen, und vor Schrecken darüber mit allen ihren Stammbäumen wackeln, sodaß wir uns vor Lachen den Bauch werden halten müssen. Sie werden gleich verstehen, was das

heißen soll, von Mirabeau neu eingekleidet zu werden. Denn die Tuchjacke, die ihnen Graf Mirabeau anzieht, wird ihnen etwas eng schließen, und wird von der Volksjacke nicht mehr sehr verschieden sein, nicht wahr, Herr Graf?

Du bist ein ganz ausgezeichneter Compagnon, entgegnete Mirabeau, ihm gemüthlich auf die Schulter klopfend. Du weißt ganz genau, worauf es ankommt, und wir werden gewiß gute Geschäfte zusammen machen. Allerdings wird es sich zunächst um eine Tuchjacke handeln, die für alle Stände gleich und aus demselben Stoff zugeschnitten werden soll. Und diese Jacke wird zunächst nur aus grobem Tuch bestehen können, denn Mirabeau und Le Tellier werden ja fürerst gar keine andere Sorte auf ihrem Lager haben. Das grobe Tuch ist aber zu Anfang gut, denn zuerst werden doch die höhern Stände, welche die eigentlichen Uebelthäter sind, lernen müssen, wie es thut, die harte Volksjacke auf dem Leibe zu tragen. Machen wir aber dann erst flotte Geschäfte, mein lieber Compagnon, so schaffen wir uns auch nicht minder die feinsten und kostbarsten Stoffe an, denn das Volk soll dann auch empfinden, was es heißt, ein feines und zartes Tuch auf seinem vielgequälten und wunden Leibe zu tragen. Dann machen wir alle Menschen gleich fein, nachdem wir erst alle gleich grob gemacht haben. Was meint der Herr Compagnon dazu? —

Die Marquise von Saillant mahnte aber jetzt an den Aufbruch, da ihr die fortgesetzte Unterhaltung im Tuchladen nicht mehr behaglich zu sein schien, und draußen das Schneegestöber soeben einem bessern, fast sonnenklar werdenden Wetter gewichen war. Mirabeau bot ihr seinen Arm, und sagte beim Weggehen zu Le Tellier: Verkündigt allen Euren Freunden,

und ich weiß, Ihr habt deren sehr viele in den Cafés und Estaminets von Aix, daß ich Mitbesitzer Eures Tuchladens geworden bin. Wer von den Herren aus dem Volke hier bei uns kaufen will, soll zwanzig Procent auf die Waare gutgerechnet bekommen. Bald wird das Volk noch bei weitem mehr Prozente auf sich selbst herausbekommen, denn wie lange wird es dauern, so ist es das gewinnbringendste Geschäft, Volk zu sein. Sagt aber Euren Freunden auch, daß ich hier im Geschäft alle Morgen von zwölf bis zwei Uhr anwesend sein werde. Wer dann kommt, dem will ich gern Rede stehn über jede Geschäftsfrage, die er nur irgend an mich zu richten haben wird. —

Als Mirabeau seine Schwester eben zu dem Magazin hinausführen wollte, erblickte er draußen auf der Straße verschiedene Personen, die im Vorübergehen vor dem Laden stillstanden und bereits die an der Tafel ausgestellte Inschrift mit der größten Verwunderung zu lesen schienen.

Wir wollen uns noch einen Augenblick an diesen Gesichtern belustigen, sagte Mirabeau leise, indem er mit Frau von Saillant wieder in den Laden zurücktrat. Das sind ja schon meine ehemaligen Kollegen aus der Adelsversammlung. Die Sitzung ist aus, und einige schlendern hier vorbei, wo ihnen meine Inschrift wie Gift in alle ihre Eingeweide fährt. Sie versuchen zu lachen und zu spötteln, aber eigentlich schüttelt sie doch das Fieber dabei. Die edlen und hohen Herren haben nun gewiß ihren Protest gegen das großsinnige Wahlreglement des Königs beschlossen, und kommen, stolz auf die alten Privilegien des provençalischen Adels, heruntergeschritten. Und sieh, da kommt auch mein würdiger Schwiegervater, der Marquis von Marignane, heran. Eben als er in seine stolze, mit dem prächtigen Wappen-

schild gezierte Carosse steigen wollte, hat er den Auflauf vor dem kleinen Tuchladen gesehn, und hat nun auch die Herablassung, von einer Tagesneuigkeit in Aix Notiz zu nehmen. Ihm folgt sogar der pomphafte Erzbischof von Aix, Herr von Boisgelin, und setzt mit seinem unverwüstlichen Wohlbehagen seine Brille auf, um die Tafel zu lesen. —

In diesem Augenblick bemerkte Mirabeau auch seinen Wagen, der um die gewöhnliche Zeit, wo der Schluß der Sitzungen stattfinden sollte, ihn abzuholen kam. Mirabeau winkte seinen Bedienten herbei, und bedeutete ihn, den Wagen vor dem Tuchmagazin vorfahren zu lassen. —

Jetzt ist es Zeit, daß wir einsteigen, sagte Mirabeau, indem er seine Schwester zum Wagen geleitete, und sie mitten durch die Gruppe der vor der Thür umherstehenden Personen führte. Frau von Saillant war tief erröthet, da die Begegnung mit mehreren Bekannten ihres Kreises, an denen sie bei dieser Gelegenheit vorüberschreiten mußte, sie in die größte Verlegenheit zu setzen schien.

Auch der Marquis von Marignane stand noch in einer lebhaften Unterhaltung mit dem Erzbischof von Boisgelin an derselben Stelle, und konnten vor Verwunderung, nicht blos den Grafen Mirabeau, sondern auch dessen Schwester plötzlich vor sich zu erblicken, kaum zur Darbringung eines Grußes für die letztere gelangen. Indeß siegte jetzt die chevalereske Höflichkeit über sein Erstaunen, während Mirabeau, ohne seinen Hut zu lüften und irgend Einem der Umherstehenden die geringste Beachtung zu schenken, mit einer seiner souverainsten Mienen an ihnen vorüberging. *)

Der vielbestrittene Tuchladen Mirabeau's in Aix wird jeden-

II.

Brot und Fleisch.

Mirabeau befand sich an der Table d'hôte des Hôtels, in welchem er in Aix wohnte, und an der in dieser Zeit die Zahl der Besucher, die durch die Anwesenheit Mirabeau's herbeigezogen wurden, sich auf eine so außerordentliche Weise vermehrt hatte, daß zu dem gewöhnlichen Speisesaal noch mehrere andere Zimmer hatten geöffnet werden müssen. Vor den Thüren des Hôtels aber stand gewöhnlich um diese Zeit eine bewegte Volksmenge versammelt, die nur auf den Augenblick wartete, wo Graf Mirabeau herauszutreten pflegte und sich mit einigen Zurufen und Erkundigungen, die er nie an sie zu richten unterließ, nicht selten auch mit einer förmlichen Anrede, ihnen zuwandte.

Graf Mirabeau war in Aix, wie auch in den benachbarten Städten der Provence, namentlich in Marseille, wo er hin und wieder einen Tag zuzubringen pflegte, bereits der gefeierte Liebling des Volks geworden. Sein Einfluß und seine Beliebtheit waren in den mittleren und untern Volkskreisen in dem Maaße gestiegen, als er mit den höheren Klassen

---

falls seinen Theil historischer Wahrheit soweit behaupten können, als ihm in dieser Darstellung eingeräumt worden ist. Chateaubriand (Mémoires d'outre tombe II. 33.) die Mémoires de Condorcet (II. 318.) und die Anecdotes du règne de Louis XVI. (VI. 267.) geben selbst die genauesten Einzelnheiten über dies Tuchgeschäft Mirabeau's an, wonach er täglich für mehr als 800 Louisd'or Tuch ausgeschnitten und am ersten Tage sogar für 15000 Frcs. Waare abgesetzt habe. Dies mag allerdings ebenso sehr ins Reich der Fabeln gehören, als die Bezweiflung und Lächerlichmachung des Factums selbst, worauf Montigny und Andere sich förmlich versessen haben, durchaus ohne haltbare Gründe versucht worden ist.

und seinen nächsten Standesgenossen in ein mehr und mehr offenes Zerwürfniß getreten war, und sich zum Gegenstand ihrer immer gehässiger werdenden Verfolgungen gemacht hatte. Sein Rath und sein Zuspruch wurden bei allen Gelegenheiten vom Volke eingeholt, man klagte ihm Noth und Verlegenheit aller Art, und Mirabeau wohnte jetzt nicht nur allen Bürgerversammlungen bei, in denen über die bevorstehenden Wahlen berathschlagt wurde, sondern er ging auch in die Häuser der armen Leute, mit denen er auf eine sich ebenso gleichstellende als hülfreiche Weise zu verkehren wußte.

Heut hatten sich an der Table d'hôte verschiedene Gerüchte aus Marseille verbreitet, die von einem dort ausgebrochenen Volksaufstand, veranlaßt durch die steigende Theuerung in den nothwendigsten Nahrungsmitteln, erzählten. Einige Personen hatten auch auf eine bedenkliche Gährung hingedeutet, die in einem gewissen Stadttheil von Aix, der vorzugsweise von der ärmsten und leidendsten Volksklasse bewohnt wurde, seit Kurzem bemerkbar geworden sei und vielleicht mit den in Marseille entstandenen Unruhen in einem Zusammenhang stehe.

Als Mirabeau das vernahm, begab er sich vor die Thür hinaus, wo er in der umherstehenden Volksmenge einige Leute aus jenem Quartier, die ihm persönlich sehr wohl bekannt waren, bemerkt hatte. Er wurde draußen mit einem jubelnden Zuruf und mit unzähligen: Es lebe Graf Mirabeau! empfangen, und wollte sich eben mit einigen Arbeitern, die ihm längst verdächtig erschienen waren, in ein näheres Gespräch einlassen, als der helle Ton einer Extrapost, welcher die Straße herunter erklang, ihn auf eine eigenthümlich gemahnende Weise aufmerksam machte.

Der Wagen kam mit großer Eile herangefahren

und machte sich durch die vor dem Hôtel angesammelte Menge Bahn, indem er dann vor der Thür des Gasthauses und in der unmittelbaren Nähe Mirabeau's stillhielt. Mirabeau hörte jetzt seinen Namen mit einer leisen aber wohlbekannten Stimme rufen, und war äußerst überrascht, als er jetzt im Innern der Extrapost Frau von Nehra erblickte, welche ihm ihre Arme entgegenstreckte, um von ihm bewillkommt und aus dem Wagen gehoben zu werden.

Mirabeau begrüßte sie herzlich, obwohl mit dem etwas beklommenen Gefühl, daß ihrer unerwarteten und in keiner Art verabredeten Ankunft in Aix irgend etwas Unwillkommenes oder Schlimmes zum Grunde liegen könne. Dann geleitete er sie an seinem Arm eiligst in das Hôtel, um sie in seine Zimmer hinaufzuführen, während die Freunde und Verehrer Mirabeau's auf der Straße mit höchst verwunderten Gesichtern zurückblieben.

Diese schöne Dame wird seine Frau sein, die ihm aus Paris nachgelaufen kommt, sagte ein Arbeiter mit einem pfiffigen Ausdruck. Und dazu werden wir ihm heut Abend ein Ständchen bringen, nicht wahr, Meister Le Tellier?

Wenn Ihr Eure Seide so schlecht wickelt, als diese Ahnung, die Euch beschleichen will, schlecht und schief gewickelt ist, so wird man Euch bald aus der Fabrik weisen, erwiederte Herr Le Tellier, der seit einiger Zeit überall bemerkt wurde, wo nur irgend eine Ansammlung der untern Volksklassen auf den Straßen von Aix oder in gewissen Häusern und Localen stattfand. Graf Mirabeau, fügte er mit gewichtiger Sicherheit hinzu, hat gar keine Frau, außer einer geschiedenen, die hier auf Schloß Marignane wohnt, und der wir nächstens, mit allen unsern Freunden, einen recht schönen Besuch abstatten wollen.

Wie meint Ihr das, Meister Le Tellier? fragten Mehrere, die ihn mit lauernden und geheimnißvollen Mienen umringten. Ja, ja, Ihr habt Recht, bald wird die Zeit kommen, wo wir gegen die stolzen Schlösser der Umgegend losgehn, denn da kann man sich doch noch besser ankleiden, als in Eurem Tuchladen, aus dem sich jetzt Mancher von uns für Rechnung des Grafen Mirabeau ein Paar neue Hosen geholt hat.

Wenn ich Euch zu einer Wallfahrt nach Schloß Marignane auffordern werde, Freunde, rief Le Tellier lächelnd, so wird es sich für's Erste noch um keinen Sturm auf das alte Schloß handeln, sondern wir wollen blos in Masse hinziehn, und uns die schöne und stolze Gräfin von Mirabeau auf den Altan des Schlosses herausrufen. Erscheint sie dann, wie nicht anders zu erwarten steht, in Todesängsten vor uns, so wollen wir Schmach und Schande über sie rufen, daß sie sich gegen einen Mann, wie den Grafen Mirabeau, der ein Wohlthäter des Volkes und ein Erretter Frankreichs ist, so abscheulich vergehen konnte. Wir werden sie vor uns niederknieen lassen, und sie soll uns mit einem heiligen Eid geloben, daß sie ihn fußfällig um Verzeihung bitten, und ihm alle ihre Güter, die sie jetzt besitzt, und die sie ihm durch die Scheidung entzogen hat, freiwillig herausgeben soll. Zu dieser festlichen Ceremonie sollt Ihr auch ganz neue Jacken aus dem Tuchladen von Mirabeau und Le Tellier haben.

Eine brüllende Freude wurde bei diesen Worten unter dem Trupp laut, der dann, mit seinem Anführer Le Tellier an der Spitze, sich in eine Nebengasse verlor.

Inzwischen hatte Mirabeau, nachdem die ersten zärtlichen Begrüßungen mit Frau von Nehra beendet

waren, den Zweck der Reise, welche sie so plötzlich und ganz allein zu ihm unternommen, zu erforschen gesucht.

Es sind in Paris neue Intriguen gegen Dich im Werke, erzählte Henriette in athemloser Hast. Man fürchtet die Rolle, die Du hier in der Provence zu spielen angefangen, und über welche die übertriebensten Berichte beim Ministerium sowohl wie am Hofe vorliegen sollen. Ich hörte von den unterrichtetsten Leuten, daß das Gouvernement Alles daran setzen will, Deine Wahl zum Deputirten für die Nationalversammlung zu verhindern. Chamfort, der Alles erfährt, hat richtig herausgebracht, daß man Deine Geheime Geschichte des Berliner Hofes zu einer peinlichen Anklage gegen Deine Person benutzen will oder bereits benutzt hat, um Dir dann als einem Verurtheilten und Bestraften die Fähigkeit zu benehmen, Dich hier in der Provence wählen zu lassen. Da glaubte ich zu Dir hereilen zu müssen, mein Freund, um Dir diese drohende Gefahr anzuzeigen. Willst Du mich nicht haben, so kehre ich heute gleich wieder nach Paris zurück, denn ich bin jetzt ungemein rüstig und meine Brust geht wieder ganz gesund. Du sollst mir aber nur sagen, welche Wege ich in dieser Sache einschlagen soll, denn geschehen muß etwas, und zwar sogleich, aber ich wagte ohne Deine Zustimmung nichts zu unternehmen.

Mirabeau ging mit stürmischen Schritten im Zimmer auf und nieder. Auf seiner Stirn lagerte ein gewaltiger Zorn, der wie eine flammende Wetterwolke sein Haupt umschwebte.

Also zu einer Untersuchung wollen mich diese Schufte jetzt ziehen lassen, rief er mit seinem heftigsten Ton, und zwar wegen eines Buches, das gar kein Buch von mir ist, und welches das Ministerium durch

seine Agenten hat zusammen stoppeln, und aus den Depeschen, welche ich damals aus Berlin an Vergennes und Calonne geschrieben, hat zum Druck herrichten lassen, ohne daß ich gefragt und benachrichtigt worden wäre? Und noch mehr, diese spitzbübischen Intriguanten haben mir meine Depeschen verfälscht, indem sie Stellen gegen den jetzigen König von Preußen hineingesetzt haben, die gar nicht von meiner Hand herrühren, und die im höchsten Grade beleidigend für diesen Monarchen sind. Ich ließ dies damals hingehen, weil mir die Sache ziemlich gleichgültig war, und weil diese Berichte über den preußischen Hof für mich wie ein Paar abgelegte Beinkleider waren, die man sich nicht mehr vor Gesicht kommen läßt. Ich hätte gleich wittern können, daß es auf mich abgesehen war, und daß man mir damit eine Falle bauen wollte, in der man sich bei Gelegenheit einmal den Mirabeau einfangen zu können dachte. Und wie ist man denn in der Sache eigentlich zu Werke gegangen? Was hast Du gehört?

Die Staatsanwaltschaft hat das Buch dem Parlament von Paris förmlich denuncirt, sagte Henriette, indem ihre schönen ehrlichen Augen von dem glühendsten Eifer für den Freund funkelten. Die Anklage lautet auf eine Verletzung des Völkerrechts und auf eine, wie es ausgedrückt sein soll, den französischen Adel entehrende Beleidigung der erhabensten Personen eines befreundeten Hofes.

Das sind sehr gut ausgedachte Redensarten, rief Mirabeau, mit dem Fuße stampfend, und solche Fußangeln glaubt man mir, den man damals mit einer Besoldung des Königs nach Berlin geschickt hat, legen zu können! Wenn man aber etwa behaupten wollte, daß der König Friedrich Wilhelm oder der Prinz Heinrich von Preußen eine Beschwerde gegen mich am

französischen Hofe eingereicht hätten, so ist dies geradezu eine Lüge! Unser alter Freund Noldé, der noch immer in Berlin verweilt und aus den besten Quellen schöpft, schrieb mir erst neulich, daß man sich dort am Hofe mit ziemlicher Gelassenheit in Alles gefunden habe, was die Geheime Geschichte des Berliner Hofes Verletzendes über jene Herren gebracht. Es ist also eine rein französische Hof-Intrigue, die gegen mich losgelassen werden soll, und die ohne Zweifel von diesem provençalischen Adel hier angeschürt worden.

Das mag sein, erwiederte Henriette, aber ich muß Dir zugleich sagen, mein geliebter Freund, daß es die Königin Marie Antoinette ist, die sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders als Deine Gegnerin erwiesen haben soll. Sie hat, wie mir der Herzog von Lauzun erzählte, jetzt mit allen Deinen Feinden in Paris gemeinschaftliche Sache gemacht, um Deine Wahl zum Abgeordneten zu verhindern. Man nennt Dich am Hofe von Versailles jetzt immer nur den „plebejischen Grafen,“ und das ist doch ganz abscheulich, Mirabeau! Es muß dagegen etwas gethan werden, und wir Alle, die wir in Paris zu Dir gehören, verlangen von Dir nur ein einziges Wort, um zu wissen, wie Du die Sache ansiehst, und danach zu handeln.

Meine Herren Ritter aus der Provence haben also hinter die Königin zu kommen gewußt, sagte Mirabeau. Denn den Ehrentitel des plebejischen Grafen habe ich mir wohl hier erst in der Provence ganz vollständig verdient. Dieser Titel ist gut, denn er zeigt die Wege an, die mir das Schicksal in der nächsten Zeit zu wandeln befiehlt. Mein Umgang mit dem Pöbel von Aix und Marseille hat also seinen scharfen Geruch schon bis in die Gemächer der Königin verbreitet, und alle ihre Parfüms sind dadurch der armen Marie Antoinette sicherlich übertäubt wor-

den. Mein Gott, der Umgang mit dem Pöbel ist doch nicht schlimmer, als der mit den Hofleuten. Die Herren aus dem Pöbel sind doch einmal die Gladiatoren der Freiheit, und wenn sie nackt und schmutzig sind, wird die Freiheit sie einst kleiden und putzen. Und was habe ich denn der Königin Marie Antoinette sonst gethan? Ich habe sie im Stillen bewundert und bemitleidet, das ist mein einziges Verhältniß zu der schönen Frau gewesen. Und nun liegt ihr daran, meine Wahl zu verhindern, während ich ihr vielleicht als Mitglied der National-Versammlung einst die größten Dienste leisten könnte!

Es wird das Beste sein, daß Du sogleich mit mir nach Paris kommst, nahm Henriette wieder das Wort, indem sie mit einer dringlich bittenden Gebärde seine Hand an ihr Herz zog. Glaube mir, Du wirst durch Dein persönliches Erscheinen dort Alles am besten lösen und zu unsern Gunsten wenden können. Denn wo man Dich sieht, kann man Dir nicht widerstehen, und Du kannst Alle, die Du so recht mit Deinen besten Augen anblickst, nach Gefallen Dir zugethan und willfährig machen.

Nein, Yet-Lie, in der Politik giebt es keine besten Augen, sondern da herrscht immer und immer nur der böse Blick, erwiederte Mirabeau lächelnd. Ich werde mit Dir nach Paris gehen, aber nicht um den Leuten dort gute Worte zu geben, denn dafür ist die Zeit jetzt vorüber, sondern ich werde ihnen ihre Fäden, die sie gegen mich spinnen, zerreißen, und ihnen die Fetzen dieser ganzen Intrigue ins Gesicht schleudern. Ich werde ihnen drohen, öffentlich gegen sie aufzutreten und das Ministerium gewissermaßen als Mitverfasser des Buches über den preußischen Hof beim ganzen europäischen Publikum zu denunciren, wenn sie nicht meine Person bei ihren leichtsinnigen

Anklagen aus dem Spiele lassen wollen. Mit dem Buche selbst mögen sie machen, was sie wollen, das ist mir gleichgültig.

So laß uns noch in diesem Augenblick die Abreise nach Paris bestimmen, denn es ist gewiß keine Zeit mehr zu verlieren, entgegnete Henriette, indem sie ihren Reisehut, den sie beim Eintritt in das Zimmer abgelegt hatte, rasch ergriff, um ihn wieder über ihre blonden Locken zu stülpen.

Mit solcher außerordentlichen Geschwindigkeit wird es sich nun freilich wohl nicht vollbringen lassen, erwiederte er, indem er sie mit Freude über ihren liebenswürdigen Eifer betrachtete. Die schöne Gräfin Yet-Lie wird gewiß recht müde sein, und wird sich erst hier eine Nacht bei mir ausruhen müssen. Auch muß ich erst noch von meinen guten Freunden hier in Aix Abschied nehmen und ihnen den bestimmten Tag meiner Rückkehr versprechen, damit sie nicht etwa kopfscheu wegen meiner plötzlichen Abreise werden und unsere Wahlmanoeuvres hier inzwischen ihren sichern Fortgang nehmen.

Ich bin zwar herzlich müde, versetzte Henriette, indem sie ihre Sachen abzulegen begann, aber ich wünschte doch, daß Du Dich auf der Stelle entschließen könntest, wieder mit mir abzureisen. Ich muß Dir gestehen, ich mag gar nicht gern, daß Du hier in Aix bist, und ich bin die ganze Zeit über recht traurig in Paris gewesen. Wolltest Du mir einen rechten Gefallen thun, so kehrst Du nicht wieder hierher zurück. Du kannst Dich ja in Paris auch zum Abgeordneten wählen lassen, denn wenn Du mit dem Adel nichts mehr zu thun haben willst, so kannst Du auf das Volk auch in Paris rechnen, eben so gut wie in Aix.

Und was mißfällt Dir denn an Aix, meine Yet-Lie? fragte er sie, ihr forschend ins Gesicht blickend.

Die Stadt mag ganz gut sein, aber die Gräfin von Mirabeau wohnt hier! erwiederte Henriette mit dem leisesten Ton, indem plötzlich ein dunkles Roth auf ihren Wangen aufstieg. Und in der Nacht, als Du von Paris abgereist warst, träumte mir, daß ich Dich in einem großen Gedränge verloren hätte. Und als ich armes verirrtes Kind Dich wieder erblickte, sah ich Dich auf einem goldenen Thron, an der Seite einer schönen, vornehmen, stolzen Dame, die Dein Haupt in ihrem Schooße barg. Und ich konnte nicht mehr zu Dir hingelangen, denn so oft ich mich nähern wollte, schreckten die gewaltig herrschenden Blicke dieser Dame mich wieder von Dir zurück.

Bei diesen Worten hielt Henriette schluchzend inne. Ein heftiger Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen hervor.

Auch bei Dir spukt das Märchen von meiner Frau? rief Mirabeau fast unwillig. Es giebt also doch wahrhaftig Dinge, die in der Luft schweben, und den leeren Raum über unserem Haupte bevölkern, die plötzlich da sind und von uns bemerkt und erhört sein wollen, ohne daß wir wissen, wie und warum! Ich kam nach Aix, ohne an etwas Anderes zu denken, als an die Wahlen, und seitdem ich hier bin, summt man mir beständig das Lied von meiner geschiedenen Frau in die Ohren. Meine Schwester singt davon, einige alte Freunde hier singen davon, und nun kommst auch Du noch aus Paris und singst davon. Es ist aber Alles nur eitel Gesang, was ihr da singt und summt. Ich will Dir etwas sagen, Yet-Lie. Die schöne stolze Dame, in deren Schooß Du mein Haupt gesehen, war die Freiheit, denn sie wird nun bald ihren goldenen Thron besteigen, und wird mich mit sich erhöhen, wie Alle, deren Dasein bisher herabgedrückt und entwürdigt gewesen. Nie aber werde ich

darüber meine Gefährtin, meinen theuren Liebeskameraden Jet-Lie, vergessen. Wir bleiben vereinigt, und die neue Zeit, welche kommt, wird uns nur fester binden. Verstoße Du mich nur nicht von Deinen schönen Augen, denn ihren Segen werde ich brauchen auch in den Zeiten der Unruhe und des Streits, die jetzt herannahen.

Henriette küßte ihm mit einem dankbar lächelnden Blick die Hand. In diesem Augenblick trat der Kammerdiener Mirabeau's ein, und übergab einen Brief, der so eben durch einen Expressen, welcher von dem Grafen von Caraman gekommen, abgegeben worden sei.

Mirabeau erbrach dies Schreiben in hastiger Erwartung, und, nachdem er es durchgelesen, begab er sich zu Frau von Nehra, die in ängstlicher Spannung am Fenster gestanden, und den in dem Brief etwa enthaltenen Nachrichten entgegengesehen hatte.

Ich werde in den nächsten Tagen noch nicht mit Dir nach Paris reisen können, Henriette, sagte Mirabeau eilig. Dies Schreiben ist von dem Commandanten der Provinz, dem Grafen von Caraman, an mich gekommen, der sich in diesem Augenblick in Marseille befindet. Die dort ausgebrochenen Volksunruhen sind von der bedeutendsten Art geworden. Das Volk hat sich in großen Schaaren bewaffnet, um für Brot und Fleisch eine Herabsetzung des Preises zu erlangen. Förmliche Gewaltthätigkeiten sind bis jetzt nur gegen einzelne Bäcker- und Schlächterläden vorgekommen, doch hat man den Wagen des Herrn von Caraman auf der Straße verfolgt, und den würdigen Mann mit Drohungen aller Art belästigt. Caraman hat mehrmals mit der ihm eigenen Festigkeit beschwichtigende Anreden an die Volkshaufen gehalten, aber es gelang ihm nicht, die Stimmung zu bessern. Der Maire hat sich flüchten müssen, und man sieht mit

großer Besorgniß dem Schlimmsten entgegen. Am meisten Beunruhigung und Gefahr ist aber dadurch in die Stadt geworfen worden, daß einige Magistratspersonen, um sich vor dem Andrange der wüthenden Massen im Stadthause zu retten, eine Herabsetzung des Brotes auf zwei Sous das Pfund und des Fleisches auf sechs Sous versprachen. Dies Versprechen mußte eingehalten werden, und wurde sogleich durch die Trompeten der Stadt als eine in der That sehr gefährliche Friedensnachricht in die aufgeregte Bevölkerung hinausgeschmettert. Da aber das Brot, welches das Volk jetzt für zwei Sous haben will, drei und einen halben Sous werth ist, und das Fleisch auch für einen Sous unter seinem eigentlichen Werth verkauft werden muß, so wird es bald an den nothwendigsten Nahrungsmitteln in Marseille gebrechen, oder die Stadt muß aus ihren Mitteln den Ausfall an die Verkäufer decken, was ihr bei den ungeheuren Summen, die dabei herauskommen, nur auf sehr kurze Zeit möglich sein kann. Der Graf von Caraman fordert mich nun auf das Dringendste auf, daß ich auf der Stelle nach Marseille kommen möchte, um nicht nur meinen Rath zu geben, auf den er einigen Werth legen will, sondern auch um meinen guten Einfluß bei dem Volke von Marseille geltend zu machen. Es ist wahr, das Volk vertraut mir dort, und hat mir, so oft ich in Marseille erschienen bin, die größten Zeichen seiner Anhänglichkeit gegeben. Ich werde also, noch ehe ich mit Dir nach Paris reise, nach Marseille gehen, und Du wirst mich hier so lange erwarten, Henriette.

Henriette wagte einige Vorstellungen dagegen zu machen, indem sie ihm die Dringlichkeit seines Erscheinens in Paris, wo so Viel für seine Person auf dem Spiele stehe, ans Herz legte. Aber Mirabeau

sagte, es sei dringender, sich dahin zu begeben, wo das Volk leide, und durch eine falsche Behandlung seiner Bedürfnisse noch stärkeren Leiden ausgesetzt werden könne. Wenn ich die Ordnung in Marseille wieder hergestellt habe, fügte er hinzu, und das wird mir gelingen, dann will ich vor das Ministerium in Paris hintreten, und es fragen, mit welchem Recht und in welchem Interesse es eine volksthümliche Wirksamkeit, wie die meinige, zu hemmen und zu verfolgen meint? Ich will ihm zeigen, daß ich ein Volkstribun geworden bin, daß sich aber Staat und Gesellschaft dabei wohlbefinden werden. Du aber, liebe Henriette, sollst unterdessen hier die Bekanntschaft meiner Schwester, der Marquise von Saillant, machen, und ich werde Dir einige Worte für sie zurücklassen. Sie hat es längst gewünscht, Frau von Nehra zu sehen, und Ihr werdet Euch Beide gewiß auf das Innigste miteinander befreunden, ich weiß es. —

Mirabeau beeilte sich dann, seinen Dienern sogleich die nöthigen Aufträge zu den Reisevorbereitungen zu geben, die auf der Stelle ausgeführt werden mußten. Schon in einer halben Stunde war Mirabeau reisefertig, und legte die geringe Entfernung von Aix nach Marseille so rasch zurück, daß er noch vor Anbruch der Nacht den Gestaden des mittelländischen Meeres sich näherte und in die Straßen der noch keineswegs beruhigten und dem Frieden wiedergegebenen Stadt einfuhr.

Schon beim ersten Anblick der nächtlichen Straßen, durch welche er sich langsam hinfahren ließ, bemerkte Mirabeau, daß die Lage der Dinge noch keineswegs befriedigend sei. Zahlreiche Bürger-Patrouillen bewegten sich durch die Stadt auf und nieder, und schienen mit der größten Strenge die Ordnung der Straßen aufrecht erhalten zu wollen, was ihnen von

Zeit zu Zeit durch einzelne Volkshaufen, die lärmend und singend einhergezogen kamen, streitig gemacht wurde. Aus der Haltung dieser letzteren entnahm Mirabeau, daß sie noch in dieser Nacht etwas im Schilde führten und ein jedenfalls gewaltthätiges Unternehmen in der Stadt beabsichtigten. Die Bürger-Patrouillen, die unbewaffnet erschienen, versuchten bei einer Begegnung mit diesen Leuten, wie es schien, nur die Mittel ernster und eifriger Ueberredung, der aber von den zusammengerotteten Schaaren nur scheinbar nachgegeben wurde, indem sie aus der einen Straße sich zurückzogen, um bald in noch stärkerer Ansammlung auf anderen Straßen und Plätzen wiederzuerscheinen.

Mirabeau, der einen scharfen Sinn für Bewegungen dieser Art hatte, erkannte bald, daß die Volkshaufen nach einem bestimmten Plan zu Werke zu gehen schienen. Mit seinem feinen Ohr für die Volksstimmen, erlauschte er, daß im Publikum die Besorgniß verbreitet war, es möchten die eingetretenen Ermäßigungen für Brot und Fleisch wieder zurückgezogen werden, da die wohlhabenden Bürger sich geweigert, so starke Zuschüsse zu der Stadtkasse zu zahlen, als der Mehraufwand zur Deckung des Preisunterschiedes erfordert hatte. Die Aufregung drückte sich aber bereits in sehr heftiger und tumultuarischer Weise gegen einzelne hervorragende Personen aus, unter denen Mirabeau den Namen des Herrn de la Tour, des Intendanten der Provinz und den eines gewissen Rebuffet, der sich als Pächter der Stadtzölle einen besonders verhaßten Namen gemacht haben mochte, häufig nennen hörte.

Nachdem Mirabeau zuerst in einem Gasthofe abgestiegen war, und sich kaum einige Minuten zu seiner Erholung gegönnt hatte, ließ er sich ein Pferd besorgen, auf dem er noch, ungeachtet der schon vorgerück-

ten Nachtstunde, einen Ritt durch die Stadt und durch gewisse ihm sehr wohlbekannte, besonders von Matrosen und Arbeitern bewohnte Theile derselben unternehmen wollte. Bevor er aber in diese, jetzt gefährlich wogende Reviere hinabstieg, wollte er sich bei dem Militair-Commandanten Grafen von Caraman melden, um denselben zu überzeugen, wie eifrig seiner Aufforderung durch ihn entsprochen worden sei.

Mirabeau traf den alten würdigen Herrn, mit dem er schon in Aix gesellschaftlich zusammengewesen war, sehr verzagt und in der übelsten Laune. Zwar zeigte er sich erfreut, daß Mirabeau sogleich herübergekommen war, aber er verhehlte seine Angst nicht, daß die Ereignisse dieser Nacht, denen er mit der größten Besorgniß entgegen zu sehen schien, die schlimmste Gestalt zeigen möchten. Besonders schien er darüber im Zweifel, wie weit die Anwendung der Truppen gegen das Volk schon jetzt gerathen sein dürfte. Die in Marseille stehenden Regimenter waren in ihren Kasernen eingeschlossen, und harrten vorbereitet des Augenblicks, wo sie in Thätigkeit gesetzt werden sollten. Herr von Caraman begehrte in diesen Zweifeln den unumwundenen Rath Mirabeau's, nachdem er ihm mit großer Klarheit und Schärfe die Lage der Dinge auseinandergesetzt hatte.

Lassen Sie die Truppen in ihren Kasernen bleiben, was auch in dieser Nacht sich ereignen möge, ich beschwöre Sie darum! rief Mirabeau lebhaft und mit der dringlichsten Gebärde. Ich werde mich diese Nacht nicht zur Ruhe begeben, sondern auf meinem Pferde in den Straßen bleiben. Es wird mir bald gelingen, meine alten Freunde in Marseille, die am Hafen wohnen, wieder aufzufinden, und durch sie werde ich an den eigentlichen Heerd des Aufstandes gelangen. Durch das Einschreiten der Truppen würde die Sache

sogleich einen Umfang gewinnen, den ich von vornherein abzuschneiden bemüht sein will. Die Militairgewalt ist das unglücklichste Werkzeug gegen einen Volksaufstand, besonders wenn derselbe erst in seiner Entwickelung begriffen ist. Einen Volksaufstand kann man mit wirklichem Erfolg nur bezwingen, wenn man sich in seine inneren Gründe einläßt, und ihn mit Gerechtigkeit und Offenheit auf seine Prinzipienfrage zurückführt. Ich kenne das Volk von Marseille, es sind die bravsten und prächtigsten Jungen darunter, und mit manchem derselben verbindet mich eine wahre Freundschaft. Ich werde mir diese, die mich im Hafen so oft spazieren gefahren haben, wieder herauslangen, und auf offenem Marktplatze mit ihnen eine Disputation über die Lebensmittelpreise abhalten. Ich werde ihnen beweisen, daß die niedrigen Preise nachtheiliger sind wie die hohen, und daß, wenn sie bei dem Brot zu drei und einem halben Sous sich nicht haben satt essen können, sie bei dem Brot zu zwei Sous Hungers sterben werden. Denn wenn man eine Sache unter ihrem Werthe haben will, hört man zuletzt auf, sie zu haben. Ich werde meinen Freunden sagen, und das müßt Ihr mir schon gestatten, Herr Commandant, daß das Brot erst billig, groß und richtig werden kann durch die Versammlung der neuen Reichsstände in Paris, und daß das Volk seinen Vertretern, die es sich frei und selbstständig wählen wird, überlassen muß, auch die Angelegenheiten seines Magens in Ordnung zu bringen. Glaubt Ihr, daß dies etwas helfen wird, Herr Graf?

Der Commandant zuckte die Achseln, und sagte dann nach einer Pause: Man muß Alles versuchen, und wir haben auf Euch die größten Hoffnungen gesetzt, Herr Graf von Mirabeau. Man wird es in Paris zu würdigen wissen, was Ihr hier im Inter-

esse der Ordnung thut. Ich kann es Euch im Vertrauen sagen, daß man in Paris von mir begehrt, auf alle Eure Schritte in der Provinz ein wachsames Auge zu haben. Ich bin nicht der Mann für solche Aufträge. Hättet Ihr aber meine Bitte abgelehnt, hier als unser Vermittler und Helfer zu erscheinen, wozu Eure Verbindungen mit dem Volke Euch so vorzugsweise befähigen, so würde mir das schon einige Bedenken eingeflößt haben. Jetzt aber danke ich Euch von ganzem Herzen, Herr Graf. —

Mirabeau drängte die Empfindlichkeit zurück, welche ihn bei dieser Aeußerung des Commandanten fast beschleichen wollte. Zwar empfand er es mit einigem Unwillen, daß man ihn eigentlich auf die Probe habe stellen wollen, indem man ihn zur Beschwichtigung und zur Versöhnung der erregten Volksmassen herberufen, aber er hielt es seiner selbst für angemessener, sich in seinen Absichten nicht beirren zu lassen, sondern in seinem Sinne zu handeln.

Er stürzte fort, und versprach, noch im Lauf dieser Nacht Bericht über die eintretenden Vorgänge entweder selbst zu überbringen, oder durch eine vertraute Person einzusenden.

Nachdem er sich wieder in den Sattel seines Pferdes geschwungen, lenkte er die Schritte desselben auf dem kürzesten Wege und im eiligsten Trabe dem Meereshafen zu. Durch das Gewinde kleiner und dunkler Straßen das Meer zu finden, würde ihm auch ohne seine genaue Kenntniß des Ortes jetzt leicht geworden sein, da er nur dem donnernden Getöse, mit welchem das stürmende Meer in dieser Nacht gegen seine Ufer schlug, entgegenzureiten brauchte.

Als er am Hafen anlangte, bemerkte er bei dem dämmernden Licht, welches der Leuchtthurm verbreitete, anfangs nur wenige dunkle Gestalten, die sich hier in

unruhiger Bewegung auf- und niederschlichen, und von den schwarzen Schatten der Schiffe kaum zu unterscheiden waren. Ein unaufhörliches Geflüster von Stimmen schien ihn aber bald hier bald dort zu locken, und er vernahm einzelne Ausrufungen um sich her, die ihm bemerkenswerth genug erschienen, um sein Ohr zu fesseln. Da brach der Mond durch die über dem Meere zusammengehäuften Sturmwolken mit einem siegreichen Licht hervor, und überstrahlte den ganzen Hafenplatz. Mit Verwunderung sah Mirabeau jetzt daß er mit seinem Pferd mitten in einem großen Volkshaufen hielt, der sich wie ein Knäuel von allen Seiten zusammengeschoben hatte, und in dessen innerste Kreise der Reiter allmählig eingedrungen, vielleicht auch nicht ohne einige Absicht von Seiten der still und lauschend umherstehenden Menge eingelassen worden war. Wenigstens schienen ihm das die höhnischen und frech herausfordernden Gesichter zu beweisen, denen er sich jetzt plötzlich ganz nahe gegenüber sah, und die von allen Seiten dicht auf ihn einzudringen schienen.

Es ist doch nichts mit unserm Fang! rief eine grobe, lachende Stimme aus dem Haufen. Der sieht weder wie reitende Polizei, noch wie ein versprengtes Mitglied der ehrsamen Bürger-Patrouille aus. Es könnte eher ein davongelaufener Hofcavalier aus Paris sein, der hierher geritten kommt, um sich in's Meer zu stürzen, weil er es wahrscheinlich nicht überleben kann, daß die ganze Hofwirthschaft nun bald kläglich zu Grunde gehen wird!

Ein brüllender Beifall der Menge folgte diesen Worten. Mirabeau aber glaubte die Stimme, die ihm einen so ungünstigen Empfang hier bereiten wollte, erkannt zu haben. Er blickte sich noch einmal nach

dem Sprecher um, und rief dann mit starker, Alle übertönender Stimme: Laurent! Laurent, komm her zu mir!

Der mit diesem Namen Angerufene stürzte sogleich mit einem lauten Freudenschrei herbei, und indem er sich mit einer blitzschnellen Bewegung an den Hals des Pferdes hinaufschwang, um Mirabeau's Gesicht genauer zu erkennen, rief er dann jubelnd: Ja, wahrhaftig, der Ton dieser Stimme hat mich nicht getäuscht. Gesellen, das ist Graf Mirabeau, der hier angekommen ist! Er ist ein Freund des Volks, und stößt zu uns, um uns beizustehn und anzuführen. Hollah, jetzt können wir triumphiren!

Die kleine unansehnliche Figur des Mannes, der also gesprochen, drehte sich bei diesen Ausrufungen mit den pfeilgeschwinden Bewegungen einer Eidechse unter seinen Genossen umher, denen er leise einige Worte zuflüsterte, die sich rasch unter ihnen weiter verbreiteten. Sein Gesicht schien ganz und gar mit schwarzem Ruß gefärbt, wodurch sich seine Beschäftigung als Auslader auf den Kohlenschiffen des Hafens charakterisirte. Doch schien das Ansehn, welches er in dieser Versammlung genoß, weit über Rang und Stellung Laurent's hinauszugehen, und sein Wort gab in derselben sichtlich den Ausschlag, wie sich auch in diesem Augenblick durch die Bereitwilligkeit zeigte, mit der man seiner geheimen Aufforderung nachkam, und ein donnerndes Lebehoch für Mirabeau, das weit in das Meer hinausshallte, ausbrachte.

Mirabeau lüftete seinen Hut, und indem er sich im Sattel seines Pferdes höher emporhob, sagte er mit seiner klangvollen, bis in den entferntesten Winkel vernehmbaren Stimme: Meine Freunde, denn so nenne ich Euch von ganzem Herzen, indem ich mich von Euch willkommen geheißen sehe! So oft ich nach

Marseille komme, zieht es mich sogleich hierher, um mit meinen alten Freunden, den Herren Hafen-Arbeitern, ein gutes Wort über die öffentliche Lage der Dinge auszutauschen. Ihr werdet aber leicht einen weit bessern Anführer finden können, als mich, wenn es einst darauf ankommt, gegen Eure Feinde, die auch die meinigen sind, die offene Volksschlacht zu schlagen. Aber dieser Augenblick ist jetzt noch nicht erschienen, und ich besuche Euch auch nicht, um Euch anzuführen, sondern um Euch von jeder Unternehmung, die Ihr noch im Schilde führt, zurückzuhalten. Denn es bekümmert mich tief, zu sehen, daß Ihr Euch im Unrecht befindet mit Allem, was Ihr seit einigen Tagen hier in Marseille gethan, und was Ihr, wie mir scheint, noch ferner zu thun gedenkt. Aber man täuscht sich oft über sein eigenes Interesse, doch ich, der ich über Eure Interessen stets auf das Ernstlichste nachgedacht habe, weiß es ganz bestimmt, daß Ihr Euch durch falsche Ansichten über die Preise von Brot und Fleisch in die Irre habt verlocken lassen. Und indem Ihr Unrecht habt, wollt Ihr noch dazu Unrecht thun, und bedroht die Sicherheit Euerer Stadt mit Gewaltthätigkeiten, durch die Euch Brot und Fleisch bald noch theurer kommen werden, als Ihr sie je bezahlt habt!

Ein dumpfes Grollen, das sich auf mehreren Seiten dieser Volksversammlung zu erheben begann, war die erste Antwort auf die Anrede Mirabeau's. Dann riefen mehrere Stimmen mit unheimlichen Drohlauten: Wer giebt Euch das Recht, uns zu tadeln und zu schelten? Wenn Ihr Euch in unsere Angelegenheit mengen wollt, so müßt Ihr auch wissen, wie uns zu Muthe ist. Was weiß ein Graf davon, wieviel Brot und Fleisch dem armen Manne kosten!

Stille! Stille! gebot Laurent mit der heftigsten

Anstrengung seiner Lunge, indem er auf einen Pfahl gesprungen war, um von diesem aus mit größerem Nachdruck seine Genossen anreden zu können. Das ist keiner von den Grafen, die nicht wissen, wie den armen Leuten zu Muthe ist! Das ist Graf Mirabeau, der ungeachtet seines vornehmen Geschlechts gern mit dem Volke von einem und demselben Tische ißt, und der Euch genau auseinandersetzen wird, wie viel Brot und Fleisch kosten müssen. Hört ihm aufmerksam zu, denn er ist ein Freund aller Hafen-Arbeiter von Marseille, und er weiß es uns ganz genau zu sagen, was uns Noth thut.

Mirabeau wollte eben wieder seine Stimme erheben, als sich in diesem Augenblick von den an den Hafen angränzenden Straßen her ein neues, wildes Getöse, das einen sich heranwälzenden Volkshaufen anzukündigen schien, vernehmen ließ. Darüber erhob sich auch in der Menge, in deren Mitte Mirabeau auf seinem Pferde stand, eine jubelnde Bewegung, und man wandte sich der neu herandringenden Schaar zu, deren jauchzende und tumultuarische Ausrufungen zu erkennen gaben, daß von ihr soeben irgend ein besonderes Unternehmen in der Stadt ausgeführt worden sei.

Mirabeau rief seinen Freund Laurent zu sich heran, um von ihm etwas Näheres zu erfahren. Laurent berichtete, daß dieser Trupp von hier ausgeschickt worden sei, um einige Magazine in der Straße Vive Neuve einzuschlagen und zu zerstören, und auch gegen das Haus des Zollpächters Rebuffet Gewaltthätigkeiten auszuüben. Es seien die verwegensten Kerle der Stadt dazu ausersehen gewesen, die jetzt auch mit der Nachricht zurückgekehrt wären, daß Alles wohl gelungen sei, und daß man dem verhaßten Rebuffet die Fenster mit Steinen eingeworfen, ihm alle seine Meubles zer-

trümmert und sein ganzes Haus ausgeräumt und verwüstet habe. Ein Gleiches sei dem Hause des Intendanten de la Tour geschehen.

Mirabeau sah mit Verdruß, daß er die Zügel, die er zur Meisterung des wilden Volkshaufens schon in den Händen zu haben geglaubt, wieder verloren habe. Mißmuthig drückte er seinem Pferde, das in dem wachsenden Tumult jetzt unruhig zu werden begann, die Sporen in die Weichen, indem er es der Menge, die sich jetzt mit einer auffallenden Bewegung weiter hinunter zu dem Hafen begab, nachzog, um dieselbe nicht aus den Augen zu verlieren.

Plötzlich sah er zu seiner Verwunderung, daß in dem Haufen eine Menge brennender Fackeln emporgetaucht waren, die ihr grelles, seltsam drohendes Licht über die ganze Gegend warfen. Rasch schien sich auch die Zahl dieser Fackeln noch zu vermehren, indem eine nach der andern angezündet und, wie es schien, nach einer gewissen Verabredung vertheilt wurde. Dann erscholl ein leises Pfeifen und Rufen, und Mirabeau glaubte zu verstehn, daß man Laurents begehrte, den seine Genossen bei allen ihren Unternehmungen an der Spitze zu sehen gewohnt waren, und der noch bei Mirabeau, das Roß desselben am Zügel geleitend, zurückgeblieben war.

Laurent schien sich durch einige Wohlthaten, die ihm Mirabeau früher erwiesen, an seinen Gönner gefesselt zu fühlen, und wollte daher auch nicht aus seiner Nähe weichen, obwohl er den sich nach ihm steigernden Ruf der übrigen Gesellen vernahm.

Ihr habt wohl noch etwas sehr Schlimmes vor, Ihr gefährlichen Kerle? fragte Mirabeau seinen Begleiter, der stumm und in sich gekehrt vor ihm herschritt.

Freilich, entgegnete Laurent, indem er mit seinen

seltsam blitzenden Augen zu Mirabeau emporblickte, es ist darauf abgesehen, den Hafen in Brand zu stecken, und dazu kommen jetzt schon überall die Fackeln hervor. Das liebe Meer soll sich auch einmal baden, aber in Flammen, und meint Ihr nicht, daß das einen prächtigen Anblick geben wird. Den Leuten in der Stadt, die so viel Geld haben, aber nichts zu unserer Erleichterung geben wollen, soll Angst werden, indem sie sehen, daß wir zum Aeußersten entschlossen sind. Es kann allerdings noch eine tolle Nacht werden, Herr Graf. Mitten im Wirrwarr denken wir auch die Gefängnisse der Stadt zu öffnen, in denen so viel brave Leute aus dem Volke schmachten.

Welche Tollheit, Laurent! rief Mirabeau, indem er mit der größten Bestürzung diese Absichten vernahm. Geh' hin, und suche Deine Genossen von diesem Plan abzubringen, der ebenso unglücklich als verbrecherisch ist, und Euch selbst nur Schaden bringen kann. Du warst doch sonst ein vernünftiger Mensch, mit dem sich ein ordentliches Wort über die ganze Welt reden ließ, und wie häufig haben wir zusammen philosophirt, wenn ich Dich mit in das Meer hinausnahm, und Du für den Kahn sorgtest, während ich unter Dir in der Welle saß und badete. Nun fordere ich von Dir, daß Du all Dein Ansehn bei Jenen aufbietest, und sie zurückbringst von dem wahnsinnigen Vorsatz, der zugleich so viel Leben und Eigenthum unschuldiger Leute gefährden kann!

Ich vermag nichts, entgegnete Laurent kleinmüthig. Wenn Ihr aber noch einmal zu ihnen sprechen wollt, so vergeßt nicht, daß wir wirklich Nothleidende sind, und daß man uns wenigstens einen Trost für die Zukunft geben muß, wenn wir nicht offenen Krieg anfangen sollen mit Allen, die uns jetzt drücken und übervortheilen!

Mirabeau gab jetzt seinem Pferde heftiger die Sporen und ritt dann mit einem stürmischen Ansatz mitten in den tobenden Haufen hinein, der seine unheilvollen Anschläge eben genauer verabreden wollte.

Löscht Eure Fackeln wieder aus, meine theuren Freunde! rief er ihnen zu, indem er zugleich von seinem Pferde heruntersprang, und die Zügel desselben in die Hände eines der wildesten Gesellen legte, der sich in der Ueberraschung, die ihm widerfuhr, ganz gutwillig in den ihm damit zuertheilten Auftrag schickte. Dann ging Mirabeau unter ihnen umher, um die Gesichter zu mustern und mit den Einzelnen, die ihm danach aussahen, sich in ein Gespräch einzulassen, oder ihre Zustimmung für seine Ansicht, daß man den heiligen Streit für die Rechte des Volkes nicht so beginnen dürfe, unter herzlichem Schütteln der Hände zu gewinnen.

Und darf ich Euch nun auseinandersetzen, meine theuern Freunde, warum Ihr Euer Brot und Fleisch nicht billiger erhalten könnt? fragte Mirabeau, indem er sich auf einen nahe am Ufer des Meeres liegenden Stein stellte und von diesem aus die ihn mit ihren Fackeln umdrängende Menge überschaute.

Das nächtliche Meer begann in diesem Augenblick mit einer gewaltigen Sturmfluth aufzurauschen. Die Wogen warfen sich mit brausendem und zischendem Ungestüm an das Gestade, und schütteten ihren weißen Schaum auch über den Stein hin, den Mirabeau sich zu seiner Rednertribüne genommen hatte. Die von den Winden gejagten Wolken thürmten sich mit einer gleich einem schwarzen Riesenschleier dahinflatternden Masse über dem Horizont auf. Die Versammlung stand jetzt im tiefsten Schweigen umher und lauschte, was Graf Mirabeau ihr sagen würde.

Was das Brot anbetrifft, meine theuren Freunde,

begann Mirabeau wieder, so giebt es für dasselbe zwei Hauptpunkte, die man zuerst in's Auge fassen muß. Erstens kommt es darauf an, daß es überhaupt Brot giebt, und zweitens, daß es nicht zu theuer ist.

Ein ungeheures Beifallsgemurmel durchlief bei diesen Worten die Menge. Bravo! Bravo! schrie es von allen Seiten. Graf Mirabeau hat Recht! Darauf allein kommt es an!

Mirabeau mußte lächeln über diese Bereitwilligkeit der Gemüther, die ihm schon entgegenzufliegen begannen. Mit einer ernsten und feierlichen Miene aber fuhr er fort: Nicht wahr, meine Freunde? Schon bei dieser Hauptsache, mit der ich anfangen mußte, nämlich, daß das Brot überhaupt vorhanden sein muß, und daß es nicht zu theuer sein darf, habt Ihr mir Recht gegeben. Aber auch darin, hoffe ich, werdet Ihr mir Recht zuertheilen, wenn ich Euch sage, daß das Brot nicht billiger gegessen werden darf, als es kostet. Und hier muß ich Euch mit der Offenheit eines aufrichtigen Freundes sagen: Es kommt nicht blos darauf an, daß das Brot, welches Ihr esset, nicht zu theuer sei, sondern es kommt auch darauf an, daß das Getraide, aus welchem bekanntlich das Brot gemacht wird, billig sei!

Ja, das Getraide muß billig sein! rief es in dem sich immer dichter um den Redner drängenden Haufen. Es lebe Graf Mirabeau! Wie fein und treffend diese Bemerkung ist! Er ist ein wahrer Freund des Volkes, dieser Mirabeau!

Das Getraide ist aber jetzt nicht billig, meine Freunde! begann Mirabeau wieder mit ruhigem Ernst. Ihr seid gerechte und vernünftige Männer; sprechen wir uns ein wenig über diesen Punkt miteinander aus. Das Getraide ist jetzt überall theuer, und wie

sollte es zugehn, daß es gerade in Marseille wohlfeil wäre? Denn rings um uns her sind die Ernten schlecht gewesen oder mittelmäßig, Gott hat es so gewollt, und in einem andern Jahre wird er uns dafür den Ueberfluß schenken. Auch tragen die Kriegsereignisse in fernen Gegenden eine Schuld an dem Mangel. Ihr wißt ja, meine würdigen Freunde, das Getraide, welches Ihr verspeist, kommt nicht aus dieser Eurer Gegend hier. Ein Weniges kommt aus andern Theilen Frankreichs, der größte Theil aber aus Amerika und Afrika. Das Getraide Afrika's kaufen aber jetzt die Türken hinweg, die sich in einem Kriege befinden, und ebenso macht es der Krieg Neu-Englands mit Algier, daß jetzt weniger Schiffe aus diesen Gegenden zu Euch gelangen. Da aber das Korn in andern Ländern noch bei weitem theurer ist, als bei uns, so kommen viele der Kaufleute, die uns sonst ihr Getraide gebracht haben würden, gar nicht mehr hierher, und verkaufen es lieber da, wo es am theuersten ist. Wie aber wollt Ihr den, der theures Getraide kauft, nöthigen, daß er Euch billiges Brot daraus backe? Er würde ja lieber aufhören, überhaupt Getraide zu kaufen, und wir könnten darüber vor Hunger sterben. Was meint Ihr dazu, meine Freunde? Habe ich den Gang Euerer eigenen Gedanken jetzt richtig wiedergegeben?

Es erfolgte ein neuer, noch stärkerer Ausbruch des Beifalls. Der kleine Laurent hatte sich auf das Pferd Mirabeau's geschwungen und rief, auf dem Sattel stehend, mit einer kreischenden, weithin dringenden Stimme herunter: Das Getraide ist jetzt theuer, weil es die Türken so theuer machen, und wir in Marseille hier können nicht dafür. Graf Mirabeau lebe nochmals hoch, und abermals hoch, daß er uns dies so herrlich auseinandergesetzt hat!

Kaum aber hatte er diese bei seinen Genossen höchst einflußreichen Worte gesprochen, als er durch eine unruhige Bewegung, welche das Pferd machte, von dem Sattel heruntergeworfen wurde und mit einem lauten Seufzer des Schreckens einem seiner Freunde unten in die Arme fiel. Dieser Vorfall riß die ganze Versammlung zu einem nicht enden wollenden Gelächter hin, welches in seiner Ausgelassenheit ebenfalls darauf hindeutete, daß die aufgeregten und gewaltsamen Entschlüsse, gegen welche Mirabeau die ganze Kunst seiner Rede aufwandte, schon zurückzutreten anfingen.

Nachdem es wieder stiller geworden war, begann Mirabeau von Neuem: Jeder Mensch, der arbeitet, ist seines Lohnes werth. Auch die Bäcker müssen für ihre Mühe bezahlt werden, denn das Getraide verwandelt sich nicht von selbst in Brot, es muß gebacken werden. Ihr seid Alle Arbeiter, und ich rechne mich zu Euch, denn kann es eine größere Ehre für uns geben, als daß wir arbeiten, Jeder nach seinen Kräften? Und wollen wir gerade die Bäcker aus dem heiligen Stand der Arbeiter ausstoßen, indem wir sie nöthigen, weniger zu verdienen, als ihnen zukommt? Und irgend Einer wird doch den Verlust tragen müssen, der entsteht, wenn Ihr ein Brot, welches drei und einen halben Sous kostet, für zwei essen wollt. Soll aber die Gemeinde den Ausfall decken, so frage ich Euch, wer ist denn die Gemeinde? Die Gemeinde, das ist nicht etwa ein fabelhafter Drache, der in einer Höhle wohnt und goldene Eier ausbrütet. Die Gemeinde, das seid Ihr ja selbst, und wen man von Euch bisher noch nicht in die Gemeinde hineingerechnet hat, der soll künftig doch ein berechtigtes Glied derselben sein. Dafür bürgt Euch Mirabeau, der in Paris, sobald die neuen Reichsstände tagen, das Wort

für Euch, für alle Eure Rechte, für Euer Brot und Fleisch, nehmen wird. Denn mit dem Fleisch ist es gerade so, wie mit dem Brot. Muß ich Euch das auch noch auseinandersetzen, oder wollt Ihr mir jetzt glauben, und wollt Ihr Geduld haben, wie wir es Alle haben müssen, bis die bessere Zeit gekommen ist, und bis der König und die ganze Nation ihre Wiedergeburt zur Freiheit vollbracht haben werden? Dann werden Brot und Fleisch so billig sein, als wenn Ihr sie hier aus dem brausenden Meere Euch mit der Hand herausgeschöpft hättet. Heut aber werft Eure Fackeln und Eure Pechkränze in das Meer hinab, denn Ihr wollt ja noch Geduld haben, wie ich aus Euren braven Mienen ersehe, Ihr wollt wieder die alten Preise zahlen, zu denen die Behörde zurückkehren muß, wenn nicht Alles drunter und drüber gehen soll, und Ihr wollt, mit Einem Wort, redlich in Eurer Armuth und groß und gut in Eurer Bedrängniß sein!

Nach diesem Wort entriß Mirabeau einem der nächststehenden Leute die Fackel und schleuderte dieselbe mit mächtigem Arm weit in das Meer hinaus, so daß sie mitten in den Wogen knisternd und zischend verlöschte. Der Erste, welcher diesem Beispiel folgte, war Laurent, und bald entstand ein Wetteifer, mit dem sich Alle scherzend und jubelnd bemühten, ihre Fackeln so geschickt als möglich zu werfen, und damit eine bestimmte Stelle im Meere, wo ein gemeinsames friedliches Grab für diese erst so drohenden Brände gefunden werden sollte, zu erzielen. Es währte kaum einige Minuten, so war wieder eine vollständige Dunkelheit am Strande eingetreten, und Mirabeau vermochte die Gestalten, mit denen er soeben noch verkehrt hatte, nicht mehr deutlich zu erkennen.

Er tappte sich zu seinem Pferde hin, das längst ungeduldig seines Reiters geharrt zu haben schien,

und die Annäherung desselben scharrend begrüßte. Indem er sich nun eilig auf den Rücken des Thieres hinaufschwang, war es ihm, als sei es schon menschenleer und einsam um ihn her geworden. In dem Augenblick aber, als das Pferd jetzt pfeilgeschwind mit Mirabeau davonjagte, vernahm er plötzlich wieder jubelnde Stimmen, die hinter ihm her seinen Namen riefen und sich mit den Wogen des Meeres rauschend vermischten.

Mirabeau ritt in die Stadt zurück, um zuerst dem würdigen Grafen von Caraman seinen Bericht zu erstatten. Der Commandant schlief aber, und Mirabeau wollte den alten Herrn nicht wecken lassen, da er jetzt selbst für die Ruhe von Marseille bürgen zu können glaubte. Dann spornte er sein Pferd weiter und begab sich auf die Präfectur der Stadt, um die Getraidevorräthe, die noch in Marseille lagerten, ermitteln zu lassen. Mit der größten Mühe brachte er die dazu nöthigen Beamten zusammen, aber das günstige Ergebniß der von ihm angestellten Ermittelungen schien ihn für alle seine Anstrengungen zu belohnen. Es fand sich, daß die Getraide-Vorräthe noch ansehnlich genug waren, um auf drei Monate und länger keinen Ausfall der Lebensmittel befürchten zu dürfen. Mirabeau ritt in sein Hôtel zurück, nicht um sich Ruhe zu gönnen, sondern um einen Aufruf, den er in seinem Namen an das Volk von Marseille richten wollte, niederzuschreiben. Dann bestieg er wieder sein Pferd und ritt, mit dem Blatt in der Hand, in eine Druckerei, um seine Proclamation, die schon mit dem anbrechenden Licht des Tages an allen Straßenecken von Marseille angeschlagen sein sollte, drucken zu lassen. Auch hier mußte er erst das dazu nöthige Personal zusammentreiben, indem er sich nach verschiedenen Straßen zu begeben hatte, um die Setzer und Drucker, die

noch schliefen, auf die Beine zu bringen. Mit der Unermüdlichkeit seines Eifers hielten seine riesenhaften Körperkräfte so sehr gleichen Schritt, daß er, nachdem auch dies Geschäft vollendet, noch einen Spazierritt zum Hafen hinunter unternahm, um den erwachenden Morgen am Meeresstrande zu begrüßen, und in der frischen Luft seine einzige Erholung zu schöpfen. Einige Male im Hafen auf und ab reitend, bemerkte er zugleich, daß die Hafen-Arbeiter, die seit einigen Tagen gefeiert hatten, sich heut wieder in der größten Regelmäßigkeit und Ruhe an ihre Arbeiten begaben. Mehrere unter ihnen erinnerten ihn an die wilden Gesichter der verwichenen Nacht, und er sah an ihren theils lächelnden, theils beschämten Grüßen, daß er sich nicht getäuscht. Andere standen mit dem Ausdruck einer fast abergläubischen Verwunderung still, indem sie es nicht begreifen zu können schienen, daß derselbe Reiter auf schwarzem Rosse, dessen wunderbarem Einfluß sie in der Nacht unterlegen waren, noch immer auf derselben Stelle an ihrem Strande verweile und sie mit seinen Adlerblicken fortgesetzt zu beaufsichtigen scheine. Mirabeau bemerkte lächelnd, daß sie sich bei seinem Anblick nur um so eiliger an ihre Arbeitsstätten begaben, um, wie es schien, ihren guten Willen vor seinen Augen zu beweisen.

Als Mirabeau jetzt an eine der Straßenecken gelangte, welche zunächst am Hafen lagen, sah er, daß sein Aufruf an das Volk von Marseille dort bereits angeschlagen war. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, welche blitzend auf das ziemlich große und umfängliche Druckblatt fielen, hatten auch den vorbeiziehenden Arbeitern die Schrift gezeigt, die vorzugsweise zu ihrer Kunde bestimmt war.*) Als Mi-

*) „Avis de Mirabeau au peuple de Marseille" bei Montigny V. 411.

rabeau näher herzukam, war schon ein ganzer Trupp von Arbeitern beschäftigt, den Anschlag zu lesen und seine Glossen, die aber meist sehr günstig klangen, darüber laut werden zu lassen.

Seine Anwesenheit war bald bemerkt worden, und einer der Arbeiter trat, ehrerbietig grüßend, an seinen Steigbügel heran, und sagte: Das habt Ihr gut gemacht, Herr Graf, und wir danken Euch Alle dafür! Es steht nun erst recht Alles fest, indem Ihr die goldenen Worte, die Ihr uns in dieser Nacht gesagt, nun auch mit diesen schönen großen Lettern für uns zum Andenken habt drucken lassen.

Mirabeau erkannte seinen Freund Laurent, der ihm mit seiner feinen trompetenden Stimme diese Anerkennung spendete.

Als aber Mirabeau jetzt nach einigen herzlichen Worten, die er an die Arbeiter richtete, weiter reiten wollte, faßte Laurent noch einmal an den Zügel des Pferdes, und bat um ein Wort der Aufklärung für sich und die Uebrigen. Ist es Euer Ernst, sagte er dann, daß Ihr uns in Euerer Rede, die dort an der Mauer klebt, soviel vom König sprecht, und uns noch ganz besonders auffordert, diesen guten Mann nicht zu betrüben, sondern, wie es hier zum Schluß Eures Aufrufes heißt: „seiner Güte und Liebe für uns eingedenk zu sein, und schon bei dem Gedanken an die Freude, welche wir ihm durch unsere Ordnung und Folgsamkeit machten, Thränen des Entzückens zu vergießen.“ Auch in der Nacht erwähntet Ihr gegen uns den König, was Vielen von uns sehr aufgefallen ist.

Wie konnte Euch das auffallen? sagte Mirabeau mit einem ernsten und gewichtigen Ausdruck. Der König steht an der Spitze der Nation, wie das Haupt an der Spitze der Glieder. In dieser stürmischen

Nacht, als ich Euch Alle so vor mir herumwogen sah mit Euern Fackeln, bin ich wieder etwas monarchisch geworden. Das heißt, Ihr dürft nicht mißverstehen, meine Kinder. Ich glaube, wenn König und Volk sich lieben, so müsse das ein sehr gutes und nützliches Verhältniß geben. Zu einer solchen Liebe gehört aber Viel. Wenn das Volk den König in seine Mitte hereinzieht, so kann es an ihm einen Freund haben, auf den es sich oft mehr verlassen darf, als auf sich selbst. Denn haben wir es nicht oft schon als eine Wohlthat erkannt, unsere regellos umherschweifenden Triebe durch den festen Willen eines Freundes gebunden zu sehen, eines Freundes, der eben darum unser Freund ist, weil er ein Theil unsrer selbst ist, und unser Wille immer in dem seinigen aufblüht. Darum sage ich Euch: liebt den König und ruft ihn unaufhörlich an in Euren Nöthen, denn er muß Euch lieben, wie sich selbst, und seine Interessen sind mit den Eurigen unauflöslich verbunden!*)

Nachdem dies schweigend mit angehört worden, setzte Mirabeau unter höflicher Begrüßung der Menge seinen Weg fort. Vereinzelte Ausrufungen: es lebe der König! klangen hinter ihm her. Nachdenklich ritt Mirabeau wieder in die Mitte der Stadt zurück. Er wollte jetzt seinen Besuch bei dem Grafen von Caraman machen, den er nunmehr wachend zu finden hoffte, und stieg vor dem Hause des Commandanten ab.

Der Graf trat ihm mit einem sehr bestürzten und sorglichen Gesicht entgegen, während Mirabeau einen freudigen Dank auf demselben erwartet hatte.

Sie wissen noch nicht, wie gut es in Ihrem Marseille steht? fragte Mirabeau mit einem etwas gereizten Ton.

---

*) Aus der Proclamation Mirabeau's an das Volk von Marseille.

Ich weiß Alles, erwiderte Graf Caraman. Sie haben ausgezeichnet gewirkt, Herr Graf, und wir verdanken Ihnen die Wiederherstellung der Ruhe in unserer Stadt. Auch der Sinn, in dem Sie es thaten, wird gewiß in Paris mit Beifall und Anerkennung bemerkt werden, denn Sie haben bei dieser Gelegenheit zugleich die Liebe des Volkes zu unserm guten König zu stärken gewußt. Man wird Ihnen dies in Paris sehr hoch anrechnen, und ich werde das Meinige dabei nicht unterlassen. Aber es sind neue sehr betrübende Nachrichten eingelaufen, die mich wahrhaft in Schrecken setzen. In Aix ist dieselbe Katastrophe ausgebrochen, und es scheint dort nicht minder schlimm hergehen zu wollen als in Marseille. Gleichzeitig wird aus Toulon gemeldet, daß die Truppen des Königs dort sehr empfindlich vom Volke gemißhandelt worden sind. Ich fürchte, wir gehen unglücklichen Zeiten entgegen.

Nein, Herr Graf, erwiderte Mirabeau lebhaft und zuversichtlich, die Zeiten, welche kommen, sind nicht unglücklich, aber die Zeiten, welche gehen, werfen ihren unglücklichen und lasterhaften Schatten noch auf unsere Häupter! Nach Aix, wo ich lauter gute Freunde unter dem Volke habe, werde ich zur Stunde eilen, obwohl ich seit meiner Abreise von dort noch nicht geruht und seit meiner Ankunft in Marseille buchstäblich noch nicht vom Pferde heruntergekommen bin. Aber ich werde die Ruhe auch in Aix herstellen, und zwar noch heut, Ihr könnt Euch ganz sicher darauf verlassen.

Man will aber gerade Euch eine Schuld an dem Aufstande in Aix beimessen, sagte der Commandant, indem er Mirabeau mit einem halb mißtrauischen Blick von der Seite betrachtete. Mir wird aus Aix angezeigt, daß Euer Verkehr, den Ihr dort mit dem Volke unterhaltet, ein sehr aufregender gewesen, und

daß die Leidenschaften der Masse von Euch angestachelt und nach einem bestimmten Ziel hingelenkt worden seien.

Das haben die Herren Lehngutsbesitzer der Gegend angezeigt, ich glaube es! erwiderte Mirabeau lachend. Diese verblendeten und kurzsichtigen Herren haben mir ja die Rolle des Volkstribunen aufgenöthigt, aber wenn ich diese Rolle gegen sie spiele, so geschieht es erst recht im Interesse der Wahrheit und Ordnung. Adieu, Herr Commandant, ich werde die Ehre haben, Ihnen heut Abend noch, spätestens morgen früh einen zufriedenstellenden Bericht aus Aix einzusenden. —

Nach dieser Verabschiedung eilte Mirabeau in sein Hôtel zurück und ließ sich Postpferde bestellen. Er wollte, um noch rascher einzutreffen, den Weg von Marseille nach Aix im Steigbügel zurücklegen, und flog bald auf einem guten und starken Renner in stürmischer Hast über die Landstraße dahin.

Es war Markttag, und der Verkauf der Lebensmittel in den Hallen sollte eben beginnen, als Mirabeau in Aix anlangte. Bei Betrachtung der Volkshaufen, die in den Straßen umherstanden, erkannte Mirabeau mit seinem Scharfblick sogleich, daß es auf einen Markttumult abgesehen sei, um den hohen Fleisch- und Brotpreisen, die auch in Aix jetzt das höchste Mißvergnügen erregt, den offenen Widerstand des Volkes entgegenzustellen. Auch Truppen begegneten ihm in den Straßen, die an einzelnen Stellen mit einer bestimmten Ordre aufgestellt zu sein schienen.

Mirabeau eilte zuerst zu dem obersten Befehlshaber der in Aix stehenden Truppen, und wirkte bei diesem durch seine nicht ruhende Ueberredungskraft aus, daß sämmtliche Truppen von den öffentlichen Plätzen zurückgezogen wurden. Unter Hinweisung auf das, was so glücklich in Marseille vollbracht worden, gelang es

ihm, daß man die Sicherheit der Stadt und des Marktes ihm anvertraute, und ihn an der Stelle aller Militairgewalt eine Bürgermiliz bilden ließ, die er mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit in den Straßen entstehen zu lassen wußte.

Mirabeau begab sich zu einigen der namhaftesten Bürger, mit denen er vertraut geworden, in die Häuser, nahm mit seiner unwiderstehlichen Beredsamkeit ihre Hülfe zur Bildung von Bürger-Piquets in Anspruch, und nachdem er diese kleinen Schaaren veranlaßt hatte, sich ihre eigenen Anführer zu ernennen, vertheilte er sie theils an den Thoren, theils im Innern der Stadt, und konnte sich in kurzer Zeit schon als den Herrn von Aix betrachten. Nichtsdestoweniger begannen an einzelnen Theilen der Stadt Unruhen auszubrechen, weil das Volk die freie Zufuhr des Getraides auf den Markt hindern und sich im Voraus der damit herankommenden Wagen bemächtigen wollte.

Mirabeau erschien dort zu Fuß und mischte sich unter die am meisten drohenden Volkshaufen, indem er sich mit jedem Einzelnen in ein Gespräch einließ, und ihnen das Versprechen abnahm, vernünftig und gerecht sein zu wollen. Dann redete er wieder ganze Schaaren an, und ließ sich von ihnen, was einen besonders schmeichelhaften Eindruck auf sie hervorzubringen schien, ihr Ehrenwort geben, daß sie keinen Versuch mehr machen wollten, den Frieden zu stören. Dann lief er von Posten zu Posten, um unaufhörlich seine Aufmunterungen und Anordnungen zu geben, und jeder sich noch darbietenden Schwierigkeit entgegenzuwirken. Auf die Anzeige, daß mehrere Gemeinden der Umgegend den Einwohnern von Aix zur Hülfe herbeizögen, stürzte er auf die Landstraße hinaus, ging ihnen entgegen, und zwang sie blos durch sein Wort, welches er an sie richtete, auf der Stelle wieder umzukehren.

Ebenso sehr als die unwiderstehliche Gewalt, welche Mirabeau, man wußte nicht wie, ausübte, war es der fast rührende Eindruck seiner persönlichen Aufopferung und begeisterten Hingebung, wodurch die Gemüther des Volkes zu ihm hingelenkt und an seine Winke und Worte gefesselt wurden. Man umstand ihn zuletzt auf dem Markt in unabsehbaren Schaaren und hatte alles Andere, den Markt, die Preise von Fleisch und Brot, den gewaltsamen Widerstand, vergessen, nur ihn, den Freund des Volkes, ihren Vater, wie ihn viele Arbeiter heut treuherzig nannten, wollten sie noch sehen und hören. Männer, Frauen und Kinder drängten sich so dicht als möglich an ihn, und benetzten seine Hände und seine Kleider mit ihren Thränen, indem sie allen seinen Schritten folgten und ihn unaufhörlich ihren Gott, ihren Retter nannten, der, wenn er immer bei ihnen wäre, ihnen zu ihrem Recht verhelfen und sie vor Gewalt und Hunger schützen würde.*)

Während sich dies auf den Straßen von Aix zutrug, kamen mehrere Herren vom Adel, mit Waffen versehen, scheltend und lärmend herbei, indem sie sich den von der Bürgerschaft gebildeten Piquets näherten, und das Verlangen aussprachen, daß man ihnen die Offiziersstellen in dieser Bürgergarde einräumen solle, die ihrem Range und ihrer Würde gebührten. Unter diesen befand sich auch der Marquis von Marignane und einige andere Herren, die bei dem Ausschluß Mirabeau's aus der Adels-Versammlung der Provence sich damals besonders thätig bewiesen hatten.

Mirabeau ordnete seinen Freund und Compagnon, den Tuchmacher Le Tellier, an sie ab, und ließ ihnen

---

*) Nach einer Schilderung, welche Mirabeau selbst von dieser Scene entworfen. Montigny V. 305.

agen, daß sie sich wieder dorthin begeben möchten, wo sie die letzten vierundzwanzig Stunden der Unruhe und Gefahr verweilt, nämlich in den Versteck ihrer Häuser und in die Keller, wo sie ihre Schätze in Sicherung gebracht hätten.

Dann, nachdem Mirabeau sein Werk für vollendet halten durfte, begab er sich in sein Hôtel zurück, um seine Freundin Henriette, die er noch nicht wiedergesehen, zu begrüßen. Sie trat ihm mit leuchtenden Augen entgegen, und neigte sich in tiefer Verehrung vor ihm, indem sie unaufhörlich seine Hände küßte.

Das Gerücht hat es mir schon zugetragen, was Du Großes und Schönes vollführt, Mirabeau, sagte sie, und ich wollte mich eben auf die Straße hinunter begeben, um mich unter die Schaaren zu mischen, welche Dir jauchzend danken und Dich bewundern. Aber nun bist Du da, und ich möchte vor Dir niederknieen dürfen!

Nein, mein Schatz, erwiederte er, sie in seinen Armen auffangend, jetzt kommt eine bessere Zeit, wo kein Mensch mehr vor dem andern niederknieen darf, weil alle sich gleich sind durch das Maaß ihrer Liebe und ihrer Freiheit. Auch haben wir keine Zeit mit uns selbst zu verlieren, Yet-Lie, denn jetzt, nachdem ich hier fertig bin, will ich auf der Stelle mit Dir nach Paris reisen. Was ich hier gethan, wird mir vielleicht helfen, meine Angelegenheiten jetzt besser in Ordnung zu bringen.

Wie, rief Henriette, Du willst daran denken, so gleich wieder abzureisen, und hast Dir seit sechsunddreißig Stunden keine Ruhe, vielleicht nicht einmal Nahrung gegönnt?

Es ist wahr, entgegnete Mirabeau, ich habe seitdem fast immer zu Pferde gesessen, und meine Nahrung hat nur in einem zufällig erwischten Glase Rothwein

und einem Weißbrot bestanden. Aber ich fühle mich noch immer kräftig und unternehmungslustig wie ein junger Gott, und sehe nicht ein, wozu man die kostbare Zeit mit Ruhen und Schlafen vergeuden soll, während die Feinde in Paris mir den Weg zur Nationalversammlung abschneiden wollen. Nein, im Gegentheil, Yet-Lie, wir haben jetzt die größte Eile, dorthin zu kommen. Die Extrapost muß in einer halben Stunde vor der Thür stehen.

Daraus wird nichts, entgegnete Henriette mit der festen und fast herrischen Entschiedenheit, mit der sie in gewissen Momenten Mirabeau gegenüber zu treten wußte. Du bleibst hier, mein Freund, und morgen früh zur guten Stunde wird unsere Extrapost vor der Thür halten. Deine Kräfte sind doch erschöpft, Du magst sagen, was Du willst, und wenn Du Dich nicht schonst, wirst Du krank werden, und kannst im Bett liegen, während die National-Versammlung, auf die Du all Dein Dichten und Trachten gerichtet hast, ihre Sitzungen abhält. Mit Einem Wort, ich lasse Dich heut nicht mehr abreisen.

Du gefällst mir in diesem Trotz, wie immer, versetzte Mirabeau, indem er sie mit zärtlichen Blicken betrachtete, und lediglich aus diesem Grunde will ich noch die Nacht hier bleiben. Du wirst aber sehen, daß meine Kräfte keineswegs erschöpft sind. Da Du es jedoch nöthig findest, soll auch noch ein gutes Souper unserer Nachtruhe vorangehen. Brot und Fleisch der übrigen Menschen haben mir allerdings seit sechsunddreißig Stunden genug zu schaffen gemacht, und ich hätte es wohl verdient, nun auch an meine eigene Nahrung zu denken. Willst Du mir Brot und Fleisch geben, Yet-Lie, Du, deren Liebe mir stets stärkender gewesen, als alle Nahrung der Welt?

Henriette erwiederte erröthend: Du bedarfst wahr-

lich der Ruhe, mein Freund. Morgen, nicht allzu früh, werden wir nach Paris aufbrechen. — —

III.

Der Abgeordnete des dritten Standes.

Mirabeau hatte nur einige Wochen in Paris zugebracht. Es war ihm durch einige seiner Freunde gelungen, rasch eine Verständigung mit dem Ministerium zu Stande zu bringen. Das Buch über die geheime Geschichte des berliner Hofes war zwar dem Urtheilsspruch des Pariser Parlaments erlegen, welches sein Erkenntniß dahin ausgesprochen, daß es öffentlich durch Henkershand verbrannt werden solle. Aber die Person des Verfassers war gänzlich aus dem Spiel gelassen worden, und Mirabeau konnte, ohne daß es weiter etwas für ihn zu fürchten gab, Paris wieder verlassen, um in die Provence, wo er jetzt für die National-Versammlung gewählt zu werden hoffte, zurückzukehren.

Henriette hatte den Freund mit Schmerz und Unruhe von sich scheiden sehen, denn ihr war die Verpflichtung auferlegt worden, in Paris bei dem kleinen Coco zu bleiben und dort die Rückkehr Mirabeau's zu erwarten.

Mirabeau beschleunigte seine Reise, die ihn zuerst wieder nach Aix führen sollte, mit einer außerordentlichen Hast, denn der Tag der Wahlen war vor der Thür, und er hielt es für nöthig, vorher noch einmal zu den Wählern des dritten Standes zu sprechen, um alle Intriguen, die während seiner Abwesenheit ein-

gegriffen haben konnten, durch sein letztes Wort abzuschneiden.

Ungefähr fünf Poststationen vor Aix, an einem kleinen Ort, wo Mirabeau die Pferde zu wechseln hatte, sah er sich durch eine plötzlich eintretende Erkrankung seines Kammerdieners Boyer aufgehalten. Mirabeau liebte diesen Kammerdiener zu sehr, um ihn in einem hülflosen Zustande zurückzulassen und er glaubte um so mehr bei dem gefährlich Erkrankten zurückbleiben zu müssen, als der Zustand desselben sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte.

Während Mirabeau sich in dem kleinen entlegenen Posthause alle mögliche Mühe gab, für den Leidenden, der an einer Cholera darniederlag, Hülfe zu schaffen, belauschte er, rathlos und verzweifelt vor der Thür stehend, ein Gespräch, welches zwischen dem Postmeister und seiner Frau innerhalb des Zimmers unvorsichtig laut geführt wurde.

Der Courier ist nach Aix abgegangen, sagte der Postmeister, um das Eintreffen des Grafen Mirabeau bei uns vorauszumelden. Sie haben ihm große Ehren zugedacht, mit denen man ihm entgegenkommen und ihn feierlich einholen will. Nun weiß ich aber wahrlich nicht, was ich thun soll, und habe mir schon lange den Kopf darüber zerbrochen. Man hat nämlich von mir verlangt, daß ich den Grafen unter irgend einem Vorwande hier aufhalten soll, damit man unterwegs Zeit gewinne, Alles zu seinem Empfang in Bereitschaft zu setzen. Wie in aller Welt macht man es, um einen Grafen aufzuhalten?

Du wirst ewig ein ausgemachter Narr bleiben, entgegnete die Frau mit einem für ihren Eheherren so wenig schmeichelhaften Eifer. Siehst Du nicht, daß die Krankheit des Dieners schon hinreichend ist, um den Grafen Mirabeau hier aufzuhalten? Brauchst Du

da Deinen leeren Kopf, dem doch nie etwas einfällt, noch mit absonderlichen Gedanken zu quälen?

Wenn die Krankheit des Dieners den Herrn Grafen aufhält, so bin ich es doch nicht gewesen, der den Herrn Grafen aufgehalten hat, sagte der Postmeister Louis Martin mit einem einfältigen Gesicht. Und mir ist von dem Ober-Postamt in Aix, welches mir vorgesetzt ist, ausdrücklich anbefohlen worden, daß ich den Grafen Mirabeau unter irgend einem Vorwande hier wenigstens fünf bis sechs Stunden lang aufhalten soll. Die Sache ist also dienstlich, denn man muß seinen Vorgesetzten unbedingt gehorchen. Jetzt weiß ich aber nicht, ob ich den armen Grafen, den schon die Krankheit seines Dieners aufhält, nun auch noch dadurch aufhalten soll, daß ich Mangel an Pferden vorschütze. Denn in Aix wollen sie ihn heute noch zum Abgeordneten des dritten Standes wählen, und ich, ich soll dazu ausersehen sein, einen solchen Mann so empfindlich zu quälen?

Du übertriffst Dich heut wieder selbst, Louis, erwiederte die Frau mit einem schneidend verächtlichen Accent. Wenn man andere Männer ansieht, wie diesen Grafen Mirabeau, so weiß man doch, was es heißt, einen Mann zu sehen. Und ich, die ich wahrlich für etwas Besseres geboren bin, habe gerade an einen Dummkopf Deiner Art gerathen müssen! —

Mirabeau glaubte diese eheliche Scene, die eine noch schlimmere Wendung versprach, auf sich beruhen lassen zu müssen, und kehrte jetzt eilig und entschlossen in das Zimmer zurück, wo sein kranker Diener lag.

Du kannst jetzt unbesorgt sein, Boyer, rief er dem mit einem qualvollen Zustande Ringenden zu, ich bleibe jetzt bei Dir, bis Dir geholfen ist. Meine Wahl in Aix ist gesichert, ich habe es soeben durch einen seltsamen Zufall erfahren.

Der treue Diener nickte seinem Herrn mit den Zeichen der freudigsten Zustimmung zu. Inzwischen war der Arzt aus der Nachbarschaft herbeigeholt worden, der sich zwar mit dem Kranken ernstlich zu beschäftigen anfing, aber von vornherein jede Hoffnung auf sein Besserwerden abwies. Er erklärte, daß er kein Mittel gegen dies Leiden habe, welches seit Kurzem als ein so schreckensvolles Räthsel in der Bevölkerung emporgetaucht sei.

Nach einigen Stunden war Beyer unter den fürchterlichsten Krämpfen gestorben.

Armer Schattenspieler, sagte Mirabeau, ihn betrachtend, Du wirst uns nun keine chinesischen Komödien mehr vorspielen, worin Du so geschickt und erfinderisch warst. Und welche schaudervolle Krankheit diese Cholera! Ist sie das Symptom der alten, auf's Aeußerste gekommenen Zerrüttung, oder ist sie der Vorbote der neuen Schrecken, die über der Gesellschaft heraufziehen? Es ist mir unheimlich, daß gerade auf meinem heutigen Wege mir dies fragwürdige Gespenst begegnet.*)

Mirabeau schickte sich jetzt an, seine Reise fortzusetzen. Als er sich der Stadt Lambesc näherte, sah er sich schon vor den Thoren der Stadt von einer festlichen Deputation begrüßt, die aus den ersten Magistratsbeamten bestand, und ihn erwartet hatte, um ihn im Namen der ganzen Gemeinde auf das Feierlichste zu begrüßen. Man führte ihn in die Stadt, wo die Landschaft zu seinem Empfang versammelt war, und wo auf den Straßen Tausende von Männern und Frauen, Kindern, Priestern, Soldaten und Beamten umherstanden, indem Alle mit stürmischem Enthusiasmus ihm zuriefen: „Es lebe der Graf

*) Vgl. Montigny Mémoires de Mirabeau V. 274.

von Mirabeau! es lebe der Vater des Vaterlandes!"*)

Bei diesen Stimmen, denen das Geläute aller Glocken in der Stadt und der Donner der abgefeuerten Böllerschüsse folgte, stieg eine Thräne in Mirabeau's Augen hervor.

Jetzt sehe ich erst recht, sagte er bei sich selbst, indem ihn sein Wagen langsam durch die ihn umwogende Menge hintrug, jetzt sehe ich, wie die Menschen ganz und gar Sklaven geworden sind! Wenn die Tyrannei sich auf nichts mehr zu stützen vermag, so wird sie sich noch auf das Gefühl der Dankbarkeit bei ihnen pfropfen können!

Als er in der Mitte der Stadt auf dem Markt angelangt war, wollte die jauchzende Menge, die bei seinem imponirenden Anblick immer bewegter geworden war, ihm die Pferde ausspannen, um ihn selbst weiter zu ziehen.

Meine Freunde, sagte er ernst und mit einem fast schmerzlichen Ausdruck zu der seinen Wagen anhaltenden Masse, die Menschen sind nicht dazu gemacht, einen Menschen zu tragen. Ihr habt ja schon allzu Viel zu tragen, und ich bin dazu da, um Euch die Last erleichtern zu helfen!

Er war wieder auf die Landstraße gekommen, und mußte eine Lieue von Lambesc auf dem Dorfe Saint-Cannat die Pferde wechseln. Hier hatte sich bereits aus der ganzen Umgegend eine unabsehbare Volksmenge angesammelt, um ihn mit einem nicht enden wollenden Jubel zu begrüßen. Hier fügte sich zu den Rufen: es lebe der Graf Mirabeau! zugleich der Ruf:

---

*) Wörtlich nach der Beschreibung, welche die Schwester Mirabeau's, die Marquise von Saillant, von diesen Empfangsfestlichkeiten gegeben. Montigny V. 274.

es lebe der König! aus stark tönenden Kehlen hinzu, was Mirabeau, der auf dieser ganzen Reise in ein keineswegs heiteres Nachsinnen versunken blieb, noch ernsthafter zu stimmen schien.

In dem Augenblicke aber, als er von Saint-Cannat wieder abfahren wollte, sah er in einem eilig herankommenden Reisewagen, der dem seinigen begegnete, seine geliebte Schwester, die Marquise von Saillant, sitzen, die ihm zu seiner freudigsten Ueberraschung hier entgegengefahren kam. Er stieg aus, um in ihrem Wagen und an ihrer Seite die Reise bis Aix zu vollenden, indem er seinen eigenen Wagen mit Dienerschaft und Gepäck nachfolgen ließ.

Du siehst nicht heiter aus, mein Bruder, sagte Caroline zu ihm, indem sie ihn nach einer herzlichen Umarmung genauer betrachtet hatte. Und ich glaubte Dich auf der Höhe aller Deiner Wünsche, wo das Volk Dir als seinem erwählten Liebling zujauchzt, wenigstens mit einem glücklichen Lächeln gekrönt zu sehen?

Ich kann den Tod meines Lieblingsdieners noch nicht verwinden, der mir auf der Reise plötzlich gestorben ist, erwiederte Mirabeau in trübsinnigem Hinstarren. Aber es erheitert mich schon, daß Du mir entgegengekommen bist, Caroline. Denn ich muß Dir nur gestehn, daß diese so freudenvoll jauchzende Menge, die mich seit einigen Stunden umdrängt, mir im Geheimen eine wahre Herzensangst bereitet. Seit dem Augenblick, wo ich auf dieser Purpurwolke der Volksgunst schwebe und mich von ihr emporgetragen fühle, fange ich fast zu bereuen an, daß ich so weit gekommen bin. Ich liebe das Volk, so wie man einen Unglücklichen liebt. Aber in dem Augenblick, wo man sich an sein Schicksal fesselt, empfindet man doch das Verhängnißschwere dieses Bundes. Wie, wenn

das Volk gerade diejenige verdorbene Masse der Menschheit wäre, aus der nie etwas Gutes mehr zu machen ist, und die gerade wegen der rettungslosen Verderbtheit, die sie in sich trägt, ausgesendert worden ist aus den Regionen des Glückes und der Freiheit? Ich hätte fast gewünscht, daß ich mit dem Ministerium in Paris nicht einig geworden wäre, und daß Herr Necker, statt sich mit mir zu versöhnen, bei seinem Vorsatz beharrt wäre, mich durch eine Criminal-Untersuchung von den Wahlen auszuschließen, oder jede auf mich gefallene Wahl ungültig zu machen.

Du bist also eigentlich mit Deinen Ergebnissen in Paris zufrieden, erwiederte Frau von Saillant, über seine Melancholie lächelnd. Und in Aix bist Du zum Abgeordneten des dritten Standes von dem ganzen Wahlkörper einstimmig gewählt worden. Sobald wir uns Aix nähern, wird es Dir das Volk selbst durch seinen festlichen Jubelaufzug verkünden. Aber ich wollte gern die Erste sein, die diese Nachricht an Dein Ohr brächte. Denn ich weiß, Du hast einmal Dein Herz an diese neue Wirksamkeit gehängt, und obwohl ich noch, wenigstens mit dem einen meiner Füße, in dem andern Lager stehe, so wollte ich Dir doch entgegen gesprungen kommen, um Deine Freude zu genießen, die immer auch die meinige ist.

Du hast Recht, erwiederte Mirabeau, ihre Hand innig drückend, genau betrachtet, freue ich mich auch, denn es kommt die große Entscheidung heran, auf die ich lange geharrt und gehungert habe! Die Menschen sind am Ende alle besser, als sie scheinen, und es wird jetzt darauf ankommen, an ihr eigentliches Sein anzuknüpfen, und eine feststehende Wahrheit daraus zu machen. Auch Herr Necker hat sich nicht so übel gegen mich bewiesen, als es anfangs aussah. Denn wie heftig habe ich ihn nicht wegen seiner un-

glücklichen Papiergeld-Schöpfung angegriffen, durch welche er, wie mit der Volte eines Taschenspielers, den zusammenstürzenden Staatshaushalt Frankreichs noch unterbauen zu können glaubt. Und er hat doch dem Andringen meines Freundes, des Abbé Cerutti, nachgegeben, und läßt mich, seinen Gegner, der ich auch in der National-Versammlung gegen ihn stehen werde, frei gewähren, ohne mich hindern zu wollen. Fürwahr, die Menschen sind alle besser, als sie scheinen, und dieser Gedanke macht mir heut merkwürdig zu schaffen. Sollte es wohl eine Einholungs-Melancholie geben, liebe Caroline? Dann würde ich annehmen, daß ich gerade heut, wo man so liebenswürdige Anstalten macht, mich festlich einzuholen, daran leide.

In diesem Augenblick sahen sie, ungefähr zwei Lieues vor Aix, einen großen Zug von Männern erscheinen, der sich ihnen in einer feierlichen Ordnung entgegenbewegte, und an dessen Fahnen, die hoch in der Luft flatterten, Mirabeau die Gewerke der Stadt erkannte, die ihm zu huldigen kamen. Als sie sich mit stürmischen Freudenrufen genähert hatten, flogen ihre Blumen und Kränze, die sie ihm herantrugen, in den Wagen, und dann bildete sich der Zug auf der Straße so, daß er die Wagen in die Mitte nahm und dieselben nun als festliches Geleite von allen Seiten umschloß.

Als die Straße jetzt die Höhe des Gebirges erstiegen hatte, erblickten die Reisenden plötzlich eine ungeheure Menschenmasse vor sich, die, aus der jetzt nahe vor ihnen liegenden Stadt Aix herbeigeströmt, sich dort aufgestellt hatten, um ihn zu erwarten und zu begrüßen. Viele Tausende von Zurufungen und Lebehochs erschallten in dem Augenblick, wo man Mirabeau's ansichtig wurde. Glückwünsche, Danksagungen,

Segensrufe, durchdrangen mit einem unendlichen Geschwirre die Luft. Man hielt den Wagen an, umringte ihn von allen Seiten, und wollte Mirabeau sehen, den Laut seiner Stimme vernehmen, seine Hände oder seine Kleider berühren.

Mirabeau hielt eine Anrede an sie, in der er ihnen seinen Dank aussprach, daß sie ihn zu ihrem Vertreter, zum Vertreter des dritten Standes, gewählt und mit ihren Vollmachten in die National-Versammlung entsenden wollten.

Auch habe ich Euch Grüße von Euren Freunden in Paris zu bringen, setzte er, seine Fingerspitzen an seine Lippen drückend, hinzu. Viele schöne und wackere Grüße, denn in den Clubs, wo ich war, haben mich die Gleichgesinnten nach Euch gefragt, und ich habe ihnen, mit der Hand auf dem Herzen, geantwortet, daß das lebhafte und herrliche Volk, dessen Gefühle und Entschlüsse an der heißeren Sonne der Provence erglüht sind, eine große Stütze der nationalen Freiheit in Frankreich sein wird. Da haben sie Euch durch mich diesen Gruß der freien Brüderschaft, der bald durch das ganze Land gehen wird, entboten. Aber ich muß Euch sagen, meine Freunde, daß ich sonst in Paris keine gute Luft angetroffen habe, und ich danke Gott, daß ich wieder bei Euch in den schönen Thälern der Provence bin, wo der Frühling früher aufbricht und mir schon die Märzveilchen entgegenlachen. Wißt Ihr, was in Paris noch nichts taugt, und was darum auch von Euch nicht länger gelitten werden darf? Dies ist das Ministerium, das neue Ministerium, dem wir zwar die Berufung der Reichsstände zu verdanken haben, das aber doch, beim Lichte besehen, keinen Schuß Pulver werth ist. Daß wir diesen Minister Necker wieder da oben als General-Controleur unserer Finanzen haben erscheinen sehen,

wird von vielen wohldenkenden Leuten als ein gutes Zeichen betrachtet. Andere, die auch nicht minder wohldenkend sind, halten diesen Necker nur für eine flatternde Möwe, die den Sturm heraufbringt. Gott hat zwar die Welt aus Nichts geschaffen, aber ich behaupte, daß er sie aus Papier nicht hätte erschaffen können. Necker will Glück und Credit Frankreichs aus Papiergeld erschaffen, und sein Papiergeld ist noch weniger als Nichts, denn es ist ein trügerisches Phantom, welches der erste Strahl des aufgehenden Tages zerstreuen muß. Meine Freunde, ich warne Euch vor diesem Papiergeld, denn in ihm steckt der eigentliche Teufel der Tyrannei, die uns bei Brust und Schultern packt. Das Papiergeld ist der Heerd aller Chimären und Lügen, welche von der Gewalt ausgehen, das Papiergeld ist die wahre Orgie, welche die rasend gewordene Autorität über unsern Häuptern feiert.*) Aber das Papiergeld Necker's, mit dem er uns überschwemmt, ist zugleich ein Taschenspielerkunststück, wie Ihr es schon oft auf den Jahrmärkten gesehen haben werdet. Erinnert Ihr Euch wohl an das Becherspiel solcher Gaukler, bei denen die ganze Magie in der Geschwindigkeit der Bewegung beruht? Plötzlich kommt aber aus solchen Bechern etwas herausgeflogen, das man gar nicht erwartet hatte. So wird auch das Papiergeld bald eine ganz andere Gestalt annehmen, und Ihr werdet sehen, wie es sich unter den Händen des Taschenspielers plötzlich in eine neue Anleihe verwandelt hat. Alle freien Völker haben eine natürliche Abneigung gegen das Papiergeld, und diese Abneigung ist der Lebensathem ihrer Freiheit selbst. Die hochherzigen Amerikaner haben alle Schrecknisse

---

*) Aus der Correspondance entre M. C. (Cerutti) et le Comte de Mirabeau (1789) p. 39.

des Krieges erduldet, um ihre Tyrannen zu verjagen, sie haben jedes stürmische Ungemach ausgehalten, aber nur das Papiergeld haben sie nicht aushalten können. Frankreich bedarf aber in der That eines neuen Credits, wenn es die beispiellose Wirthschaft, welche die Feinde des Volkes da oben getrieben haben, noch überleben soll. Da kann aber ein ministerieller Credit, der eben nur ein neuer Papierschwindel sein würde, nicht mehr genügen. Es muß vielmehr ein nationaler Credit geschaffen werden, und einen andern Sinn hat es nicht, wenn Euer guter König, denn das ist er Euch und wird es Euch immer sein, jetzt eine allgemeine Ständeversammlung nach Paris beruft. Wir wollen aber das Gouvernement zugleich in dem Sinne beim Wort nehmen, daß wir ihm unsere Vertreter nicht blos dazu schicken, ihm Steuern und Anleihen zu bewilligen, und dieselben mit dem heiligen Nimbus des Volkswillens zu umgeben, sondern daß wir die Bedingung einer neuen Verfassung für Frankreich daran knüpfen. Frankreich muß eine Constitution haben, meine Freunde, in der Freiheit und Recht der Nation ihr endlich mit baarer Münze ausgezahlt werden, und das wird eine Baarzahlung sein, die allen andern Papierschwindel im Lande überflüssig machen wird. Weil ich durch Euch und für Euch in die National-Versammlung Frankreichs geschickt werden soll, empfinde ich auch den Muth in mir, das Höchste darin zu wollen und zu vollbringen. Es lebe der König und die Freiheit!*) —

Nachdem dieser Ruf tausendstimmig, und mit unzähligen Lebehochs für Mirabeau vermischt, forterklungen und über Berg und Thal sich weitergewälzt hatte, ließ Mirabeau seine Pferde antreiben, um nun-

*) Correspondance entre Cerutti et Mirabeau p. 33.

mehr im schleunigsten Lauf die Thore der Stadt Aix zu gewinnen. Aber die ganze Menschenmasse begann sich jetzt ebenfalls auf das Eiligste in Bewegung zu setzen, und rannte mit den Wagen um die Wette zur Stadt, wo Mirabeau, wie man in Erfahrung gebracht hatte, zuerst in dem Hause der Marquise von Saillant absteigen wollte.

Dies Haus lag an der place des prêcheurs, in der Nähe des prächtigen, mit Bäumen besetzten Spazierganges, welcher die Stadt Aix durchschneidet. Der Platz bedeckte sich bald mit den wogenden Volksmassen, die in einem unaufhörlich erklingenden Jubel die Böller, die in großer Anzahl auf den Platz herangeschafft worden, abzufeuern begannen.

Mirabeau mußte endlich der jauchzenden Herausforderung nachgeben, und sich zu ihnen herunterbegeben, um in ihre Mitte zu treten und sich in die Arme des Volks nehmen zu lassen. Man hatte dort bald einen Tragsessel herbeigeschleppt, den man mit Kränzen und Blumen zierte, und in welchem sich Mirabeau, ohne daß er es hindern konnte, auf den starken Schultern seiner Verehrer emporgetragen sah. Unter der Anstimmung von Freudengesängen, trug man ihn jetzt den ganzen Cours hinunter, indem Musiker, Instrumente aller Art spielend, vor ihm herzogen, und zu beiden Seiten von ihm die dichtgedrängte Menge um seine Blicke und Worte buhlte.

Als man ihn wieder auf die Promenade zurückführte, sah Mirabeau, daß ihnen eine andere, nicht minder aufgeregte Volksschaar von der entgegengesetzten Seite her entgegen kam, die einen Wagen in ihrer Mitte führte, und denselben mit auffallenden Ausrufungen zu begleiten schien. In dem offenen Wagen saß eine Dame, die Mirabeau zu seiner größten Bestürzung bald erkannte. Es war ihm nichts unerwünschter, als

ihr gerade in diesem Augenblicke zu begegnen, und er versuchte deshalb, die Männer, auf deren Schultern er sich befand, zu einer Abbiegung von der Straße zu bewegen. Aber seine Wünsche, die er mit einem leisen Wort zu erkennen gab, schienen entweder nicht verstanden zu werden, oder man folgte einer bestimmten Absicht, indem man ihn mit beschleunigten Schritten auf den Wagen zuführte, in welchem seine geschiedene Gattin, die Gräfin Emilie von Mirabeau, ihm gegenüber saß. Emilie streckte mit einem durchdringenden Schrei die Arme nach ihm aus, und sank dann, indem ihre Wangen mit einer Todesblässe sich bedeckten, ohnmächtig in den Wagen zurück.

Das Volk war in der wunderbaren Bewegung seines Gemüths auch auf den Gedanken gekommen, diese Wiederbegegnung der beiden getrennten Gatten zu veranstalten. Es hatte sich eine unternehmende Schaar, mit einer förmlich dazu erwählten Deputation an ihrer Spitze, vor einer Stunde zu dem Schloß Marignane hinausbegeben, und an die Gräfin Mirabeau die Aufforderung gerichtet, mit ihnen in die Stadt hereinzukommen, und dem Grafen Mirabeau die Hand zur Versöhnung und zur Wiedervereinigung mit ihm zu bieten, denn einen Feind Mirabeau's dürfe es in der Provence nicht mehr geben!*)

Emilie hatte sich fast allein auf dem Schlosse befunden, da ihr Vater, der Marquis von Marignane, wie überhaupt der ganze Adel von Aix, an diesem Tage, der für die feierliche Einholung des Grafen Mirabeau bestimmt worden, es vorgezogen, sich in die Nachbarschaft zu entfernen, um nicht zum Zeugen und vielleicht zum widerwilligen und bedrohten Theil-

---

*) Montigny III. 425.

nehmer eines ihnen verhaßten Schauspiels gemacht zu werden.

Emilie, in sich selbst schwankend und zaghaft, wußte daher der sie bestürmenden Menge keinen Widerstand entgegen zu setzen. Vielleicht waren es auch die eigenen geheimen Wünsche ihres Herzens, die es ihr schwer machten, dem Volke mit der Entschiedenheit entgegen zu treten, die sonst in ihrem Charakter gelegen hätte. Sie schien daher widerspruchslos Alles zu dulden, was man über sie bestimmen wollte, und so bestieg sie den Wagen, den man ihr hatte anspannen lassen und in welchem sie nun, unter dem Geleit der ihr nachziehenden Menge, hier zu dieser wunderbaren Begegnung mit dem noch immer geliebten Manne eingetroffen war.

Mirabeau war in der gränzenlosen Ueberraschung, welche ihm dieser Anblick bereitet, von dem über den Häuptern des Volkes schwebenden Sessel herabgesprungen. Fast wider seinen Willen hatten ihn seine ersten Schritte zu dem Wagen hingezogen, in welchem Emilie bewußtlos zusammengesunken war. Ihr bleiches Gesicht, das noch immer alle Spuren der ehemaligen großen Schönheit an sich trug, gemahnte ihn mit hinreißender Gewalt an die stürmischen und verworrenen Zeiten seiner Jugend.

Er wollte zu dem Wagen hinaufsteigen, um sie in seine Arme zu schließen und sich um die Ohnmächtige zu bemühen. Da bemerkte er auf dem Kutschbock des Wagens seinen Freund und Compagnon Le Tellier, der ihm mit seinen schlau lächelnden Blicken eifrig zunickte, und ihm damit zu erkennen zu geben schien, daß diese Expedition nach Schloß Marignane besonders sein Werk gewesen. Von dieser Wahrnehmung fühlte sich Mirabeau plötzlich wie abgekühlt und ernüchtert. Es fiel ihm ein, daß seine Schwester in der

letzten Zeit den zu allen Diensten geschickten Le Tellier zu sich bestellt habe, und der Argwohn beschlich ihn, daß die unablässig verfolgten Absichten der Frau von Saillant auf dieses Begegniß den größten Einfluß geübt haben könnten.

Seine Rührung über die hochherzige Bethätigung des Volksgemüths, die ihn anfangs am meisten bewegt hatte, war ganz von ihm gewichen. Er winkte Le Tellier vom Wagen herunter und befahl ihm, zu der Marquise von Saillant hinüberzugehen, und dieselbe um ihre persönliche Hülfeleistung bei dem eingetretenen Unfall zu ersuchen. In demselben Augenblick erschien aber auch schon Frau von Saillant, die von ihrem Fenster den ganzen Vorgang bemerkt hatte, auf der Straße, und eilte auf ihre Freundin zu, die noch immer in einer tiefen Ohnmacht lag. Man bemühte sich jetzt, sie in das Haus von Frau von Saillant zu schaffen, und es wurde dazu der noch mit den Festkränzen geschmückte Triumphsessel Mirabeau's, in welchen man jetzt seine Frau hineinhob, benutzt.

Die Menge widmete dieser Scene das sichtlichste Interesse. Seine jauchzenden Huldigungen für Mirabeau waren für einen Augenblick verstummt, und man beschäftigte sich theils aus Neugierde, theils aus Mitgefühl mit dem Leid der schönen, vornehmen Frau, die jetzt, unter den Küssen und Thränen ihrer Schwägerin, hinweggeführt wurde.

Mirabeau glaubte diesen Moment benutzen zu müssen, um sich dem weiteren Andrängen seiner Freunde und Wähler zu entziehen und unvermerkt in eine andere Straße hinüberzubiegen, wo er in dem Hause seines Freundes, des Advokaten Jaubert, zum Diner erwartet wurde. Diese Einladung war schon nach Paris für den Tag seines Eintreffens an ihn ergan-

gen, und er wollte derselben um so lieber folgen, als die Führer der Volkspartei bei Jaubert versammelt waren.

Arme Emilie, wir sind getrennt und werden es bleiben müssen, sagte Mirabeau zu sich selbst, indem er eilig einige Nebengassen durchschritt, um zu dem Hause seines Freundes zu gelangen. Deinen liebenswürdigen Eigenschaften habe ich nie widerstanden, obwohl wir uns, Einer durch den Andern, nur unglückliche und rauhe Tage gemacht haben. Schön, gefühlvoll, zärtlich, sanft und gefällig, wie Du warst, hattest Du doch nicht den Frieden in unsere Herzen pflanzen können. Ja, als Du jetzt so ohnmächtig und bleich wieder vor mir lagst, fiel mir ein, daß ich Dich sogar einst geschlagen habe, als unsere Gemüther sich gegen einander erbitterten, und ich Dich eines Fehltritts, ich glaube gar einer Untreue gegen mich schuldig glaubte. Wie abscheulich und beschämend war das für mich, und heut hätte ich Gelegenheit gehabt, Alles wieder gut zu machen. Aber wie Du einst zu schwach warst, dem väterlichen und lehnsritterlichen Haß gegen Mirabeau zu widerstehen, und wie Du Deine Scheidung von mir zu einem Eclat vor ganz Frankreich machtest, so hat auch mich jetzt ein kaltes Herz überwältigt, und ich habe es Dir vor dem ganzen Volke, vor allen meinen Wählern, zeigen müssen. Ich wollte es kaum, aber ich vermochte es nicht anders. Ja, es ist mehr Vergeltung in der Welt, als die Menschen brauchen können. —

Unter diesen Gedanken war Mirabeau vor dem Hause seines Freundes Jaubert angelangt. Als er eben in dasselbe eintreten wollte, sah er einen Reiter die Straße herunterjagen, der sein von Staub und Schweiß bedecktes Pferd zu einer dem Thier schon fast verderblich gewordenen Eile anspornte. Das Pferd,

dem Zusammensinken nahe, vermochte seinen Reiter kaum mehr zu tragen, der jetzt, als er Mirabeau's ansichtig wurde, plötzlich stillhielt und sich zu demselben hinüberwandte.

Ein Schreiben der Wahlcommissarien des dritten Standes von Marseille an den Herrn Grafen von Mirabeau! sagte der Courier, indem er den Brief hervorzog und überreichte.

Mirabeau entfaltete rasch das Schreiben, durch welches ihm in den ehrenvollsten Ausdrucksformen angezeigt wurde, daß die Wahlen des dritten Standes der Stadt Marseille sich auf ihn hingelenkt, und er zum Abgeordneten desselben für die Versammlung der Reichsstände ernannt worden sei.

Ihr seid wacker geritten, guter Mann, entgegnete Mirabeau lächelnd, aber Ihr seid dennoch zu spät gekommen. Ich habe bereits Ursache, auf die Wahl der Männer von Aix stolz zu sein, und jetzt wird mein Stolz nur durch die lebhafte Dankbarkeit gekreuzt, die ich den Herren des dritten Standes von Marseille schuldig werde. Ich liebe Marseille ebenso sehr, als ich dies Aix liebe, und ich möchte Bürger beider Städte sein, wenn ich mir das glücklichste Loos wünschen dürfte. Aber Aix hat mich zuerst in seinen Dienst genommen, und da muß ich als treuer Mann folgen. Bringt diese Antwort einstweilen mündlich an die Herren Wahlcommissarien zurück. Ich werde selbst nach Marseille hinüberkommen, als der Herold meines tiefverpflichteten Dankes! —

Nachdem Mirabeau den Boten entlassen, schritt er jetzt rasch zu seinen Freunden hinauf, die an der festlichen Tafel seiner harrten.

IV.

Die Prozession der drei Stände.

Es war am 4. Mai 1789, an einem heitern und sonnigen Frühlingsmorgen, als Chamfort vor der Thür eines Caféhauses in Versailles saß, und mit einem Freunde, dem Abbé Cerutti, mit dem er vor einigen Tagen von Paris hierher gekommen war, sich in eine Schachpartie eingelassen hatte.

Die beiden Freunde hatten sich mit dem größten Ernst in ihr Spiel vertieft, obwohl der Platz, auf dem sie sich befanden, keineswegs die günstige Ruhe dazu gewährte, sondern durch eine Menge von Menschen, die sich auf demselben versammelt hatten, und dort in immer stärker anwachsenden Schaaren sich aufzustellen begannen, wenig Raum mehr für die Alles um sich her vergessenden Schachspieler übrig zu lassen schien. Sie behaupteten jedoch in unerschütterlicher Ausdauer den kleinen Tisch, mit dem sie sich in einer Ecke des Gitters, das an dem Kaffeehause entlang lief, eingeklemmt hatten, und ließen, unbekümmert um die herandrängenden Volkshaufen, der Bewegung ihrer Figuren freien Lauf.

Bald hatte sich aber auch ein engerer Kreis um die beiden Spielenden gebildet, der, da das heut erwartete Schauspiel sich auf den Straßen von Versailles noch immer nicht zeigen wollte, einstweilen seine Aufmerksamkeit darauf verwendete, den Zügen zuzublicken, in denen Chamfort und Cerutti ihren Scharfsinn gegeneinander wetteifern ließen.

Als Chamfort einige Male zu den nahe bei ihm Stehenden emporgeblickt hatte, sah er sich veranlaßt, diesen Personen freundlich zuzunicken, obwohl ihm nur die Gesichter derselben bekannt waren. Es waren

dies aber dieselben, die er auch im Palais Royal in Paris, wenn er in dem dort neu entstangenen Club politique Schach zu spielen pflegte, häufig an seiner Seite sah, und mit deren theilnehmend gespannten Mienen er dann oft ein stillschweigendes Einverständniß unterhalten hatte.

Die Volksmassen, welche sich heut über die sonst so feierlich stillen Straßen und Plätze von Versailles zu ergießen angefangen, gehörten überhaupt zum größten Theil der Bevölkerung von Paris an, die gekommen war, um den feierlichen Ceremonien und Aufzügen beizuwohnen, welche die auf den 5. Mai angesetzte Eröffnung der Reichsstände in Aussicht stellte. Die ungeheuere Aufregung, welche dies Ereigniß in der letzten Zeit in der Hauptstadt Frankreichs hervorgerufen, führte seit einigen Tagen ganze Schaaren des Volks nach Versailles hinüber. Man erblickte darunter auch bereits viele der unheimlichen und wilden Gestalten, die seit der Bewegung der Wahlen plötzlich auf den Straßen von Paris erschienen waren, und deren Hervortreten dort so überrascht hatte, als wenn sie aus verborgenen Höhlen und Abgründen, in denen sie früher Jahrhunderte lang gehaust, heraufgestiegen wären.

Dieser Charakter der Hauptstadt, der seit einiger Zeit so unruhige und selbst gefahrdrohende Wendungen genommen, begann heut auch über das sonst so wohlgeschulte und selbst auf seinen Straßen und Plätzen an die Hofetikette gemahnende Versailles sich auszubreiten. Man fühlte sich durch das Treiben tumultuarisch umherschweifender Massen sogar an die Banden erinnert, die einige Tage vorher durch Aufläufe und Unfug aller Art ganz Paris in Schrecken gesetzt, und zu deren Bändigung der Commandant

von Besenval schon zwei Regimenter der Garden hatte aufbieten müssen.

Auf der andern Seite boten aber auch die Straßen von Versailles heut einen so heiter belebten und frohen Anblick dar, wie man es in der alten steifen Stadt der französischen Könige noch kaum gesehen. Die Straßen glänzten im Festprunk mit den Tapisserien der Krone, die darüber ausgespannt waren, die Balcons der Häuser waren mit den kostbarsten Stoffen ausgeziert, und an den Fenstern hatten sich schon Zuschauer aller Art, darunter die schönsten Damen im Schmuck und in der ausgesuchtesten Toilette, in dichten Gruppen zusammengedrängt. Hier sah man auf allen Gesichtern eine heitere und zuversichtliche Erwartung, und freudestrahlende Blicke richteten sich unaufhörlich nach der Seite hin, von welcher der Festzug der Abgeordneten der drei Stände zuerst gesehen werden mußte.

Die Regimenter der französischen Garden und der Schweizergarden waren schon aufmarschirt, um von der Kirche Notre Dame bis zur Kirche Saint-Louis, auf einer Strecke, welche die bedeutendsten Theile der Stadt durchschnitt, eine Linie zu ziehen, und darin für die Procession der drei Stände den festen Rahmen zu bilden. Diese Procession war dazu bestimmt worden, den Tag vor der Eröffnung der Reichsversammlung selbst durch eine nationale und religiöse Feier zu bezeichnen, die als eine würdige Vorbereitung der Gemüther zu dem morgen zu beginnenden großen Werke angesehen werden sollte. Die Deputirten hatten sich in der Parochialkirche von Notre Dame versammelt, und die ganze Stadt lauschte auf den Klang der Glocken, die den Augenblick ankündigen sollten, in welchem der Zug von Notre Dame ausgehen würde,

um sich in diesem feierlichen Aufzuge der drei Stände nach der Kirche Saint-Louis zu begeben.

In dem Augenblick, wo sie kommen, wird Euer König auch matt geworden sein, sagte Chamfort zu dem Abbé Cerutti, indem er demselben plötzlich mit einer überraschenden Wendung Schach geboten hatte.

Dies Schach dem König! sieht allerdings sehr drohend aus, entgegnete Abbé Cerutti mit seinem feinsinnigen Lächeln. Aber man stellt die Königin davor, und erzeugt dadurch eine neue und pikante Situation, die Ihnen zu schaffen machen wird, mein Theuerer.

Das ist das Schlimmste, was geschehen kann, wenn sich die Königin vor den König stellt, entgegnete Chamfort mit einer drolligen Gebärde. An dieser Situation ist das schöne Frankreich schon fast zu Grunde gegangen, und Euer Spiel sollte sich dabei halten können, Abbé Cerutti? Die Königin, mein Freund, darf sich nie vor den König stellen, weil sie sich sonst den Anschein giebt, mitzuregieren und in den Staat selbst hineinzupfuschen, was ein ganz infames Stück Frauenzimmer-Arbeit ist. Wie viel besser sähe es um den König aus, wenn die Königin nicht aus Eitelkeit, und in dem stolzen Wahne, daß alle Politik sich am besten in ihren Händen befinde, sich beständig zwischen den Thron und das Volk gestellt hätte. Merket wohl, da schiebt sich endlich der durch zwei Bauern geschützte Thurm heran, durch welche Figuren sich mir immer eine Volkspartei in aller ihrer Naturkraft und sittlichen Energie vorstellig gemacht hat. Diese Volksgruppe von Thurm und Bauern stellt sich nun unmittelbar der schönen Königin gegenüber, und bedroht mit einem höchst empfindlichen gardez für die Königin zugleich die regierende Majestät selbst.

Ein lautes Bravo erscholl von Seiten einiger Um-

stehenden bei diesen Worten Chamfort's, worüber derselbe sich ungemein zu belustigen schien.

Die Sache ist nicht so schlimm als sie aussieht, erwiederte der Abbé, indem er mit der größten Ruhe eine Figur zog. Man zieht einen Laufer vor, und überhebt dadurch König wie Königin jeder Bedrohung durch eine gemeine Figur.

Die Laufer sind nicht mehr im Stande, König und Königin zu retten, versetzte Chamfort mit Nachdruck. Denn die Laufer, das sind doch wohl die getreuen Hofleute, die den Majestäten von Hause aus zur Seite gestellt sind, und die nur immer in schräger Richtung sich bewegen, wenn sie im Dienst ihrer Herrschaft ausrücken. Diese Hofleute sind ja verloren, sobald nur der erste beste Springer auf sie Jagd macht.

Dieser Euer Springer, entgegnete Cerutti mit einiger Aergerlichkeit, kommt mir allerdings jetzt auf sehr ungelegene Weise herangesprungen. Der Springer, um in den Fußtapfen Euerer eigenen Gleichnisse zu bleiben, ist in der That eine höchst demokratische und alles Bestehende durchkreuzende Figur. Diese Springer, sind sie nicht am Ende die philosophischen Marquis der Epoche? Ihre umher hüpfende Bewegung erinnert an die Trugschlüsse einer gewissen Spekulation, und die Art, wie sie den König in Schach setzen, und wie mit einer Schlangenwindung umgarnen, hat etwas so hinterlistig Philosophisches, wie man es nur in Eurem Feldlager, Herr von Chamfort, finden kann. Ich greife aber Euern Springer, diesen zerstörenden Denker, durch einen Bauer an, denn Ihr sollt nicht glauben, daß das Königthum schon ganz von den Bauern verlassen sei.

Ich kümmere mich aber ganz und gar nicht darum, sondern nehme Euch mit meinem Springer den Laufer weg, erwiederte Chamfort eifrig. Euere Königin hat

jetzt den philosophischen Marquis unmittelbar vor ihrer Adlernase stehen, und sie hat alle Ursache, sich deshalb ein wenig auf die habsburgische Unterlippe zu beißen. Denn wenn die Königin jetzt den unangenehmen Marquis nehmen will, so fällt sie dem unten stehenden Thurm unrettbar in den Rachen. Uebrigens beweist mir dies Euer reactionnäres Raisonnement, Herr Abbé, daß wir noch immer nicht vollständige Gesinnungsgenossen sind, und selbst an dem Tage, welcher der Eröffnung der Reichsversammlung vorangeht, uns noch nicht einigen zu können scheinen.

Etwas conservativer, als Freund Chamfort, werde ich wohl immer sein und bleiben müssen, entgegnete Abbé Cerutti mit seiner liebenswürdigen Feinheit. Dieser Standpunkt läßt mir zugleich die Freiheit, mich nach allen Seiten hin umzublicken, und so finde ich, daß Ihr unverschämter Springer, der meiner Königin auf den Leib gehüpft ist, eigentlich nur zum Schutz der königlichen Position beigetragen hat, denn ich kann nun meine Königin fortziehen, und sage mit ihr Euerem König ein ebenso ernsthaftes als nachdrückliches Schach.

Das Blatt hat sich also gewandt, versetzte Chamfort lachend. Nun gut, mein reactionnairer Herr Abbé, ich sehe, daß Ihre Freundschaft mit dem Herrn Finanzminister Necker Ihnen schon Früchte getragen hat. Sie haben von ihm gelernt, sich durch Theater-Coups aus der Affaire zu ziehen. Da man Sie aber zugleich wegen Ihrer genialen Ehrlichkeit, mit der Sie auch auf andere Meinungen einzugehen wissen, liebgewonnen hat, so wirken solche Coups etwas störend an Ihnen, und man fühlt sich zur Rache gegen Sie gereizt, die man auch sogleich vollzieht, indem man den philosophischen Marquis wegzieht und damit auf der Stelle Ihre Königin angreift, gleichzeitig aber da-

durch das Schach des Königs gegen den Thurm von neuem öffnet. Ihre Königin ist jetzt verloren, mein Herr, denn Sie müssen aus dem Schach treten, und der Thurm, diese schöne Volksfigur, rückt nun, geschützt durch den Springer, ganz nahe zu Ihnen hinunter, und bringt Ihrem König abermals ein donnerndes Schach auf den Hals.

Ich sehe es wohl, Sie sind ein gefährlicher Spieler, rief der Abbé unwillig. Was bleibt mir da noch übrig, als mich Ihnen gefangen zu geben? Am Ende ist Ihre demokratische Angriffsweise die richtige, und ich würde mich noch zu ihr bekennen, wenn sie mit weniger Tumult auftreten könnte, und nicht einem gewissen blutigen Zerstörungstrieb sich von vornherein zuzuneigen schiene.

Sie spielen auf die blutigen Volksauftritte an, welche vor einigen Tagen in Paris stattgefunden haben? fragte Chamfort, indem seine Augen blitzend zu leuchten begannen. Glauben Sie mir, diese armen Arbeiter der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau, die das Haus des Fabrikanten Réveillon in Brand gesteckt haben, sind dabei nur als Werkzeug einer gewissen Intrigue gemißbraucht worden. Dieser Réveillon mag nun mit Recht oder mit Unrecht als Aristokrat verschrieen gewesen sein, das Volk würde sich schwerlich um ihn bekümmert haben, wenn es nicht durch die geldspendenden Agenten des Herzogs von Orléans dazu aufgereizt worden wäre.

Wie, entgegnete Cerutti lebhaft. Sie glauben in der That, daß der Herzog ein Interesse daran gefunden haben könnte, Aufstände des Pöbels in der Hauptstadt organisiren zu lassen?

Ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es, erwiederte Chamfort. Ich habe die Agenten des Herzogs gesehen, welche Geld unter jene Arbeiter-Be-

völkerung vertheilten, und die ihren Auftraggeber gar nicht verschweigen wollten, weil es ihm jetzt darauf ankommt, sich einen Anhang im Volke zu machen. Sie wissen, wie sehr es dem Herzog, der jetzt plötzlich den Luftballon der Volksgunst besteigen will, darauf ankam, zum Abgeordneten bei den Reichsständen erwählt zu werden. Er wollte damit seinem persönlichen Bruch mit dem Hofe das Siegel des Schreckens aufdrücken, und weiter nichts. Jenen wunderlichen oppositionellen Hofadel hatte er schon unter seine Fahne gesammelt, als der Edle noch Herzog von Chartres war. Und nun hat er es richtig dahin gebracht, daß der Adel in Crespy ihn zum Deputirten gewählt, der durch einen königlichen Prinzen, welcher zugleich die pariser Arbeitermassen commandiren kann, sich am besten vertreten glaubt.

Jener Réveillon soll die Arbeiter durch seinen Uebermuth gereizt haben, entgegnete Cerutti. Er hat ihnen gesagt, daß ein Arbeiter nicht mehr als fünfzehn Sous täglich brauche, um, wie es ihm gebührt, leben zu können. Das hat die Leute, die jetzt schon so fürchterlich aufgeregt sind, wüthend gemacht und sie haben ihm Alles, was er besaß, zerschlagen und verbrannt. Diese Banden, von denen Paris plötzlich heimgesucht wird, sind doch ein bedenkliches Symptom, mein Freund. Ich begegnete ihnen, wie sie mit einem furchtbaren Geschrei durch die Straßen liefen, alle Wagen anhielten, und Alle, die ihnen verdächtig schienen, Adelige zu sein, nöthigten auszusteigen und durch den Schmutz weiter zu gehn. Dann forderten sie von den Vorübergehenden Geld, um auf die Gesundheit des dritten Standes zu trinken. Mein guter Freund Chamfort, mich dünkt, Euer vielgepriesener dritter Stand, an den Ihr so viel philosophische

Schwärmerei geknüpft habt, kommt unter ziemlichem Scandal zur Welt.

Jede Geburt ist ein Scandal, mein Freund, erwiederte Chamfort. Es ereignen sich immer Dinge dabei, die nicht ganz sauber sind. Wenn das Kind nur gesund ist, das zur Welt kommt, so wird man es schon reinigen können, und mit der Zeit steht es als ein allerliebster Junge da. Mich dünkt, auch unsere Schachpartie hier, die wir in Erwartung der Drei-Stände-Prozession gespielt haben, ist ein ganz gehöriger Scandal geworden. Die Tagespolitik hat uns gerade in dem entscheidendsten Augenblick von ihr abgezogen. Oder Freund Abbé hat mich mit seiner clerikalischen Schlauheit in dies Gespräch verwickelt, um sein Matt so lange als möglich zu vertuschen. Denn gegen meinen Thurm vermag sich Euer König jetzt nicht mehr lange zu halten. Die Volkspartei hat gesiegt, Abbé Cerutti!

Jedenfalls gebe ich die Partie, entgegnete der Abbé, indem er die Figuren durcheinander warf. Ob die Volkspartei wirklich gesiegt hat, wer kann es wissen.

In diesem Augenblick begann das Glockengeläute von der Parochiale Notre Dame, und verkündete, daß die Prozession so eben ihren Aufbruch beginne und die Kirche verlasse. Diese feierlichen Klänge hatten so rasch und mächtig angeschlagen, daß Chamfort fast erschrocken zusammenbebte. Er hatte das Schachbrett heruntergestellt und war auf den Tisch gesprungen, um über die Köpfe der Volksmenge, welche die Straße bedeckte, hinwegblicken zu können. Der lange, hochgewachsene Abbé stand neben ihm auf einem Stuhl, und versicherte, daß er die Spitzen des Zuges bereits in der Ferne sich heranbewegen sehe.

Das ist das Glockengeläute von 1789, welches jetzt an unser Ohr schlägt! sagte Chamfort zu seinem

Freunde. Diese Glocken werden über alle Länder und Völker klingen. Diese festlichen und bedeutsamen Klänge sagen es Euch ja schon an, Cerutti, daß die Volkspartei gesiegt hat oder siegen will, denn das ist dasselbe. Der Wille des Volkes ist immer auch seine That. Diese Glocken tönen nicht nur für alle Völker, sondern auch für alle Zeiten, denn sie werden die ganze Zukunft durchhallen!

Jetzt begannen die Musikchöre, die in gewissen Zwischenräumen aufgestellt waren, feierliche und anmuthige Melodieen zu spielen. Gleichzeitig erklangen die Militair-Märsche, die Wirbel der Trommeln und der durchdringende Schall der Trompeten, in welche sich die mit einem edlen und würdigen Aufschwung emporsteigenden Gesänge der Priester mischten.

Die Prozession näherte sich jetzt. Der Clerus von Versailles, der in seiner Mitte die Musik der königlichen Kapelle hatte, eröffnete den leicht und rasch dahinwandelnden Zug. Dann erschienen zuerst die Abgeordneten des dritten Standes, oder der Gemeinen, wie die Vorsichtigeren zu sagen liebten. Man erblickte sie sämmtlich in einem schwarzen Anzug, mit einem darüber gebreiteten seidenen Mäntelchen von schwarzer Farbe und einer Battist-Cravatte. Schon durch ihre überwiegende Masse, welche auf die Zahl von sechshundert Männern sich belief, stellten sie sich in der Prozession als den überwiegenden Bestandtheil dar, der durch das unterschiedslose Schwarz, in dem er sich färbte, einen eigenthümlich ernsten und fast unheimlichen Eindruck machte. Aber diese Männer wandelten zugleich in einem so festen Schritt, in einer so ruhigen und starken Haltung einher, daß sie die Bedeutung, welche auf ihnen, als dem Kern des Bürgerstandes, an diesem Tage ruhte, schon mit mächtiger Zuversicht auszusprechen und in's Bewußtsein zu rufen schienen.

Bei dem Auftreten des dritten Standes war die ganze auf der Straße versammelte Volksmasse in einen ungeheuren Beifallsruf ausgebrochen. Man klatschte in die Hände, warf die Hüte in die Höhe und gab seine Freude durch alle möglichen Ausrufungen zu erkennen. Von den Fenstern und den Balkonen wehten die Damen mit ihren weißen Tüchern, auf allen Gesichtern drückte sich Stolz und Freude aus, und in vielen Augen sah man Thränen des Entzückens schimmern.

Das ist der dritte Stand! sagte Chamfort, indem er in freudiger Aufregung seinen Arm um den Hals des Abbé schlang. Bei jedem ihrer Schritte pocht mir mein Herz, wie es einem Bräutigam nur bei dem Anblick seiner Braut geschehen kann. Dieser dritte Stand repräsentirt keinen Stand, sondern die ganze Nation. Merkt auf, Freund Abbé, das ist der ungeheuere, die ganze Zeit durchbebende Unterschied. Aus einer Erdspalte, die man offen gelassen, ist dieser Troglodyt der Geschichte plötzlich an das Tageslicht hervorgebrochen, aber kaum ist er oben an der Oberfläche, so erkennt man ihn wieder, den Verstoßenen, als das ächte Kind der Freiheit und als den Liebling der Sonne, und jetzt wird Keiner mehr glücklich sein, ehe dieser nicht sein Glück gefunden!

Ihr werdet noch von Eurem Schachtisch herunterfallen, wenn Ihr Euch so stürmisch hin- und herbewegt, Freund Chamfort! rief Abbé Cerutti, den Beweglichen festhaltend. Ich liebe, wie Ihr, den dritten Stand, wenn ich ihn auch nicht für die eigentliche Nation halten kann. Aber sagt mir, warum hat man ihm denn dieses trübe und dürftige Kostüm gerade an seinem heutigen Ehrentage angelegt? Wie ich höre, sollen viele Herren des dritten Standes sich darüber

sehr empört und beleidigt fühlen, daß ihnen das Reglement gerade eine solche Tracht aufgenöthigt hat.

Das sind gewiß nicht die Rechten, welche sich darüber beleidigt fühlen können, erwiederte Chamfort in seinem lebhaften Eifer. Gerade darin beweist der dritte Stand, daß er die Nation ist, indem er keine bunten Abzeichen und Schnörkel eines besonderen Standes mehr an sich trägt. Seht dagegen den Adel, der dort hinter ihm herangezogen kommt, wie glänzend und schreiend er mit seinen Goldstickereien, seinen wehenden Federbüschen und dem ganzen Luxus seines Kostüms schon aus der Ferne uns zuschimmert. Das ist ein Stand, das ist der Adel! Das Kleider-Reglement, über welches man am Hofe in Versailles so lange geklügelt, hat für den dritten Stand gerade das Beste und Bedeutsamste getroffen, dünkt mich. Der Stand des Volkes ist schwarz, und wahrlich, er hat genug gelitten, um über einen Staat, der ihm so viel zugemuthet, auch noch am heutigen Tage trauern zu können. Aber seine Tracht ist zugleich die der Rechtsgelehrten und Staatsräthe im Mittelalter, und darin liegt etwas ungeheuer Pfiffiges, mein lieber Freund. Denn der dritte Stand ist es, der jetzt berufen ist, dem Staat zu rathen, und der jetzt kommt, Recht zu sprechen zwischen dem König und der Nation, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft.

Ah, da entdecke ich nun endlich auch unsern Freund Mirabeau, wie er inmitten der Glieder des dritten Standes so stattlich und gewaltig einherschreitet! rief Cerutti, indem er mit der Hand auf Mirabeau hindeutete. Aber sieh, warum hat er denn nicht auch die Toilette des dritten Standes angelegt? Warum erblicken wir unsern genialen Freund in seinem gewöhnlichen Cavalier-Kostüm unter den Schwarzmänteln,

mit denen zusammen er den dritten Stand zu vertreten die Ehre hat?

Das schwarze Kleid ist nur für die Bürgerlichen des dritten Standes vorgeschrieben, entgegnete Chamfort, und Mirabeau liebt es einmal nicht, seine Toilette zu ändern. Aber dafür schreitet er dort Arm in Arm mit jenem Gérard, dem herkulischen Bauer aus der Bretagne, welcher der Freiheits-Apostel seiner Gegend geworden, und mit sonnenverbrannter Stirn und ungeheurem Gliederbau sich in seiner eigenen Kraft wiegt. Unser Freund Mirabeau aber feiert heute zugleich den Triumph aller seiner Leiden. Seht, wie das Volk sich von allen Seiten danach drängt, ihn, nur ihn zu sehen. Man hat ihn schon von Weitem gesucht und erspäht, das Volk zeigt sich ihn mit den Fingern, es flüstert seinen Namen mit den Lippen. Bravo, Mirabeau, so bist Du denn auf der Sonnenhöhe angelangt, auf der wir Dich längst zu sehen gestrebt! Was hast Du nicht Alles leiden müssen, aber in allen Deinen Duldungen bist Du zugleich der Leidensgefährte der Nation gewesen, und die Nation will nun aus dem Kameraden ihrer Schmerzen ihren Helden machen. Glück zu, Mirabeau!

Sein Name ist ohne Zweifel der populairste in Frankreich geworden, sagte der Abbé, dem vorüberschreitenden Mirabeau nachblickend. Selbst von allen persönlichen Schicksalen seiner Jugend, von den Kämpfen mit seinem tyrannischen Vater, von seinen Gefangenschaften und Kerkerqualen, von seinen Liebesabenteuern erzählt sich das Volk so erbauliche Geschichten, wie sie in den Mährchen von den alten Heroen und Rittern ausgesponnen werden. Mirabeau ist bereits eine Gestalt für die Nation geworden, man weiß selbst nicht wie, und so werden sich gewiß noch die größten Thaten des Jahrhunderts an ihn knüpfen.

Es kommt in der Welt sehr viel auf den Namen an, erwiederte Chamfort nachsinnend. Mirabeau ist ein geliebter und gehaßter Name geworden, und Beides wird ihm dazu helfen, Geschichte zu machen. Vorgestern hat er sich von Neuem bei den Aristokraten gründlich verhaßt gemacht. Vorgestern, als sich die drei Stände vorschriftsmäßig bei dem König auf dem Schlosse zu präsentiren hatten, war es Mirabeau, der zuerst dem Mißvergnügen des dritten Standes einen Ausdruck gab, weil bei dieser Vorstellung auf eine für das Volk durchaus beleidigende Weise der Rangunterschied der Stände festgehalten wurde. Denn nachdem Adel und Clerus im Cabinet des Königs empfangen worden, die Abgeordneten der Gemeinen aber in einem besonderen Saal, vor dem sie erst in einem dunkeln und engen Corridor lange auf Einlaß hatten harren müssen, schlug Mirabeau gleich mit großer Heftigkeit vor, wegen dieser kränkenden Nüance einen Einspruch zu den Füßen des Thrones niederzulegen. Als der König dann in dem Saal erschien, und sich bei seiner Anrede an die Abgeordneten das Haupt bedeckte, war Mirabeau der Erste, der ebenfalls seinen Hut aufsetzte und dadurch allen Uebrigen das vielbedeutsame Signal gab, das eine neue Zeit der öffentlichen Freiheit ankündigte. Denn bisher war es nur ein Vorrecht der beiden ersten Stände gewesen, sich vor dem König bedecken zu dürfen.*)

Ich habe davon reden hören, entgegnete Cerutti. Die Instruktionen, welche der dritte Stand von seinen Wählern mitgebracht, gehen allerdings dahin, daß sie den beiden andern Ständen keinen Vorzug weder bei der Ceremonie noch bei der Etiquette zugestehen dürften.

---

*) Toulongeon: Histoire de France depuis la révolution de 1789. I. 22.

Aber der Muth, bei dieser Gelegenheit den Anfang zu machen, mochte allerdings einen Mirabeau erfordern. Doch seht, jetzt flammt schon ganz nahe zu uns der Adel heran! Das ist eine förmliche Demarcationslinie, die sich zwischen dem weissagungsvollen Schwarz des dritten Standes und dem goldfarbigen Adel hinzieht.

Die hundertundfunfzig Adels-Abgeordneten schritten jetzt in ihrer prunkvoll ritterlichen Tracht heran, während der mächtige Ruf des Volkes: es lebe der dritte Stand! noch nicht verhallt war. Sobald sich aber der Zug des Adels entwickelte, trat eine lautlose Stille unter der Menge ein, und man ließ die vornehmen und geputzten Herren mit einem allgemeinen, fast ängstlichen Schweigen vorüberwandeln. Der Adel trug ebenfalls ein schwarzes Kleid, aber mit einer Unterweste von Goldtuch, und mit Spitzen-Zierrathen und kostbaren Stickereien aller Art, mit einem seidenen Mantel, einer Spitzen-Cravatte und manchen glänzenden Abzeichen besonderer Art. Vornehmlich aber war es der aufgeschlagene Federhut à la Henri quatre, mit den stolz einherflatternden weißen Bilschen, wodurch die prächtige Haltung dieses Standes sich am meisten charakterisirte, und einen alle Andern übertreffenden und besiegenden Eindruck anzustreben schien.

Da wimmelt es von Marquis, Grafen, Vicomtes, Baronen, Marschällen, Generälen, Präsidenten! sagte Chamfort, die strahlenden Reihen dieses Standes mit lächelndem Auge überfliegend. Man sieht es dem ruhigen Aufzuge dieses Standes gleich an, daß er nicht das prickelnde Advokaten-Blut in sich trägt, welches den dritten Stand vorzugsweise durchrieseln wird. Die Mehrzahl sind auch Advokaten unter jenen Abgeordneten des dritten Standes, und hier sehen wir lauter gesättigtes und in sich selbst ruhendes Vollblut vor uns. Und an der Spitze des Adels, wen erblickt

man da in seiner eingebornen Herrlichkeit? Wahrhaftig, das ist Louis Philippe Joseph von Bourbon, Herzog von Orléans, der Abgeordnete für den Wahlkreis Crespy in Valois, der erste Anglomane des Königreichs, der die Freiheit und die Clubs in London studirt hat und durch seine letzte Reise nach England dem Hofe so verdächtig geworden ist. Er hat es vorgezogen, hier in der Mitte der Prozession unter seinen Miterwählten zu erscheinen, während sein Platz eigentlich unter den Prinzen des königlichen Hofes gewesen wäre, welche hinten den Zug beschließen. Das gehört zu den Wundern der Zeit, und könnte mich beinahe stutzig machen über diese rauhe Größe des ehemaligen Herzogs von Chartres.

Die Worte Chamforts wurden aber jetzt übertönt von den gewaltigen Rufen, welche aus den Volksmassen beim Anblick des Herzogs von Orléans hervorstiegen. Es lebe Orléans! Der Herzog von Orléans lebe hoch! schallte es von allen Seiten, was dem Herzog ein wohlgefälliges Lächeln, das er nicht unterdrücken zu können schien, abnöthigte.

Der Prinz hat die Freiheit mit solcher Inbrunst ergriffen, als wenn es ein neues Laster wäre, das er sich im Palais Royal ausgeheckt hat! sagte Chamfort, als diese enthusiastischen Rufe wieder nachließen. Mir schaudert wahrlich die Haut bei diesem neuen Experiment, welches der Orgien-Prinz mit seinen Nerven macht. Die Volksfreiheit als neuer Wollustkitzel eines vornehmen Herrn, das ist ein ganz nichtswürdiges Problem, bei dem mir angst und bange wird, wenn ich es mir unter den symbolischen Zeichen der neu aufgehenden Freiheit Frankreichs denke. Was ist dieser Herzog von Orléans anders, als ein moralisch faulender Cadaver, welcher sich durch den elektrischen Strom der Freiheit galvanisiren lassen will? Das Volk jauchzt

diesem galvanischen Kunststück zu, meinetwegen. Wenn das Volk an ihn glaubt, so wird es schon zu irgend etwas nütze sein. Denn das Volk ist ein Thier, das von der gütigen Vorsehung wenigstens den Instinct zu seiner Waffe erhalten hat.

Seinen Nutzen hat das Volk schon davon gehabt, erwiederte Cerutti. Denn wer anders als der Herzog von Orléans ist die Ursache, daß die doppelte Vertretung des dritten Standes durchgesetzt worden ist? Ich kann Ihnen sagen, Chamfort, daß dies der Hauptartikel des geheimen Bündnisses gewesen ist, welches der Herzog von Orléans und Necker mit einander abgeschlossen haben. Außerdem nennt mir doch irgend einen Mann, sei es am Hofe oder in der Aristokratie, welcher sich in der letzten Zeit so unausgesetzt und hülfreich mit den Leiden des Volkes beschäftigt hat, als der Herzog. Er hat seine Wohlthaten nicht blos auf die Stadt Paris beschränkt, in der in gewissen Stadttheilen die Armen von ihm leben und durch ihn sich kleiden, sondern er sorgt auch wie ein Vater für alle die Unglücklichen, die auf seinen Gütern sind. Durch seine Beamten läßt er Getreide, Holz, Wein an die Nothleidenden vertheilen, und wenn man ihn spricht, findet man einen gütigen, milden, einfachen Herrn, der nur Liebe für die Freiheit und Interesse für das Volk athmet. Dem unaufhörlichen Andringen Necker's hat er nachgegeben, indem er sich zum Abgeordneten des Adels erwählen ließ. In der That, Chamfort, ich wundere mich über Euch, daß gerade Ihr ein so engherziges Urtheil über Euren Nachbar im Palais Royal, den Herzog von Orléans, fällt. Wie kommt der Philosoph Chamfort dazu, den Maaßstab der Allerweltsmoral an einen Herrn anzulegen, der mitten in der Debauche, in welche ihn seine Zeit und sein Stand hineingerissen, sich plötzlich einer

bessern Aufgabe bewußt wird, und sich an der Hand derselben herauszuziehen strebt aus seiner Versunkenheit?

Es ist das erste Mal, daß mir einer zu verstehen giebt, ich sei im Grunde ein Tugendesel, erwiederte Chamfort mit seinem gutmüthigen Lächeln. Die Eselspartieen hat aber eigentlich Euer Herzog von Orléans eingeführt, und die reizende Königin Marie Antoinette hat bekanntlich einen so großen Geschmack daran gefunden, daß sie sich sogar durch das Herunterfallen vom Esel auszuzeichnen wußte, und bei dieser Gelegenheit das Studium des Nackten förderte, indem sie das Füllhorn ihrer verborgensten Reize an die Erde schüttete. Woher seitdem der Haß des Herzogs gegen die Königin entstanden, wird man wohl nimmer entdecken können. Der Herzog, der bekanntlich auf Alles speculirt, soll, nachdem ihm einmal der Anblick dieser Reize vergönnt worden, von der Königin mehr erwartet haben, als nachher eintreffen wollte. Nun glaubte er sich seitdem mit keinem wirksameren Instrument rächen zu können, als mit dem der Freiheit, welches er mit beiden Händen ergriff. So erklärt sich Euer Tugendesel Chamfort das Bündniß eines Herzogs von Orléans mit der Freiheit. Denn auch der Minister Necker, mit dem er sich jetzt die Hand gereicht hat, ist ein Feind der schönen Königin. Mein theurer Abbé, wenn in Frankreich eine Revolution gemacht wird, so sind es nur die Feinde der Königin, denen der gute Louis XVI. dieselbe zu verdanken haben wird! Mögen sich aber Orléans und Necker heimlich mit einander verbünden, was folgt daraus?

Es folgt daraus, daß dies die richtige Position ist, entgegnete Cerutti. Und Ihr würdet Euch ein Verdienst um die ganze Nation erwerben, wenn Ihr

auch unsern Freund Mirabeau bewegen könntet, mit Orléans und Necker zu gehn. Diese würden ihn mit offenen Armen aufnehmen, was Ihr aus meinem Munde als die bestimmteste Aeußerung aufnehmen und benutzen könnt.

Ich glaube Euch zu verstehn, entgegnete Chamfort, aber Ihr müßt wissen, daß ich viel zu bequem bin, um mir den Kuppelpelz der Parteien verdienen zu wollen. Aber seht, Abbé, jetzt kommt Euer Stand, jetzt kommt der Clerus in seinem ganzen pontifikalischen Schmuck herangeschritten.

Man erblickte jetzt die geistlichen Mitglieder, die, in feierlicher Prozession sich einherbewegend, das heilige Sacrament an ihrer Spitze führten. Dieser Zug war gewissermaßen in einer standesmäßigen Gliederung abgetheilt, indem die Bischöfe, die in ihren violetten Prachtkleidern sich zeigten, sich von dem niedrigen Clerus, der im großen Mantel und mit der viereckigen Mütze erschien, gesondert hielten. Der König und die Königin begleiteten das heilige Sacrament, welches in den Händen des Erzbischofs von Paris unter einem prachtvollen Thronhimmel strahlte, dessen Schnüre die Grafen von Provence und Artois auf der einen Seite, auf der andern die Herzöge von Angoulème und Berri trugen.

Beim Anblick des Königs, der ernst und blaß, aber mit einer gelassenen und zuversichtlichen Ruhe einherschritt, waren die Volksmassen in lebhafte und aufrichtige Beifallsrufe ausgebrochen, die auf den Monarchen einen freudig bewegenden Eindruck zu machen schienen. Den wiederholten Schreien: es lebe der König! klang jedoch kein einziger Ausruf für die Königin zur Seite. Kein einziger Volksgruß, kein Ton der Liebe und Bewunderung, wie ihn Marie Antoinette

in früheren Zeiten so oft bei ihrem öffentlichen Erscheinen vernommen, drang ihr heut entgegen.

Marie Antoinette schien die ganze Schwere dieses Moments auf das Tiesste zu empfinden. Dies unheimliche Schweigen, welches ihr das Volk entgegenstellte, und aus dem sich, ohne daß man wußte wie, eine schneidend feindselige Stimmung herausfühlte, dünkte ihr ein Angriff auf ihre Person zu sein, den sie nicht ungeahndet hinnehmen zu dürfen glaubte. Die Königin versuchte daher, ihrem Schmerz und ihrer Bewegung zu trotzen, indem sie sich, wie schon öfter bei früheren Gelegenheiten, in eine verachtungsvolle Miene und spöttische Blicke, mit denen sie das Volk musterte, hineinrettete. Plötzlich aber begann sie zu schwanken, ihr Gesicht erbleichte, und die hin- und herzitternde Gestalt schien ohnmächtig niedersinken zu wollen. Die Prinzessin von Lamballe, welche sich der Königin zunächst befand, bemühte sich, sie mit ihrem Arm zu stützen. Man glaubte einen Augenblick, daß die ganze Prozession unterbrochen werden müsse. Aber Marie Antoinette gewann bald wieder so viel Festigkeit, um den Weg fortsetzen zu können.

Die neue Erschütterung der Königin war besonders durch einige Frauen aus dem Volke hervorgerufen worden, welche sich mit fürchterlichen Mienen und in der gehässigsten Absicht der Königin von weitem bemerklich zu machen gesucht, indem sie ihr mit Lauten und Gebärden, die von der Königin nicht mißverstanden werden konnten, zuschrieen: „es lebe der Herzog von Orléans! die Orléans für immer!“ In den Augen der Herzogin von Orléans, mit denen sich die Blicke der Königin gerade in diesem Moment begegnet waren, blitzte ein triumphirendes Lächeln empor, von dem sich Marie Antoinette noch tiefer verwundet gefühlt.

Die übrigen Personen des Hofes beschlossen in einem prachtvollen Cortège den Zug, der in diesen kostbar geschmückten Cavalieren und Hofdamen einen leuchtenden, von Gold und Diamanten funkelnden Schweif hinter sich herzuziehen schien.

Chamfort sprang von seinem Schachtisch herunter und sagte zum Abbé Cerutti: Jetzt, mein Freund, rasch hinterher, damit wir noch frühzeitig bei der Kirche Saint-Louis anlangen, und unsere Plätze, zu denen Ihr uns behülflich gewesen seid, einnehmen können. Wenn wir mit unsern geschwinden Beinen dort die kleine Nebengasse einschlagen, kommen wir noch vor König und Ständen bei den Pforten von Saint-Louis an. —

Die beiden Freunde suchten sich jetzt durch die dem Zuge nachdrängenden Volksmassen Bahn zu machen, was ihnen anfangs kaum gelingen wollte. An der kleinen Gasse, in welche sie einbiegen wollten, wurden sie durch das sich von mehreren Seiten kreuzende Gedränge so aufgehalten, daß sie sich zum Stillstehen entschließen mußten. Chamfort war mit seinem Freunde dicht an das Eckhaus hinangetrieben werden und stand gegen einen Balkon gepreßt, der mit schönen und reichgeschmückten Damen besetzt war.

Ah, da haben wir es wunderbar getroffen, sagte Chamfort, nachdem er die Damen näher betrachtet hatte. Ist nicht die Eine die Tochter Neckers, die schöne und geistreiche Frau von Staël-Holstein, und in der Andern glaube ich die liebenswürdige Frau von Montmorin zu erkennen? Sie sind beide in der lebhaftesten Unterhaltung mit einander begriffen, und wenn wir Horcher an der Wand sein wollen, werden wir jedes Wort erlauschen können.

Ich weiß keinen Tag meines Lebens zu nennen, an dem ich mich so gefreut hätte wie heut, sagte die

Tochter Neckers, in ihrer lebhaften Weise, indem ihre geistvollen Augen Flammen sprühten. Es war ein großes, schönes, die erhabensten Gedanken in sich schließendes Schauspiel! Nation und König, welche sich an die Brust gesunken sind, und zusammen beten gehen wollen, um ihren Bund für die Wiedergeburt des Vaterlandes zu beschwören, ist das nicht ein Anblick, durch welchen die Thräne des Entzückens geboren werden muß?

Sie drückt sich immer etwas exaltirt aus, diese Tochter Neckers, sagte Chamfort leise zu seinem Freunde. Auch in ihrer Schrift über Jean Jacques Rousseau sind mir zu viel turbulente Stoßseufzer, von denen ich mich halb gekitzelt und halb geprügelt fühle, und man weiß nicht, soll man der schönen Verfasserin dafür einen Kuß oder einen Nasenstieber geben. Wenn Herr Necker morgen seinen Eröffnungs-Discours hält, werden wir gewiß wieder einigen Ideen seiner superklugen und angebeteten Tochter darin begegnen. Man sagt, daß Necker unter dem Pantoffel seiner geistreichen Tochter steht?

Hören wir, was die schöne Frau von Montmorin sagt, erwiederte Cerutti, seinen Freund bedeutend. Sie machte der Frau von Staël Vorwürfe darüber, daß sie sich einer so großen Freude überlassen habe.

Ich bitte Dich, hörte man jetzt Frau von Montmorin auf dem Balkon sagen, wie kannst Du wohl an den heutigen Tag so freudige Erwartungen knüpfen? Du hast Unrecht, denn das größte Unheil für Frankreich und für uns wird aus dem folgen, was wir heut gesehen haben.*)

---

*) Frau von Montmorin wurde später in die Revolutionsereignisse hineingezogen und endete ihr Leben auf dem Schaffot. Vgl. Madame de Staël Considérations sur la Révolution française p. 187.

Man sah Frau von Staël bei diesen Worten erbleichen und zittern. Sie ergriff die Hände der Frau von Montmorin und zog dieselben unter heftig hervorstürzenden Thränen an ihre Lippen. In diesem Augenblick aber trieb die stoßende Volkswoge die beiden Freunde von dieser Stelle hinweg. Die Musikchöre und die Priestergesänge, welche die Procession der drei Stände begleiteten, tönten jetzt schon in einiger Ferne, und Chamfort und Cerutti, die nun von selbst in die Seitengasse hineingedrängt wurden, bestrebten sich, auf diesem Wege nunmehr in verdoppelter Eile die Kirche zu erreichen.

Die drei Stände hatten, nachdem sie in Saint-Louis angelangt, bereits auf den Bänken, welche für sie in dem Schiff der Kirche aufgestellt waren, ihre Plätze eingenommen. Der König und die Königin hatten sich, umgeben von ihrem Hofstaat, unter einem Thronhimmel von violettem Sammet, der mit goldenen Lilien durchsäet war, niedergelassen. Die Königin sah blaß und verstört aus, und der König, der in seiner unbefangenen und einfachen Haltung nur durch die Sorge um seine Gemahlin gestört schien, war mit seinen Blicken und Mienen fast ausschließlich ihr zugewandt.

Chamfort und Cerutti befanden sich auf einer der Tribunen, welche mit vorbehaltenen Plätzen für die Zuschauer aufgeschlagen waren. Wir werden hier Alles vortrefflich sehen, sagte Chamfort. Und ich sehe jetzt erst recht ein, was Connexionen in der Welt werth sind. Denn ohne Euere Verbindung mit dem Minister Necker, lieber Abbé, würden wir schwerlich diese guten Einlaßkarten erhalten haben. Und mir liegt sehr daran, alle, auch die kleinsten Züge dieser heutigen Feierlichkeiten zu erlauschen. Ich habe unserem Freunde Mirabeau einen Bericht versprochen, den er

in seinem Journal benutzen will, welches er über die Sitzungen der Reichsstände herauszugeben angefangen. Denn er glaubt, daß der Held der Zeit heut auch die Schreibfeder führen müsse, um dem Jahrhundert in die Weichen zu dringen. Darum hat der Abgeordnete des dritten Standes zugleich auch als Journalist debütiren zu müssen geglaubt. Und nun kann ich der Königin hier gerade recht ins Antlitz sehen, und die geheimen Falten eines Kummers, welcher der Weltgeschichte angehört, auf dem schönsten Gesicht studiren.

Die Königin sieht in der That sehr leidend aus, entgegnete Abbé Cerutti. Sie hat diesen Tag schon lange gefürchtet, und sich lange vor demselben gesträubt. Ihr Mißverhältniß zur Nation hat sich heut auf die schlimmste Weise entschieden, und ich fürchte für sie. Wäre ihre Ansicht im Staatsrathe durchgegangen, so hätte man die Versammlung der Reichsstände auf vierzig bis sechzig Meilen von der Hauptstadt entfernt gelegt, und Marie Antoinette wäre schwerlich von diesen Eindrücken berührt worden, die ihr heut ein wahres Grauen in das Herz geworfen haben. Aber die Meinung Necker's siegte für Versailles, und meines Erachtens macht es dem Minister Ehre, daß er die Versammlung in der Nähe von Paris haben wollte, um zu zeigen, daß er es nicht scheut, die Abgeordneten der Nation in einem gewissen Zusammenhang mit dem Drang und Leben des Volkes zu sehen. Dies Vertrauen zum Volke wird Herrn Necker hoch angerechnet werden müssen.

Aber den richtigen Instinct wird man der Königin dabei nicht absprechen können, erwiederte Chamfort. Es stehen große Stürme bevor, und ihre schönen blonden Locken werden davon nothwendig in Unordnung gerathen müssen.

In diesem Augenblick begann ein Chor melodischer und ausdrucksvoller Stimmen die Hymne O salutaris hostia anzustimmen, und drang mit einer einfachen, hinreißenden Gewalt durch die Hallen der Kirche. Bald darauf erschien der Bischof von Nancy, Herr de la Farre, auf der Kanzel, um seine Rede zu beginnen, der man von vielen Seiten mit einer gespannten Erwartung entgegen gesehen hatte. Die Hofleute trauten ihren Ohren kaum, als der fromme Bischof in einem ungemein schwungvollen Sermon über den Luxus und Despotismus der Höfe, über die Pflichten der Fürsten und die Rechte des Volks zu predigen anhub. Die Versammlung wurde davon so hingerissen, daß plötzlich von allen Seiten ein lautes und stürmisches Beifallklatschen losbrach. Dies hieß der Etiquette so stark ins Gesicht schlagen, daß auf den Plätzen des Hofes eine unruhige Bewegung entstand. Denn selbst im Theater hatte bisher in Gegenwart des Monarchen kein Beifallsklatschen erschallen dürfen.*)

Der König sah aber auch bei diesem Vorgange ruhig und unbewegt aus. Seine Blicke hingen nur an dem Gesicht der Königin, deren Marmorblässe sich plötzlich in eine tiefe dunkle Purpurgluth verwandelt hatte. Kaum aber war die Predigt und die darauf folgende religiöse Ceremonie beendigt, als auch der Hof schon aufgebrochen war, und die Versammlung, die zu dem Thronhimmel emporblickte, plötzlich nur die leergewordenen Plätze wahrnahm.

Dann entstand auf Einmal ein lebhaftes Durcheinanderbewegen in der Kirche. Die Abgeordneten erhoben sich von ihren Sitzen, in denen sie bisher, in räumlicher Trennung des einen Standes von dem

---

*) Mirabeau Journal des Etats-Généraux No. 1.

andern, niedergelassen gewesen. Man begrüßte sich lebhaft von einem Stande zum andern, je nachdem man persönliche Bekannte sich gegenüber sah. Nur die Mitglieder des Adels hatten sich größtentheils in demselben Augenblick zu entfernen angefangen, in welchem sie den Aufbruch des Hofes wahrgenommen, und nur wenige Einzelne waren noch zurückgeblieben, um sich mit einigen Mitgliedern des Clerus oder des dritten Standes zu unterhalten.

In der Mitte der Kirche hatten sich einige Gruppen gebildet, in denen man in lebhafter Unterhaltung zusammenstand, und zu denen allmählich auch einzelne Personen von den Zuschauerplätzen sich heranfanden. Chamfort und Cerutti hatten sich in diesen Kreis begeben, um sich mit Mirabeau zu begrüßen, der die Freunde herzlich empfing, bald aber wieder durch andere Begegnungen von ihnen abgezogen wurde.

Mirabeau sprach jetzt besonders eifrig mit einigen Mitgliedern des Clerus, unter denen er mehrere persönliche Bekannte hatte, mit denen ihm eine persönliche Wiederanknüpfung in diesem Augenblick wichtig zu sein schien. Darunter befand sich namentlich Talleyrand-Périgord, der seit Kurzem Bischof von Autun geworden war, und auch von dieser Stadt die Wahl zu den Reichsständen angenommen hatte. Mit dem geistreichen und liebenswürdigen Abbé von Périgord hatte Mirabeau früher in einem sehr innigen Verhältniß gestanden, das nicht vertrauter und freundschaftlicher sein konnte, und das auch seit der Erhebung des jungen Abbé zum Bischof noch in einer lebhaften Weise fortgedauert hatte. Nur plötzlich hatte dies Verhältniß durch eine bestimmte Veranlassung einen Stoß erlitten, und Talleyrand, der es in der letzten Zeit in Paris absichtlich vermieden, Mirabeau

zu sehen, schien auch jetzt die Erkennung und Begegnung mit dem alten Freunde so lange als möglich hinausschieben zu wollen.

Mirabeau aber, der ihn lange scharf beobachtet, trat ihm jetzt ohne Weiteres in den Weg, und sagte, ihm mit kräftiger Rücksichtslosigkeit die Hand schüttelnd: An einem Tage, mit dem sich die ganze Nation erneuert, laßt uns auch die alte Freundschaft erneuern, Talleyrand-Périgord! Sollte denn wirklich mein unglückliches Buch über den preußischen Hof, an dessen Existenz ich doch so geringe Schuld trage, uns für immer auseinandergebracht haben?

Talleyrand hatte mit seiner flüchtigen Grazie, die ihn auch in dem pomphaften Bischofs-Ornat nicht verließ, die ihm dargereichte Hand Mirabeau's nur leise gestreift, und sagte dann, indem über sein ernstes, lauerndes Gesicht ein verbindliches Lächeln irrte: Ist wohl die Zeit da, um an Bücher zu denken? Bücher kann man vergessen, aber seine ächten Freunde vergißt man nie. Und jetzt braucht ja ein Freund den andern, wie diese Einberufung der Reichsstände beweist. Die Regierung ruft die Stände als ihren Freund in der Noth, und ein Stand, denke ich, wird jetzt auch wieder an dem andern seinen Freund in der Noth haben. Und da liegen auch wir uns wieder in den Armen, Graf Mirabeau!

Wenn Ihr dies aussprecht, so bedeutet es Glück für das Gelingen dieser ganzen Versammlung, erwiederte Mirabeau. Der dritte Stand, den ich hier zu vertreten habe, wird sich besonders gern mit dem Clerus zu einem einigen Wirken zusammenschließen. Große Hoffnungen erregte uns dazu schon die vortreffliche Predigt des Herrn Bischofs von Nancy. Was Herr de la Farre heut von der Kanzel herab über die Verderbniß der Höfe und die Rechte des

Volkes gesagt, fordert den dritten Stand recht eigentlich auf, unsern wahren Rettungsbund mit den Herren von der Geistlichkeit zu schließen. Im Uebrigen aber, Herr Bischof, lagen Talleyrand-Périgord und Mirabeau sich einstmals nicht blos als politische Repräsentanten in den Armen! Ich sehe, Ihr glaubt noch immer, daß ich es eigentlich gewesen, der, gegen Euern Rath und Euern ausdrücklichen Wunsch, das Buch über den preußischen Hof in den Druck gehen ließ?

Ei, mein lieber Graf von Mirabeau, entgegnete der Bischof mit einem stechenden Lächeln, es ist dies ja ein ausnehmend hübsches Buch, und Ihr habt mir ja darin selbst ein artiges Lob gespendet, indem Ihr mich zu den hoffnungsvollsten Geistern der Epoche gerechnet. Aber dies Buch wurde für die Regierung freilich sehr unangenehm, besonders da in dem Augenblick, wo es erschien, sich gerade der Prinz Heinrich von Preußen in Paris befand, den Ihr auf eine so fürchterliche Weise mitgenommen habt. Und lediglich deshalb, weil ich den Prinzen kenne, und weil man zugleich in vielen Kreisen glaubte, daß der erste Gedanke zu Euerer Mission nach Preußen von mir ausgegangen sei, wurde mir die Sache einen Augenblick lang recht unangenehm.*) Jetzt aber sind wir hier auf diesem glatten, sehr glatten Estrich der neuen Reichsstände, mein alter Freund! Der Clerus und der dritte Stand werden ganz gewiß zusammengehen müssen, wenn ich auch für die Rede meines ehrwürdigen Collegen, des Bischofs von Nancy, nicht so schwärmen kann, wie Ihr! Ja, ja, mein lieber Graf Mirabeau, Ihr seid schon immer trotz Euerer andern Passionen sehr parteiisch für meine lieben Collegen

*) Corréspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck I. 344.

vom Clerus gewesen. Ich will Euch aber aufrichtig sagen, was mir an der Rede des Herrn de la Farre nicht gefallen hat. Sie war zu sehr auf einen gewissen Effect gearbeitet, und mußte daher nothwendig die Hände des Auditoriums in Bewegung setzen, was doch ein großer Verstoß gegen die Etiquette war, den ich sehr ungern durch ein hohes Mitglied des geistlichen Standes veranlaßt sehe. Es ist zwar wahr, was ist alle Etiquette? Ihr lächelt, Graf Mirabeau. Ich glaube in Euren Augen zu lesen, was Ihr sagen wollt. Ihr meint, der erste Stoß gegen die Etiquette sei ja von der Königin selbst ausgegangen, und deshalb dürfe man sich nicht wundern, wenn das gefährliche Feuer, das die Königin Marie Antoinette mit eigenen Händen anzündet, nun auch von unten herauf zu brennen anfange? Das wollt Ihr ganz gewiß sagen, Graf Mirabeau, denn Ihr seid immer der Mann der verwegensten Logik gewesen.

Das feine geistvolle Gesicht des Bischofs von Autun strahlte bei diesen Worten von jener Ironie, die sich in seinem Antlitz in der Regel hinter den Zügen eines sinnenden und aufmerksamen Ernstes barg, und nur in seltenen Momenten diese Verstecke verließ, um sich offen in ihrer Uebermacht zu wiegen.

Talleyrand-Périgord hatte erwartet, daß auch Mirabeau lächeln würde, und als dies zu seinem sichtlichen Erstaunen nicht geschah, wurde er selbst plötzlich wieder ernsthaft, fast abstoßend, und richtete einen herausfordernden und stechenden Blick auf Mirabeau.

Nachdem sich Beide in einer kurzen Pause schweigend gegenüber gestanden, sagte Mirabeau: Ich gestehe, daß der Anblick der Königin mir heut ein tiefes Mitgefühl eingeflößt hat, und ich fragte mich vor ihren in Leid dahinschmelzenden Zügen: ob die schönste Frau Frankreichs wirklich auch die unglücklichste wer-

den solle? Vielleicht überwältigte mich zugleich das wunderbare Schönheitsbild der Königin, das mir noch nie so rein und vollendet erschienen, als in diesem Augenblick. Ihr wißt, ich habe einen demokratischen Geist und ein monarchisches Herz. Bei Euch ist es immer umgekehrt gewesen, denn Ihr seid gerade in Eurem Herzen demokratisch, Talleyrand, während Euer Geist stets einen Fußfall bereit hat für die Königlichen Herren dieser Erde. Unsere politischen Debatten, die wir früher mit einander führten, haben darum immer so viel Reiz für mich gehabt. Nur in Einem Ding standen wir immer ganz gleich, nämlich in der Sympathie, die wir Beide unsern Gläubigern einzuflößen wußten.

Mit den Generalständen werden wir ja, so Gott will, Alle ein neues Leben anfangen, sagte der Bischof von Autun, andächtig die Hände faltend. Oft ist es gut, Gläubiger zu haben; man gewinnt daran zugleich Gläubige. Denn wer uns vertraut, und immer nachläuft, den werden wir leicht zu allem Guten mit uns führen können. Aber seht, da sind ja noch andere liebe Freunde, mit denen man sich gern einmal wieder die Hände schüttelt.

Er deutete bei diesen Worten auf eine ihnen nahe getretene Gruppe, in der Chamfort und Cerutti mit einem dritten Herrn in geistlicher Kleidung zusammenstanden, in welchem letztern Mirabeau mit großem Interesse den Abbé Sièyes wiedererkannte.

Sièyes war eine kleine gedrungene Gestalt, der Energie und Willenskraft gewissermaßen in jeder ihrer Muskeln eingeprägt zu sein schienen. Aber sein Wesen hatte zunächst etwas Verschlossenes und Düsteres, obwohl der bedeutende Kopf, der in einem ruhigen Nachsinnen vornüber auf die Brust gesenkt lag, und die hinter langen Wimpern verschleierten, nur zuweilen in

scharfen Blitzen leuchtenden Augen nach einer Aeußerung von ihm begierig machten.

Mirabeau war ihm jetzt mit der lebhaftesten Begrüßung entgegengestürzt und sagte: Gepriesen seien die Pariser Wahlen, die uns den Grafen Sièyes gesandt haben! Ihr seid der einzige Geistliche, der als Vertreter des dritten Standes hier erschienen ist, und das wird und muß uns Glück bringen. Umarmen wir uns darauf!

Sièyes erwiederte diesen Gruß mit einer freundlichen, aber sehr gemessenen Bewegung, und sagte: Kann es einen natürlicheren Vertreter des dritten Standes geben, als den Geistlichen? Wenn der Geistliche nicht zugleich ein Mann des Volkes ist, kann er nur ein Heuchler sein. Ohne das Volk giebt es ebenso wenig eine Kirche als einen Staat.

Und unser Sièyes ist ja eigentlich das Orakel des dritten Standes geworden, rief der Abbé Cerutti, indem er Sièyes auf die Schulter klopfte. Seine Schrift: „Was ist der dritte Stand?“ ist die Oriflamme der heutigen Nationalbewegung Frankreichs. Sie hat dem Volke den Weg gewiesen, um sich selbst zu finden, denn die Selbsterkenntniß ist das Sacrament, welches, wenn es dem Sterbenden gereicht wird, ihn wieder zu einem Lebenden macht.

Nicht übel, Cerutti, sagte Sièyes in seiner lakonischen Kürze. Aber wenn Ihr doch von meiner kleinen Schrift über den dritten Stand redet, so steht hier der Mann, dem ich dabei Alles verdanke, nicht nur die Anregung, sondern auch viele einzelne Stellen, die gerade die Hauptsache enthalten.

Er deutete bei diesen Worten auf Chamfort, der neben ihm stand und bei dieser Erwähnung fast erschrocken zusammenfuhr.

Unser Freund Chamfort erröthet, wie ein junges

Mädchen, sagte Mirabeau lachend. Ich habe schon einmal von ihm gesagt, daß er Schlangeneier legt, um sie von Löwen ausbrüten zu lassen. Und ich bin stolz auf dieses Gleichniß, besonders aber deshalb, weil es paßt. Er hat es schon öfter so gemacht.

Ich finde, daß meine Freunde zu gütig gegen mich sind, erwiederte Chamfort. Wenn mir meine Constitution erlaubte, Schlangeneier zu legen, wollte ich die lieben jungen Schlangen schon selbst aus der Schale bringen und in dem Garten Frankreichs spazieren führen.

Nein, sagte Mirabeau, Du würdest zu faul zum Brüten sein, sowie Du zu faul gewesen bist, um Dich zu den Reichsständen wählen zu lassen. Und ich weiß noch nicht, wie wir ohne Deinen, immer das richtige Licht verbreitenden Geist werden tagen können.

Die Zuschauerbänke müssen auch besetzt sein, wenn auf der Bühne gut gespielt werden soll, versetzte Chamfort. Auch bei der Schrift des Abbé Sièyes über den dritten Stand habe ich nur die guten Dienste eines Zuschauers versehen, nichts weiter. Er setzt mir seine Ideen auseinander, ich mache natürlich ein ziemlich gescheidtes Gesicht dazu, und aus meinen Mienen hat er sich dann Einiges in seine Schrift entnommen, was weiß ich. So wird ein Held erst durch das Volk, das ihm zujauchzt, zu dem, was er ist. Mir aber, meine lieben Freunde, vergönnt es, immer nur Volk und nichts als Volk zu sein, denn zu etwas Anderem tauge ich wahrlich Nichts!

Man erfreute sich dieser liebenswürdigen Heiterkeit Chamforts, und lachte, indem man ihm herzlich die Hände schüttelte. Sièyes aber sagte, indem seine dunkeln, verschlossenen Blicke aufflammten: Chamfort hat Recht. Ich habe heut auch schon daran gedacht. Am Ende gehöre auch ich gar nicht hierher, und hätte

besser gethan, in meiner stillen Arbeitsklause daheim zu bleiben, und meine Bücher anzureden oder Musik zu machen. Denn man muß das Talent eines Mirabeau zum Sprechen und Schreiben haben, um hier etwas nütze zu werden.

Macht Ihr noch immer so viel schöne Musik? fragte ihn jetzt Talleyrand, der sich bisher mit dem ihm in den Weg getretenen General von Lafayette unterhalten hatte. Ich weiß, daß Ihr neben Euren großen philosophischen Arbeiten Euch auch viel mit Musik beschäftigt. Eure Schrift über den dritten Stand ist freilich auch eine Oper, in der mit starken Blaseinstrumenten gearbeitet wird. Aber wir sind doch einmal auch Clerus, Herr Abbé. Werden wir nicht auch bei Gelegenheit für einige Friedens-Hymnen zu sorgen haben?

Ich bin nicht Componist für Alles, Herr Bischof, erwiederte Siéyes trocken. —

Die Glocken von Saint-Louis, welche bisher die stattgefundene Feierlichkeit ausgeläutet hatten, verhallten in diesem Augenblick in einem dumpfen, seufzerartig in sich verlöschenden Ton. Dies gemahnte die Abgeordneten, welche bisher noch in den Gängen der Kirche zurückgeblieben waren, zum Aufbruch. Man trennte sich oder begab sich gemeinsam zu den Wagen, die draußen an den Pforten von Saint-Louis harrten. —

Fünftes Buch.

I. Mirabeau in Berlin S. 6
II. Die Botschaft nach Sanssouci. S. 15
III. Graf Mirabeau bei Friedrich S. 30
IV. Chinesisches Schattenspiel " 51
V. Tod Friedrichs des Großen " 79
VI. Preußen u. Mirabeau " 96
VII. Eröffnung der Geheimschreiberei " 109

Sechstes Buch.

I. Mirabeaus Zustände " 132
II. Brod u. Arbeit " 150
III. Die Abgeordneten des III Standes " 188
IV. Die Prozession der 3 Stände " 205

Mundt, Theodor

Graf Mirabeau

Bd.: 3.

Berlin 1860